4960 BibI.Mont

Beiträge

zu

einer Uebersicht

der

National-Industrie

in Dännemark.

Von

C. Oluffen,

Professor in der Staatsökonomie an der Kopenhagener Universität, Lehrer des Classenschen Ackerbau-Instituts, Mitglied der Königlich Dänischen Gesellschaft der Wissenschaften, der Königl. Gesellschaft zur Beförderung der Veterinair-Wissenschaft, der Skandinavischen Literatur-Gesellschaft u. s. w.

Uebersetzt und mit Anmerkungen versehen

von

Theodor Gliemann,

Cand. jur.

Altona,

bei Johann Friedrich Hammerich

1820.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorwort.

Kaum war Europa durch den Hubertsburger Frieden, und durch Lord Butes von den Engländern sogenannten inglorious peace, im Jahr 1763 in eine Art von Ruhe versetzt, und kaum hatten die friedlichen Beschäftigungen angefangen, eine etwas bestimmte Richtung anzunehmen, bevor die amerikanischen Unruhen und der aus diesen hervorgehende Krieg wieder alle Ordnung verscheuchte, und Europa, so zu sagen, auf einen ganz fremden Schauplatz versetzte, auf dem die Beschäftigungen des Friedens nach dem Versailler Frieden 1783, der großen Veränderungen unerachtet, welche dieser Friede in dem Zustande der Welt verursachte, abermals hervortraten und würkten. Es ward aber doch überall gefühlt, daß die Veränderung sehr groß gewesen. Amerika's thätiger Handel begann, und die Anmaßungen Englands, noch mehr als die ungeheuren Fortschritte in der Industrie, welche alle Länder vielfältig drückten, zeigten sich erst jetzt in ihrer wahren Größe und Bedeutung. Inzwischen waren Europa's übrige Nationen doch nicht in den Schlaf

gesunken; Thätigkeit und übrig gebliebene Kräfte äußerten sich überall, und vielleicht war die Periode nach diesem Kriege diejenige, in welcher Europa sich auf dem rechtem Wege zur Ruhe und Ordnung in den Nahrungszweigen befand. Aber nun begann, ohngefähr 1791, eine Periode, die beinahe mit dem Umsturz aller bürgerlichen Ordnung drohte, die Periode, welche mit dem Revolutionskriege anfieng, und von Napoleon fortgesetzt wurde, bis die Menschheit im Jahr 1813 ein eben so unerwartetes als wünschenswerthes Ende derselben erblickte. Man kann sagen, daß die Lage Europa's, und das gegenseitige Verhältniß der Staaten in dieser schrecklichen Periode und den beiden Pariser Friedensschlüssen 1814 und 1815 eine totale Veränderung erlitten. Es war nicht allein die langsame Veränderung, welche die Eroberung so vieler Länder, und die feindliche Occupation anderer mit sich führen mußte; Veränderungen, die erst in ihrer ganzen Fülle und Ausdehnung bemerkt wurden, nachdem der längst erwartete Friede sie aufdeckte, und sie allen Augen deutlich darstellte.

Während diesen langsamen Veränderungen geschah es, 1. daß Nordamerika unbemerkt seinen Handel ungeheuer ausdehnte; 2. daß Holland und Frankreich, und zum Theil Dännemark und ein Theil von Deutschland, eben so wie Spanien und die italienischen Staaten ihren Handel gänzlich oder doch größtentheils verloren, und an deren Stelle traten Großbritannien und Amerika; 3. daß der Handel und das Fabrikwesen des festen Landes eine ganz neue Wendung neh-

nehmen mußte. Das sogenannte Continentalsystem war der Meinung Frankreichs wohl nicht gänzlich angemessen; aber es würkte doch ohne Zweifel zum beträchtlichen Nachtheil für das englische Fabrikwesen, und Großbritannien konnte nur durch viele Künste und Aufopferungen sich einen Theil von der Versorgung des festen Landes vorbehalten. Inzwischen lernten die Nationen doch unter Schwierigkeiten aller Art sowohl brittische Fabrikwaaren als indische Produkte zu entbehren. Eine aufgedrungene Sparsamkeit, und die Nothwendigkeit, übergebliebene Kapitalien unter zu bringen, lehrte zu entbehren und selbst zu fabriciren. Wie sehr nun auch die Entbehrung mit der Nothwendigkeit aufhörte, welche sie aufdrang, und wie viele neue Fabrikanlagen auch wieder eingegangen sind, so ist doch gewiß, daß Großbritanniens Fabrikwesen einen Stoß litt, den es vielleicht nie verschmerzt; und der Handel dieses Landes mußte nothwendig sehr leiden, da so viele Nationen auf einmal aus dem langen Schlummer erwachten, und anfiengen, alles an sich zu reißen, dessen sie nur habhaft werden konnten, wie Frankreich, Holland und der Norden.

Der Gang des Handels und der Gewerbe mußte durch die großen, von den Pariser Friedensschlüssen herbeigeführten Veränderungen auch plötzlich verändert werden. Schon früher war Norwegen Dännemark entrissen; Holland und die Niederlande wurden frei; ein allgemeiner Friede setzte alle Länder in den Stand wieder aufzutreten; und nach dem

Frie-

Frieden ereignete sich die für Europa so unendlich wichtige Begebenheit, daß Süd-Amerika für stets seine vorigen Verbindungen mit Europa aufgehoben zu haben scheint, ein Umstand, durch welchen Spanien, und somit auch Europa, bis jetzt über zwölf Millionen Piaster jährlich verloren hat. Ein Verlust, der nur eine bedeutende Revolution im Preise des Silbers in ganz Europa, und folglich in den Finanzen und im Handel im Allgemeinen zur Folge haben kann; eine Revolution, die nicht gleich bemerkt wird, sich aber nach und nach einstellt.

Auf dieser gänzlich veränderten Bühne war es nun, wo die ruhigen Beschäftigungen des Friedens mit diesem wieder hervorgehen, und in der alten Spur fortwandeln wollten. Man begriff, oder achtete die Veränderung nicht genug, und begann, so zu sagen, da, wo man genöthigt gewesen war, aufzuhören.

Unser Vaterland war auch eins der Länder, wo man glaubte, daß ein allgemeiner Friede alles wieder auf den alten Fuß setzen würde; wie sehr man sich aber darin betrog, zeigte sich gleich in dem Augenblick, da man sich zu rühren anfieng. Bald wurde es bemerkt, daß die vorige Bahn für den Produktenhandel Dännemarks durch die Scheidung Norwegens eine ganz neue geworden sey. Auch hatten die Folgen eines langwierigen beschwerlichen Kriegszustands alle Kräfte des Landes gelähmt. Das Geldwesen war in einer gränzenlosen Ver-

wir-

wirrung. Der allgemeine Gang des Handels konnte sich nicht gleich bestimmen; noch verstand niemand die neue Lehre, die doch so nothwendig war, nachdem die alte verschwunden. Zu dieser Verwirrung, die noch nicht vorüber ist, denn sie beruhet eigentlich auf der ganzen Welt, kam der Druck der herrschenden Umstände, und eine Verzagtheit, eine Niedergeschlagenheit, die weniger von der Gegenwart hervor gerufen, als aus Furcht vor der Zukunft entstanden war, da man in dieser noch etwas schlimmeres ahndete, und zum Theil nichts sehen wollte, was frohe Aussichten erwecken konnte.

Unter solchen Umständen ist es ganz gewiß das Wichtigste, sich einen wahren Begriff vom Zustande zu machen, und das Schreckbild recht ins Auge zu fassen, um es zu beurtheilen, und um zu entdecken, was es verkündet. In keinem Lande konnte dies wichtiger seyn, wie in Dännemark, wo die anhebende Veränderung gar nicht bemerkt zu werden schien, und wo man sich im Friedens-Augenblick 1814 und 1815 ohne Zweifel zum Frieden zurück träumte, wie er 1805 und 1806 war, und sich theils gleich und plötzlich, theils durch eine langsame Gegenwürkung in diesen Vorstellungen betrogen fand, und sich mit Verwunderung auf einer gänzlich neuen Bahn erblickte, indem man nur den alten Weg zu gehen wähnte.

Es war der Wunsch, zu einer solchen Einsicht zu ermuntern, und um durch Vergleichung der

Bür-

Bürden des Vaterlandes mit den Kräften desselben zu einer richtigen Beurtheilung von dem wahren Zustande des Vaterlandes beizutragen; eine Vergleichung, die niemals nothwendiger seyn konnte, als eben in dem Augenblick, da beinahe eine allgemeine Stimme sich erhoben hatte, um den Ruin des Staats, als eine unvermeidliche Folge des vermutheten Mißverhältnisses zwischen den Kräften und Lasten desselben, zu verkünden; es war ein Versuch zu einer solchen, wissenschaftlich eben so wichtigen, als staatsbürgerlich nützlichen Zusammenstellung, die ich mir vor drei Jahren die Ehre gab, vor einer großen Versammlung von aufgeklärten und kenntnißreichen Männern in Vorlesungen vorzutragen. Da eine beinahe zweijährige Krankheit mich daran verhinderte, diese Vorlesungen zu wiederholen, beschloß ich, des Beifalls halber, die dieselben gewonnen hatten, sie drucken zu lassen, um sie einem größeren Kreise vorzulegen. Dieser Entschluß ist es, den ich hiemit bewerkstellige, und die Absicht desselben dem redlichen wahren Bürgersinn empfehle, indem ich von den wahren Kennern Aufklärung und Nachsicht wegen der Ausführung erwarte.

Diesen muß ich erklären, warum dies Werk nicht so vollständig ist, oder noch werden konnte, wie ich es gern ausgeführt hätte, und wie die meisten von denen, welche meine Vorlesungen mit ihrer Gegenwart beehrten, vielleicht erwartet haben. Was ich hier liefere, ist bloß ein Versuch, die National-Industrie in Dännemark zu beurtheilen;

in

in wie fern sie für die ganze Oekonomie des Staats hinreichend ist, beruhet auf weit mehreren Datis, die ich glaubte, hier übergehen zu müssen. Zu diesen gehört das Geldwesen, aus dessen Betrachtung einzusehen ist, welches endliche Resultat die Würksamkeit der Nation und die Regierungs-Verwaltung im Verein zum Nutzen und Frommen des National-Wohlstands herbeiführen; indem der Wohlstand der Nation am Ende doch von dem Theil des Lohns für seine Bestrebungen abhängt, von dem übrig gebliebenen Theil der National-Einnahme nämlich, den sie selbst zu ihren Bedürfnissen und Bequemlichkeiten übrig behält, nachdem die Foderungen und Bedürfnisse des Staats befriedigt sind. Wie groß dieser Ueberschuß seyn kann, kömmt natürlicher Weise auf die Größe von dem unmittelbaren Bedarf des Staats an, und dieser wird vorzüglich durch das Verfahren der Regierung, welches besonders durch die Verwaltung des Geld- und Finanzwesens für den Staat würkt, bestimmt und modificirt. Wenn man sich deshalb eine Uebersicht von der Staatsökonomie einer Nation verschaffen will, welche, im Fall sie irgend ein würklich reelles und nützliches Object haben soll, deutlich angeben muß, wie eine Nation die große Aufgabe löset: sich selbst durch Hülfe der sie umgebenden Natur, unter den politischen Umständen, unter die sie durch Würkungen, deren sie selbst nicht mächtig war, gesetzt worden, und durch die Industrie-Politik, unter deren Auspicien sie sich äußern darf, in einen gewissen Grad von National-Wohlstand zu setzen, so muß

man

man seinen Blick nothwendig weiter führen, und die weitere Handlungsweise der Regierung beschauen, und das Verhältniß besehen, in welches diese durch ihre Verwaltung die Nation, so zu sagen, zu sich selbst, und durch die äußere Politik, zur ganzen übrigen Welt stellte. Hier wird das Finanzwesen des Staats nun die letzte und endliche Betrachtung. Denn durch dasselbe wird nicht allein bestimmt, was der Staatsbürger, als endlichen Lohn für alle seine Bestrebungen behalten kann, sondern auf demselben beruhet auch die Kraft, mit der er auf seiner Industrie-Bahn vorwärts gehen kann, und im Allgemeinen die wahre Kraft des Staats.

Diejenigen, welche also wünschen, sich einen einigermaaßen deutlichen Begriff von dem National-Wohlstand Dännemarks zu machen, könnten deshalb mit Recht verlangen, daß ich das wichtigste Glied in der Kette hier nicht übergangen hätte, und sind berechtigt zu fragen, warum ich es that. Dieser Frage bin ich eine Antwort schuldig.

Obgleich ich gerne die Liberalität unserer Regierung, und den Wunsch derselben, in ihrem Finanzwesen populair zu seyn, anerkenne, so habe ich doch nichts gesehen, was eine Annäherung zur Publicität bestimmt andeutet. Und ich sehe es als Bürgerpflicht an, hierin nicht von der Ansicht derselben abzuweichen, wie sehr ich sonst auch geneigt bin, zu glauben, daß Regierungen kaum auf irgend eine andere Art sich die Liebe und das Zutrauen der Völker besser erwerben können, als durch Publicität im Finanzwesen. Wie leicht es

mir

mir nun auch, wie jedem anderen, seyn könnte, Finanz-Nachrichten zu sammeln, und wie sehr ich mich auch darauf verlassen könnte, daß selbst die Bekanntmachung solcher Nachrichten mit Liberalität angesehen und beurtheilt werden würde, glaube ich doch nicht, es thun zu dürfen. Erstens darf es keine Absicht seyn, eine leere Neugierde zu befriedigen; zweitens ist es doch wohl nicht möglich, solche Nachrichten bekannt zu machen, ohne deren Bereitwilligkeit zu mißbrauchen, von denen man sie erhielt; und drittens ist es die Regierung, und nicht der Privatmann, die beurtheilen kann und soll, in wie fern eine solche Publicität nützlich oder nothwendig sey.

Aus diesen und mehreren Ursachen, wozu noch die Ueberzeugung kömmt, daß man, alles Sammelns ungeachtet, einer bedeutenden Unvollständigkeit nicht entgehen könnte, habe ich die Nachrichten über unser Finanzwesen, die ich gesammelt haben könnte, bis weiter zurück gehalten, und die Mittheilung der Resultate für unsere Staats-Oekonomie, welche daraus hergeleitet werden können, ausgesetzt.

Gleichfalls habe ich einige Betrachtungen über die staatsökonomische Unwichtigkeit der Trennung Norwegens ausgelassen. Der Grund hiervon war die Meinung verschiedener denkender Männer, die zum Theil von der meinigen abweichend war, theils die Ueberzeugung, daß es vielleicht noch etwas zu früh sey, diese Sache, welche noch nicht bei der Fackel der Erfahrung besehen werden kann, vor den Richtstuhl der bloßen Speculation zur Untersuchung zu bringen.

Da

Da dies Werk übrigens das Schicksal erlebt hat, kritisirt zu werden, ehe es noch gedruckt war, so ergreife ich diese Gelegenheit, noch Einiges anzuführen, nicht so viel, um unwichtige Unrichtigkeiten zu widerlegen, als um zu beweisen, daß ich nicht mit meinem guten Willen das Publikum auf unüberlegtes Gewäsch zu Gast bitte.

Kaum waren die ersten Bogen dieser Beiträge gedruckt, bevor ich wegen des über Christian den Vierten S. 22. Gesagten zur Rede gestellt wurde. Ich glaubte, daß dieser König, der 1648 starb, nun endlich der Geschichte angehörte, erfahre nun aber dagegen, daß es nicht im Lande selbst, und in den Einrichtungen zum Wohlstande desselben ist, wo ich verlangen darf, das Andenken des großen Königs zu erblicken, sondern daß ich es in den Vermuthungen, Erklärungen und Entschuldigungen seiner Vertheidiger gesucht haben sollte. Ist es aber nicht gleichwohl wahr, daß die Zerstückelung des dänischen Reichs unter Christian dem Vierten anfieng, ist es nicht wahr, daß unter ihm Torstenson mit einer Armee aus dem Innern Deutschlands tief in Dännemark hinein drang, bevor Christians Politik es sah, obgleich die gespannten Verhältnisse mit Schweden ihn gewarnt haben müßten, und obgleich es scheint, als wenn sein Resident in Stockholm, Wibe, ihn würklich warnte, und obgleich Niemand seinen persönlichen Heldenmuth in Zweifel zieht? Ich lasse gern alle Entschuldigungen gelten, behaupte aber, daß dies Facta sind, und daß es erlaubt sey, zu bezweifeln, daß solche Mißgriffe

zur

zur aufmerksamen Politik gehören. Ich frage weiter, was Christian that, um den Zustand der Bauern zu verbessern? verblieben sie nicht im alten Elende? Was that er für's Fabrikwesen? Will man mir im Ernst erzählen, daß er Seiden-Fabriken in Kopenhagen und Tapet-Manufacturen in Kiöge anlegte? Und für den Handel? — Die ostindische Compagnie, zu deren Aufrechthaltung die weltlichen und geistlichen Bewohner Kopenhagens wenige Jahre nach der Anlage zusammen schießen mußten! Will man alles der Art bewundern, so habe ich nichts dagegen; nur behaupte ich, daß mehr dazu soll, um das Andenken eines großen Königs zu begründen, und daß es Lande selbst und den inneren Einrichtungen ist, wo man sich nach dem national-ökonomischen Nutzen, den ein König für sein Volk gehabt, umsehen soll. Und wenn ich in dieser Bedeutung wenig in der Geschichte Dännemarks unter Christian dem Vierten finde, so ist meine Meinung, daß er mit allem seinen guten Willen und seiner Thätigkeit nur wenig würkte. Will man mir eine solche Meinung nicht erlauben, so bringe man Facta dar, und trete nicht wichtig mit Wortschwall einher *). — Ueberhaupt ist es wohl nicht so

*) Da wir S. 22. auch ein anderes Urtheil über Christian den Vierten annahmen, müssen wir hier noch Folgendes nachholen. Der Verfasser führt selbst an, daß Dännemark allein ein schwaches Reich sey, weshalb denn wohl, da die drei nordischen Reiche einmal vereint waren, und solchergestalt ein kräftiges, solides Ganze bildeten, den unpolitischen Unions-Königen, die das Reich zerfallen ließen, weit mehr vorzuwerfen ist, als Christian dem Vierten, indem da der Anfang des Schwächerwerdens zu suchen

so ganz unrichtig, eine Sache in demselben Lichte zu betrachten, wie ein Puffendorf, Galetti, Rühs und

suchen ist. Weiter, da Schweden einmal wieder Bestand hatte, war es wohl ganz natürlich, wie der Verfasser auch selbst gesteht, daß die südwestlichen Provinzen dieses Reichs früh oder spät an den Staat fallen mußten, dem sie von Natur angehörten, im Fall dieser letzte Staat nicht politisch todt dastehen wollte. Und der Verlust, den Dännemark unter ihm erlitt, war auch bei weitem nicht von der Bedeutung, wie der, welcher unter dem Sohne Statt fand; denn die unter Christian verlornen Provinzen waren sämmtlich von geringer Bedeutung, und Dännemark ohne dieselben noch immer ohngefähr eben so kräftig, als mit denselben. Daß Christian im rüstigen Alter doch auch selbst diese Provinzen zu erhalten verstand, beweist der Friede zu Knäröd; daß er aber im 70sten Jahre nicht mehr so kräftig würken konnte, will man ihn doch wohl nicht zum Vorwurfe gereichen lassen, oder deswegen sein früher erworbenes Verdienst schmälern. Und wenn Wibe aus Stockholm warnte, so wußte Ulfeld aus persönlichem Widerwillen gegen diesen Mann seine Nachrichten grundlos darzustellen, und Christian's Gemüth zu beruhigen. Es ist doch wohl hart, daß man dem Könige das zur Last legen will, was ein Mann, wie Ulfeld, allmächtiger Minister, als Schwiegersohn des Königs, doch wohl einiges Vertrauen von Seiten dieses werth, durch persönliche Erbärmlichkeit verschuldete. Was er für die Bauern that, frägt der Verfasser weiter; und da darf man wohl mit dem ultra posse antworten; denn da der Adel ihn nicht allein nie unterstützen wollte, sondern im Gegentheil ihm immer entgegen war, so konnte er wohl mit dem besten Willen wenig ausrichten. Was that denn der souveraine Friedrich der Dritte, wenn man unpartheiisch urtheilen will? und dem standen doch ganz andere Mittel zu Gebote. — Man muß doch wohl bei der Beurtheilung eines Königs relativ zu Werke gehen, und vorzüglich darauf sehen, welchen Umständen derselbe unterthan war, und dann, was ein König selbst that, und was die ihn umgebenden Männer würkten; denn manchem Könige

ward

und G. Baden u.m.; Männer, die doch wohl alle auch etwas von Christian dem Vierten wissen,

und

ward ja durch seine großen Minister der Zunahme des Großen unverschuldet zu Theil.

Der Verfasser fodert Facta, und um unsere Bemerkung S. 22. nicht grundlos gemacht zu haben, müssen wir wohl einige herzählen, doch lediglich nur, um unsere Meinung zu belegen, keinesweges, um etwas neues zu sagen. Christian der Vierte regierte selbst, sah nicht von oben herab den Zustand seines Volks so, wie er ihm von seiner Umgebung vorgestellt werden konnte, sondern setzte sich in das richtige Verhältniß zum Volke, und sah alles mit eigenen Augen; er lebte wie König und Held unter und mit demselben, und ward ein unendlich geliebter Volkskönig, in der edelsten Bedeutung des Worts. Der überall in den Reichen herrschende Wohlstand muß doch wohl als die Folge einer guten Regierung angesehen werden? Kein König sorgte so emsig für Norwegen, wie Christian; er gründete den norwegischen Bergbau, errichtete Posten, sorgte für bessere Erziehung des Adels; er legte überall auf den Gränzen des Landes Festungen an, und erbauete Städte und Schlösser in Menge. Er gründete den ostindischen Handel, wenn auch Anfangs, zufällig und ohne seine Schuld, mit Schaden; er hielt die Hamburger im Zaum. Die Seemacht nahm er in besonderen Schutz, und das war wohl eine richtige Ansicht von der politischen Lage Dännemarks. Auch sandte er Schiffe auf Entdeckungen im hohen Norden aus, und that überhaupt verhältnißmäßig mehr, als die meisten Könige des oldenburgischen Hauses. — Daß Christian nicht alle Gebrechen abstellte, und lange nicht alles leistete, was man möglicherweise von einem Manne fodern kann, ist ja nicht auffallend, wenn man die obwaltenden Umstände beachtet. Ueberall stemmte sich ihm der Adel entgegen, und doch unterlag er nicht; dem Sohne ward es zu arg, und um das dadurch schon an den Rand des Abgrunds gebrachte Reich nicht untergehen zu lassen, oder selbst zu sinken, mußte alles gewagt werden, und leicht ward er Souverain.

Nur des Verfassers, von Seiten der Staatsökonomie aufgestellte, Charakteristik über Christian den Vierten,

und wohl kaum unvernünftige Leute sind, weil sie über diesen König nicht die nämliche Meinung hegen, wie andere. Bei der Beurtheilung historischer Charaktere kann die Wahrheit wahrlich nichts dadurch gewinnen, daß man sich zu einer Meinung hält. Ich denke, es ist am besten, anderen zu erlauben, die ihrige zu haben. Hanc veniam petimus damusque vicissim.

Doch genug hievon. Ich habe nicht nöthig, mehr hinzuzufügen, um zu beweisen, daß ich nicht leichtsinnig eine Aeußerung über einen mit Recht geliebten König unter das Publicum hinwarf. Aber ich gebrauche auch nicht mehr zu sagen, um zu beweisen, daß es in dem klaren Ausspruch der Geschichte ist, wo man die Denkmäler eines großen Königs suchen soll, und daß man berechtigt sey, daran zu zweifeln, daß solche vorhanden sind, wenn sie vermißt werden.

---

ten, die diesen am meisten gefeierten König im Vergleich mit den übrigen Königen so leer und nichtig ausgehen läßt, war im Stande, mir diese vielen Worte abzunöthigen, nicht um zur Fahne irgend eines Geschichtschreibers zu schwören, sondern bloß, um meine S. 22. gehegte Meinung, die von der des Verfassers und der der angeführten Geschichtschreiber verschieden ist, etwas zu belegen, damit selbige dem Anscheine nach nicht grundlos dastände. Anm. des Uebersetzers.

Vor-

Vorrede
des Uebersetzers.

Das Nichtvorhandenseyn einer Statistik Dännemarks, indem die älteren Statistiken theils veraltet, theils unbrauchbar sind, und die neueste dänische von Thaarup nur Materialien enthält, die Vorzüglichkeit dieser so gründlichen und scharfsinnigen Beiträge, und des Verfassers hohes anerkanntes Verdienst mußten hinreichende Beweggründe abgeben, dem deutschen Publikum dieselben nicht vorzuenthalten.

Um dem darin herrschenden Geiste nicht zu nahe zu treten, ist das Original ziemlich wörtlich wieder gegeben; die einzigen Veränderungen hat der Uebersetzer sich in der Vorrede erlaubt, die im Originale einige Persönlichkeiten enthält, welche das

deutsche Publikum keinesweges interessiren würden, doch, wie ich hoffe, ohne dem eigentlichen Inhalt der Vorrede zu nahe zu treten.

Die zugefügten unbedeutenden Bemerkungen sind nur der verschiedenen Ansicht des Uebersetzers zuzuschreiben, und derselbe bittet, sie mehr als Bemerkungen, denn als Berichtigungen anzusehen.

Kopenhagen, im October 1819.

Der Uebersetzer.

Inhalts-

Inhaltsanzeige.

Einleitung . . . . . S. 1.

Warum die in spätereu Jahren eingetretenen Begebenheiten in Dännemark so schädlich würkten, 1. Schädliche Folgen vom Stillstehen des Staats, 2. Die politischen Verhältnisse nach dem Utrechter Frieden hätten Dännemark von Nutzen seyn können, giengen aber ungenutzt vorüber, 3. Verschiedene politische Fehler, 3. Eine Nation kann auf zwey Wegen zum Wohlstand gelangen, 4. Dännemark hat keinen derselben recht benutzt, 5. Katastrophen im Handel Dännemarks, 5, 6. Ob der Handel Dännemark bereicherte, 6. Gründe dafür, daß derselbe beträchtlichen Vortheil gegeben, 6, 7. Dännemarks Handel, selbst in der blühendsten Periode, war die Folge eines unnatürlichen Zustandes in der Welt, 8. Die Ordnung für den Wohlstand Dännemarks, 8. Der Ackerbau desselben, 9. Dännemarks Verlust 1807, 9, 10. Ueber Dännemarks Verlust und die Aussichten in Zukunft, 11. Grundidee des Staats, 12. Staatsökonomischer Plan, 12. Idee des Staats, 13. Höchster Zweck des Staats, 13. Fällt mit dem des ganzen menschlichen Geschlechts zusammen, 13. Das Grundprincip für die Staatsverwaltung, 13, 14. Was National-Wohlstand sey, 15. Hindernisse desselben, 16. Politische Hindernisse, 16, 17. Physische Hindernisse, 18. Andere Hindernisse für den National-Wohlstand, 18, 19.

Erste Abtheilung. Ueber das politische Verhältniß Dännemarks zu anderen Staaten . . S. 20.

Die politische Möglichkeit eines Staats ist die erste Betrachtung für den Staatsökonom, 20. Der dänische Staat hat

hat sich mehrere male zu einer bedeutenden Größe aufgeblasen, 21. Etwas über Dännemark unter Christian dem Vierten und den folgenden Regenten bis Christian dem Sechsten, 21, 22, 23. Einige politische Fehler Dännemarks, 23. Dännemark seit 1781, 24. Folgen aus Norwegens Scheidung in militairischer Rücksicht, 25—34. Norwegens See-Enrollirung, 34, 35. Etwas mehr über diese Trennung, 36—42.

Zweite Abtheilung. Ueber die physische Beschaffenheit des dänischen Staats . . . . . S. 43.

Die Natur-Produkte werden vom Klima und Boden bestimmt, 43. Das Klima ist das wichtigste, 44. Vom Klima Dännemarks, 44. Die Unbeständigkeit desselben ist heilsam, 45—48. Specielle Bemerkungen über den Boden in den verschiedenen Gegenden Dännemarks; Marschboden, 49. Flugsand, 50. Entstehung desselben, 51. Heideboden, 52. 53. Lehm, Mergel, 54. Dammerde 54. Wiesen, Sümpfe und Moore, 54. Allgemeine Uebersicht des Bodens im dänischen Staate, 54—56. Dännemarks geographische Lage, 56—58. Einige Bemerkungen über den National-Charakter, 59—64.

Dritte Abtheilung. Von den Natur-Produkten des dänischen Staats, und vorzüglich von den Erzeugnissen des Ackerbaues . . . . . S. 65.

Industriepolizey im Allgemeinen, 65. Was Produktion sey, 65, 66. Natural-Produktion, Kunst-Produktion und Handel bilden eine zusammenhängende Reihe, 67—69. Princip der Industriepolizey, 70. Ueber den Ackerbau, 72. Die ausgezeichneten Charakterzüge desselben, 73—77. Hemmungs-Ursachen, 78. Uebersicht des dänischen Ackerbaues; Produkt von Aecker, Wiesen und Triften, 79—85. Menge des Saatkorns, 86. Quantitäts-Verhältniß der geerndteten Getreidearten, 87. Einige Bemerkungen über die dänischen Ackerbau-Resultate, 88—93. Hindernisse für den Ackerbau durch Klima u. Boden, 94. Specielle staatsökonomische, 94—97. Art des Besitzes, 98.

Pach-

Pachtung, 99—101. Fäste, 102, 103. Erbpacht, 104. Eigenthum, 105—107. Zehenten, 107—111. Ungleiche Besteurung, 111. Fuhren, Reisen, 112. Frohndienst, 112—121. Frohndienste an den Staat und Lieferungen in natura, 122—124. Hindernisse für den Ackerbau durch Kornpolizey, 125—127. Gemeinschaft, 128. Mangel an Kapital, 129. Warum der Handel dem Ackerbau Kapitalien entzieht, 130, 131. Ueber Vertheilung der Ländereien in kleine und große Grundstücke, 132—139. Das beste System für die Landarbeiter, 140, 141. Der wahre Grund für die Größe der Grundstücke, 142, 143. Mangel an Landpolizey, 144. Würksame Mittel zum Emporkommen des Ackerbaues in Dännemark, 145—155. Andere Naturprodukte, 156. Fischerei, 157—159.

Vierte Abtheilung. Von der Kunstproduktion S. 160.

Was Kunstproduktion sey, 160. Verbindung zwischen Naturalproduktion, Kunstproduktion und Handel, 161, 162. Charakteristische Züge der Fabrikation oder Kunstproduktion, 163. Werth der Fabrikate, Bestandtheile desselben, 163, 164. Unvortheilhafte Seite des Fabrikwesens, 165, 166. Von der nationalbereichernden Kraft der Fabrikation, 167. Meinung der Colbertisten, 168. Der Physiokraten, 168. Adam Smiths, 169, 170. Prüfung dieser Meinungen, 171—175. Unmittelbarer Einfluß der Fabrikation auf das National-Vermögen, worauf derselbe beruhet, 176. Hausfleiß, 177—180. Das praktische Gesetz für das Fabrikwesen eines Landes, 181—183. Von der Mitwürkung des Staats zur Kunstproduktion, 184. Ueber die Bequemheit Dännemarks zum Fabrikwesen, 185, 186. Die endliche Folge von der Erweiterung der Fabrikindustrie in jedem Lande, 187, 188. Das Gefährliche eines übertriebenen Fabrikwesens, 189. Natürlicher Zustand des Fabrikwesens, 190. Ordnung und Gang des Fabrikwesens in Dännemark, 191—193. Ueber das Zunftwesen, 194, 195. Allgemeine Beurtheilung der dänischen Fabriken, 196—198.

Betrag

Betrag einiger königlichen Unterstützungen, die dem Fabrikwesen verabreicht sind, 199, 200. Ob unser Fabrikwesen in den letzten Jahren zurück gegangen, 201—203. Bedingungen für das blühende Fabrikwesen eines Landes, 204. Anwendung derselben auf Dännemark, 205. Die richtige Ordnung des Fabrikwesens in Dännemark, 206—218. Von der Unterstützung des Fabrikwesens abseiten der Regierung, 219. Städte, 220. Deren Entstehung, Würkung, 220, 221. Es ist nicht ausgemacht, daß das städtische Gewerbe in Dännemark abnimmt, 222—224. Vom Zoll, 225. Beispiele, daß je höher der Zoll, je weniger bringt er ein, 226, 227. Ueber Verbote wider Einführung fremder Waaren, 228. Ueber Sparsamkeit, 229, 230. Vom Luxus, 231—243. Gesetze wider die Ueppigkeit, 244. Worin der Verlust beim Verbrauch ausländischer Waaren bestehe, 245—249. Ob Dännemark diesem Verlust entgehen kann, oder eine öffentliche Veranstaltung dawider wünschen muß, 250. Der Luxus in Dännemark ist nicht von Bedeutung, 251—254. Mittel, dem Luxus einige unschädliche Einschränkungen zu geben, 255, 256.

Fünfte Abtheilung. Ueber Dännemarks Handel S. 257.

Was Handel ist, 257. Nothwendigkeit desselben, 257. Mittelbare und unmittelbare Produktivität des Handels, 258. Der Handel nimmt leicht eine schädliche Wendung, 259. Natürliche Bestimmung desselben, 260. Allgemeine Bemerkung über den Handel Dännemarks, nebst den Vortheilen und Mängeln des Landes in Rücksicht desselben, 261—265. Zu viele kleine Städte nachtheilig für den Flor des Handels, 265. Einschränkungen des Handels, 266. Bemerkung über viele dänische Häfen, 267. Der dänische Handel hat nicht sonderlich direct auf die Produktion des Landes gewürkt, 268. Ueber die bereichernde Kraft des Handels für

gewiß

gewisse Staaten, 269. 270. Vernachlässigung des für Dännemark wichtigsten Handels, 271. Der dänische Handel seit Christian dem Vierten bis zu unserer Zeit, 272. Fragen über die Würkungen desselben für Dännemark, 273. Einige durch den Handel veranlaßte Staatsausgaben, 274, 275. Bedeutender Eingriff in den Handel eine bedenkliche Sache für Dännemark, 276—279. Dännemarks inländischer Handel, 280. Handelsschwierigkeiten dieses Landes, 281. Ueber den asiatischen und chinesischen Handel, 281. Der westindische Handel, 282. Dännemarks ausländischer Handel konnte nie einen großen Schwung bekommen, wenn nicht auswärtige politische Begebenheiten denselben begünstigten, 282. Hat auch kaum je einen Gewinn von Bedeutung zuwege gebracht, 283, 284. Gründe, weshalb man hezweifeln muß, daß der Handel Dännemarks jemals von Bedeutung werden könne, 285—289. Activ- und Passivhandel, 290. Ob Dännemark Unterbilanz in seinem Handel hat, oder bekommen kann, 291. Bestimmung des Worts Unterbilanz, 292—317. Allgemeine Schlüsse über den Handel Dännemarks, 318—320.

Sechste Abtheilung. Ueber Dännemarks Volksmenge . . . . . S. 321.

Einige Staatsökonomen haben die Vermehrung der Volksmenge als ein Staats-Grundprincip angesehen, 322. Unzulässigkeit desselben, 323—325. Unbequemlichkeit einer zu großen Volksmenge, 326—328. Wann die Volksmenge zu groß sey, 329—331. Pflichten der Regierung mit Rücksicht darauf, 332, 333. Boyes Aeußerungen hierüber, 334, 335. Die Zahl der Armen ist weit größer, als sie gewöhnlich scheint, 336. Fortsetzung von den Pflichten der Regierung mit Rücksicht auf eine übergroße Volksmenge, 337, 338. Wie schnell die Volksmenge sich vermehren kann,

kann, 338. Die dänische Volksmenge in den Jahren 1769, 1787, 1801—1803 u. 1816, 339. Nähere Bestimmungen der Volksmenge bei der Zählung 1801 und 1803, nebst Bemerkungen, 339—341. Minimum von dem Bedarf eines Menschen in Dännemark, 342. Vergleich zwischen Bedarf und Erwerb, 343. Der staatsökonomische Werth eines Menschen in Dännemark, 343. Ob die Volksmenge Dännemarks zu groß oder zu klein sey, 343.

Ein-

Einleitung.

I.

Die Lage, in der unser Vaterland sich in diesem Augenblicke befindet, ist in mancher Rücksicht äußerst merkwürdig. Insofern dieselbe nun Vielen Bekümmerniß, Einigen Hoffnung, den Meisten aber Bedenklichkeiten verursacht, muß sie als eine Folge der Begebenheiten der letzt verflossenen Zeit angesehen werden. Diese würden nicht so gewaltsam und schädlich gewürkt haben, wenn sie den Staat in seiner vollen Kraft getroffen hätten. Dies war aber nicht der Fall. Sie trafen das Land nur im Fortschreiten, keinesweges in aller möglichen Kraft und Fülle. Daß diese vermißt worden, ist der staatsökonomischen Administration des Landes in der vorhergehenden Zeit beizumessen. Im verflossenen Jahrhundert genoß der Dänische Staat während einer Periode von 80 Jahren einer beynahe ununterbrochenen Ruhe. Wie bediente man sich dieses seltenen Glücks? Erweiterte und veredelte man den Ackerbau? blühete das Fabrikwesen? bekam der Handel Kraft und eine heilsame Richtung? Wir können diese Fragen leider nicht bejahend beantworten. Wir müssen gestehen, daß

die ersten sechzig Jahre jener achtzig verstrichen, ohne daß ein vergrößerter Nationalwohlstand davon zeugte, daß man diese Wohlthat benutzt hätte. Freilich genossen die Wissenschaften bedeutende Unterstützungen, man ermunterte die schönen Künste; es war das Werk einzelner aufgeklärter Minister. Urtheilt man aber mit einem etwas umfassenden Blick, so wird man gewahr, daß, mit Ausnahme des Bergbaues in Norwegen, und der See-Vertheidigung des Staats oder der Flotte, in dieser langen Periode wenige oder gar keine von den öffentlichen Angelegenheiten des Staats bedeutend befördert wurden. Die wichtigste Reichthumsquelle Dännemarks, der Ackerbau, floß nach wie vor mit der einmal gewohnten Langsamkeit, und man hat die größte Ursache, zu bezweifeln, daß derselbe im Jahre 1760 ein größeres Product lieferte, als im Jahre 1720. In Rücksicht auf Industrie und Handel erhielten unter Christian dem Sechsten die colbertschen Staatsmaximen hier den Eingang. Demzufolge wurden Fabriken, der Natur des Landes und dem arbeitsamen Charakter der Nation aber keinesweges angemessen, hervor gestoßen, wovon die Folge denn auch war, daß die Anlagen in Stockung geriethen, sobald die Stöße nachließen, oder sobald sie nicht länger durch Monopole, Vorschüsse, Anleihen u. dgl. m. beym Leben erhalten wurden. — Auch der Handel gedieh nicht, ungeachtet aller Monopole, Regulirungen und Kolonie-Anlagen.

Daß der Staat in einem so langen Zeitraume beinahe auf einem und demselben Punkte stehen blieb, war sehr schädlich. Die Nation beharrte in Unthätigkeit, und gewöhnte sich dadurch noch mehr zu der Trägheit, zu welcher der Nationalcharakter sich theils als eine Folge des Klima's, theils aus anderen Ursachen nur zu sehr hinneigt. Die schädlichste Würkung davon war aber, daß mancher bequeme

Augen-

Augenblick verloren ging, in welchem der Staat sich den dauerhaften Besitz so mancher wichtiger Vortheile für's Fabrikwesen und den Handel hätte verschaffen können, die aber, einmal versäumt, nie wieder erwartet werden dürfen.

Schon in einer entfernten Zeit verstand man so wenig Staatsökonomie in Dännemark, daß man seine Zuflucht zu einem dummen orthodoxen Bischof nahm, um unterrichtet zu werden, ob man einer sehr großen Menge industriöser, zum Theil reicher reformirter Familien eine Freystatt gewähren dürfe, und man richtete sich nach seinem einfältigen Gewäsch. Etwas ähnliches begab sich auch mit flüchtigen Engländern unter Christian dem Dritten. Unter den Kriegen der Niederländer mit den Spaniern wäre es wohl nicht schwierig gewesen, in den Besitz einiger wichtiger Portugiesischer Besitzungen in Ostindien zu gelangen.

Auch waren die politischen Verhältnisse nahe vor und nach dem Utrechter Frieden einer Nation, die Antheil an dem Handel und der Schifffahrt Europa's wünscht, nicht ungünstig. — Man könnte eine Art Navigationsacte errichtet haben, und dadurch Herr eines Theils des ostseeischen Handels geworden seyn. Der vielen politischen Fehler nicht zu gedenken, welche Schleswig und Holstein zu einer immerwährenden Quelle der Unruhe und des Kriegs, vorzüglich mit Schweden, machten. Diese Fehler, in welchen die wahre Ursache der Ohnmacht Dännemarks gesucht werden muß, und die zur nämlichen Zeit Dännemark mehrere bequeme Gelegenheiten raubten, Herr von Hamburg und dessen Deutschem Handel zu werden. Die große Menge säkularisirter Güter unter Christian dem Dritten, die weitläuftigen Ländereien Christian des Fünften, der Verkauf der Domainen unter Christian dem Siebenten, gehören auch zu dieser bedeutenden Nachlässigkeit.

Es giebt zwey Wege, auf welchen eine Nation einen hohen Grad des National-Wohlstands erreichen kann. Der erste ist der natürlichste und zugleich der sicherste. Den Boden des Landes urbar zu machen, und überhaupt einen jeden Zweig der Natur-Production auf einen hohen Grad der Vollkommenheit zu bringen — das Resultat hiervon ist Ueberschuß an rohen Producten, und eine für die Natural-Production überflüßige Volksmenge. Diese geht nachgerade zu den Beschäftigungen der Industrie, oder zum Handel und der Schifffahrt über, und die Produkte des Landes bringen ein Capital, sowohl zur immer vergrößerten Fabrikation, als zum ausgebreiteten Handel hervor. Diesen natürlichen Weg hat Dännemark, zufolge unserer früher gemachten Bemerkung, nicht betreten. Der Ackerbau hat hier im Lande stets die Beihülfe des Regenten vermißt. — Sie suchten vorzüglich für Fabriken und Handel zu wirken; keiner aber hatte Kraft genug, um den Aristokratismus und die Bedrückungen, die der Bauernstand, welcher doch $\frac{9}{10}$ des Bodens bauet, von Seiten der übermüthigen Guthsbesitzer dulden mußte, auch nur im geringsten zu heben. Wir werden nachher die Ursachen zu entwickeln suchen.

Der andere Weg zum National-Wohlstand ist, wenn die Nation die natürlichen Vortheile, welche eine glückliche Lage bietet, benutzt, und die zufälligen Gelegenheiten zum Vortheil, welche der Gang der Begebenheiten bisweilen mit sich bringt, ergreift, um sein Fabrikwesen in Flor zu bringen, und sich in den Besitz eines bereichernden Handels zu setzen, oder doch um sich durch eintretende vortheilhafte Handelsconjuncturen zu bereichern. Die Capitale, die hieraus hervorgehen, und über den Bedarf der Fabrikation und des Handels sind, gehen alsdann zur Natural-Produktion, und vorzugsweise zum Ackerbau, über, wodurch

dem

dem National: Wohlstand ein bleibender Grund gelegt wird. Diesen Weg wählten England und Holland in Rücksicht auf Handel und Fabriken, Frankreich weniger durch Handel als durch Fabriken; Deutschland aber noch mehr als Frankreich durch Fabriken.

Auch auf diesem Wege zu einem beträchtlichen National: Wohlstande hat Dännemark keine große Strecke zurückgelegt. Unser Fabrikwesen ist nicht hinreichend für den inländischen Bedarf, und mit Rücksicht auf den auswärtigen Absatz gänzlich unbedeutend. Zwar hat das Land seit geraumer Zeit ausländischen Handel gehabt, aber von großer Wichtigkeit oder von Umfang ward er nicht eher, als vor ungefähr 35 Jahren, da er durch den Amerikanischen Krieg ein temporaires Leben erhielt. Nach dem Frieden zu Versailles nahm er wieder ab; der Revolutionskrieg belebte ihn aber aufs neue, und gab ihm eine Ausdehnung, die bisher unerhört war, mit einemmale aber im Jahr 1807 beynahe bis auf Nichts verschwand. — Daß unser auswärtige Handel während dieser Periode Manchen bereicherte, und dem Staat oder der Staatskasse unmittelbar nutzte, ist keinem Zweifel unterworfen; desto mehr aber, ob das dabei gewonnene Totalcapital würklich von einiger Bedeutung sey. Der blühende Handel beruhete auf politischen Conjuncturen, und mußte sich mit demselben ändern. — Schon der Schluß des Amerikanischen Kriegs bewies dieses.

Günstige Umstände berauschen leicht, und reizen zu übertriebenen Speculationen, die sich mit einer Krisis enden, in welcher ein großer Theil des Gewinns wieder verloren geht.

Solcher Katastrophen hat Dännemarks Handel in der Periode, die wir jetzt vor Augen haben, mehrere gehabt,

und zwar mit solchem Erfolg, daß man berechtigt wird zu fragen: ob der Gewinn, den der Handel gab, wohl so groß sey, wie man vielleicht glauben möchte. — Auf jeden Fall hat Dännemarks einfacher gleichmäßiger Handel bis 1780 keinesweges einen so großen Gewinn oder ein solches Capital zuwege gebracht, daß etwas von Bedeutung als Ueberschuß zum Emporheben der übrigen Einnahmequellen des Landes zugeflossen wäre.

Hieraus kann man denn wohl füglich abnehmen, daß ein solcher Ueberschuß auch nicht Statt gefunden habe. Denn vor der bezeichneten Epoche nahm unser Handel wohl, so zu sagen, jährlich etwas, doch nicht bedeutend zu.

Sowohl im Amerikanischen Kriege, als in den späteren Handelsperioden trieb Dännemark den Handel viel durch Hülfe fremder Capitalien.

Dagegen ist es wohl möglich, daß würklicher Ueberschuß in der letzten Periode, von 1780 bis 1807, oder wenigstens von 1790 bis 1807, statt gefunden hat. — (Unter Ueberschuß wird hier nicht Gewinn vom Kapital, sondern ein Ueberschuß über den Bedarf des Handelskapitals — ein neues durch den Handelsgewinn erzeugtes Capital, was zur Erweiterung des Handels entbehrt werden kann — verstanden.)

Dieses kann man daraus abnehmen, weil Dännemarks Kaufleute, ohne zu Grunde zu gehen, den Verlust tragen konnten, den der Krieg selbigen augenblicklich zufügte. Der Verlust war wohl nicht gänzlich für Dänische Rechnung, aber dennoch so groß, daß er vor 60—70 Jahren die ganze Kaufmannschaft an den Bettelstab gebracht hätte. Weiter, weil der Handelsstand den Finanzen mit ansehnlichen Summen als Anleihe, wodurch diese denn gebunden wur-

wurden, zu Hülfe kommen konnte. Endlich, weil einige wenige Kaufleute einen Theil ihres Vermögens in Ländereien und Fabriken angelegt haben.

Gegen diese Meinung kann aber eingewandt werden: daß der vermeintliche Ueberschuß vielleicht nur dadurch erschien, daß Capitalien dem Handel entzogen wurden, weil dieser unter den bestehenden Conjuncturen, unterm Kriege mit beinahe ganz Europa, sie nicht unterbringen konnte. Hierbei muß auch bemerkt werden, daß der Handel beinahe vernichtet war, und die Kaufleute ohne großes Risico ihre Fonds nicht gebrauchen konnten.

Diese Einwendung ist sehr wahrscheinlich. Will man aber auch — und ich glaube, man darf es — einräumen, daß der Handel Dännemarks in den letzten 35 Jahren auf dem Wege war, einen ansehnlichen Ueberschuß, der mit den übrigen produktiven Mitteln der Nation verbunden werden konnte, abzuwerfen, so ist es doch augenscheinlich, daß der Weg unsicher, und man keinesweges auf die Dauer desselben Rechnung machen durfte. Der Handel, der mit der Zeit disponible Capitale zum Emporkommen des Landes produciren sollte, beruhete nämlich auf Krieg und Verwirrung in der ganzen Welt, keinesweges auf die gewohnte Ordnung des Handels, auf Lage. Dieser Zustand mußte aufhören und hat aufgehört. Jetzt scheint es, als wenn die politischen Massen, die Staaten, sich etwas geordnet haben; sie fangen an mit aller Würksamkeit einher zu schreiten; die unterdrückten Staaten bestreben sich, ihren alten Platz wieder einzunehmen, und sich in den Besitz der alten Vortheile zu setzen; die mächtigen Völker gleichfalls; kurz, alle suchen durch erweiterte Fabrikation und ausgedehnteren Handel sich, wo möglich, neue Wohlstands-Quellen zu sichern. Aber eben, weil dieses Streben allgemein ist, wird es einer jeden Nation schwer fallen, es sehr

weit

weit zu bringen. Selbst Großbrittanniens Fabrikation und Handel wird unter der neuen Ordnung, die nothwendig hervorgehen muß, leiden, und eine weniger mächtige und kräftige Nation wird jetzt kaum auf einen größeren Antheil am Europäischen Handel, als sie hatte, bevor das politische Chaos begann, Rechnung machen können. — Es ist deshalb nicht wahrscheinlich, daß der Dänische Handel beträchtlich erweitert werden könne; er wird gewiß bedeutender seyn und bleiben, als es vor 50 Jahren war, seiner vorzüglich glänzenden Epoche von 1791—97 aber wird er schwerlich wieder gleich kommen.

War also Dännemarks Handel in seiner besten Periode eigentlich die Folge einer unnatürlichen Welt-Katastrophe, muß und wird er in der jetzt bevorstehenden neuen Ordnung der Dinge eingeschränkt, oder als begränzt angesehen werden, wird man folglich von dessen Ueberschuß kein bedeutendes Capital zum Emporhelfen des Ackerbaues und der Kunstproduktion erwarten können; dieser Weg zur Beförderung des Nationalwohlstandes muß deshalb wenigstens als ungewiß und unsicher betrachtet werden.

Steht es also nicht zu erwarten, daß der Handel das so beträchtliche Capital, welches der Ackerbau bedarf, um auf eine weit höhere Stufe zu gelangen, so wie dasjenige, was zur Beförderung der Kunstproduktion erfordert wird, zuwege bringen kann, so ist dieser Ausweg zum verbesserten Zustande des National-Wohlstands gesperrt, und Dännemark suche demnach seinen Wohlstand vorzüglich auf dem erstgenannten Wege, nämlich im Ackerbau, als der Hauptnahrungsquelle, in Verbindung mit einem solchen Fabrikwesen, wie es der Natur des Landes angemessen, und im auswärtigen Handel, wie der Staat, ohne sich

in

in politische Collisionen zu verwickeln, sich ihn unter aller Concurrenz und Rivalität der sämmtlichen übrigen Nationen verschaffen kann.

Dieser Weg scheint wohl langwierig zu seyn; aber er scheint auch nur so. Durch die Verbesserung des Ackerbaues seit dem Jahr 1780 ist der Werth des ganzen Landes gewiß um $\frac{1}{4}$ oder $\frac{1}{8}$ gestiegen, und was für ein ungeheures Capital dies beträgt, werden wir nachher Gelegenheit bekommen, weiter auseinander zu setzen. Gesetzt auch, der Weg wäre langwierig, so ist er doch sicher; — er leitet, wenn auch nicht zu einzelnen großen Anhäufungen von Capitalien, doch zum allgemeinen Wohlstande und zur Kraft im Staate, und ist deshalb beruhigend, wenigstens wenn keine ganz ungewöhnliche Schwierigkeiten eintreten, die eine gänzlich neue Verfassung oder neuen Zustand im Lande hervorbringen, und selbst dann verträgt er unendlich mehr, als alle andere Nahrungsgewerbe — und erholt sich am schnellsten — die Basis desselben, die Fruchtbarkeit des Bodens, ist dauerhaft.

Ein solcher Zustand, sagt man, ist eingetroffen; und nun ist die Frage, ob Dännemark durch seine eigenen Kräfte, das will sagen, vorzüglich durch den Ackerbau, all dem Unglück abhelfen kann, welches die späteren Begebenheiten dem Lande aufgebürdet haben.

Wir sehen, wie die Verfassung des Landes beim Beginnen des neuen Zustands, nicht so blühend, so kraftvoll war, — die Staatsschuld war vielleicht größer im Jahre 1806, als jetzt, — wir ahnen also, weshalb die spätern Ereignisse so heftig wirken konnten.

Dännemarks Verlust ist unleugbar ungeheuer groß. Ich rede hier nicht von der Trennung Norwegens, weil ich überzeugt bin, daß sie, staatsökonomisch betrachtet,

kein

kein Verlust sey. Aber wie gesagt, Dännemarks Verlust war sehr groß. Die Flotte und die See-Arsenale, 300 zum Theil ansehnliche Wohnungen, öffentliche Gebäude, große Waarenlager, viele Schiffe mit ihren Ladungen, Verlust bey der Versorgung Norwegens, ein Französisches Hülfskorps im Lande, die feindliche Occupation der Herzogthümer, betragen einen Verlust in der Realität von wenigstens 30 bis 35 Millionen Reichsbankthaler [1], wenn man nämlich rechnet:

Die Flotte	6 Millionen.
Das Hülfscorps	5 :
Die allürte Armee	6 :
Gebäude und Vorräthe	4 :
Schiffe nebst Ladungen nach Dännemark und den Herzogthümern, nach Abzug der Kaperei	10 :
Norwegens Verproviantirung	4 :
	35 Millionen.

Fügt man hierzu den durch die siebenjährige Sperre im Handel verursachten Verlust, und vorzüglich die in so vielen Jahren im Ackerbau aus Mangel an Arbeiter unterbliebene oder versäumte Arbeit, wovon die Würkungen sich noch lange zeigen werden, die Verringerung des Vermögens durch den Münzfuß, und endlich die Würkung der vielen, dem Landmanne in Natural-Lieferungen, Reisen und Fuhren aufgebürdeten Lasten, so würde eine große Summe herauskommen, im Fall sie sich berechnen ließe. Ein großer Verlust ist aber daraus hervorgegangen, und schwächt jetzt die Kräfte des Landes. Die Staatsschuld, früher schon nicht unbedeutend, ward natürlicherweise etwas grö-

1) Der Dänische Reichsbankthaler, nach dem hier gerechnet wird, ist bekanntlich = $\frac{1}{2}$ Species.

größer. Das Geldwesen gerieth in Verwirrung, der öffentliche und private Credit verringerte sich. Hiezu kömmt die Demoralisation des gemeinen Mannes — Defraudation — eine schlechte Denkungsart ward allgemein — die allgemeine Hemmung in so manchem Erwerb — der schon vollendete Ruin so mancher Familien, und der noch bevorstehende mehrerer — die mißmüthige Lage, in welcher so viele Familien dürftig und kümmerlich den ganzen Krieg hindurch seufzten. Wahrlich, man darf sich nicht darüber wundern, wenn eine solche Darstellung viele kleinmüthig macht, während so manche Individuen täglich ihren Antheil des Verlusts fühlen!

Indem aber der Zustand nicht erfreulich ist, können die Aussichten auf einen bessern Zustand doch wohl günstig seyn. Ich bin überzeugt davon, daß sie es sind; und es ist der Wunsch, daß diese Ueberzeugung allgemein werde, der mir Kraft dazu verlieh, eine Uebersicht der Kräfte des Dänischen Staats zu versuchen, um diese mit den Lasten, welche sie zu überwinden haben, zu vergleichen. Dieses ist die einzige richtige Art, um der Einseitigkeit zu begegnen, welche die allermeisten derjenigen Urtheile charakterisirt, die man jetzt über die Angelegenheiten des Vaterlandes hört, und die wegen der Leichtigkeit, mit welcher man den Staat wieder emporhelfen will, theils in Stannen setzen, theils durch die Niedergeschlagenheit oder die Verzweiflung, von welcher sie zeugen, betrüben.

Indem ich eine Uebersicht von dem staatsökonomischen Zustande Dännemarks zu geben wage, darf ich vorläufig die Hoffnung hegen, wie die alte Regel: daß die gründlichsten Kenner die billigsten Beurtheiler sind, auch mir in diesem Falle zu Gute kommen möge. Die Statistik unsers Landes ist noch nicht so bearbeitet, daß der Staatsökonom in derselben alle, für seine Betrachtungen nothwendigen

Data

Data vorfindet. In unserer folgenden Uebersicht wird man also in einigen Punkten die Vollständigkeit, welche man wünschen könnte, vermissen; — dies wird entschuldigt werden.

Eine andere Erinnerung möge hier gleichfalls vorläufig ihren Platz finden. — Meine Absicht ist, zu einer richtigen Beurtheilung der wichtigsten Angelegenheiten des Staats Anweisung zu geben; aber ich darf mir ausbitten, daß die Schlüsse, zu denen wir geleitet werden, bloß als Winke zum reiferen Nachdenken, und keinesweges als unfehlbare Anweisungen zu einer vollkommenen Einrichtung des Staats, oder als Universal-Medicin gegen jede Krankheit desselben angesehen werden mögen.

Endlich drittens darf ich noch bemerken: daß, wenn zuweilen eine bescheidene Kritik diese oder jene noch bestehende Einrichtung treffen sollte, ich mit Galiani denke: es ist nie gefährlich, Fehler in den Gesetzen eines Landes aufzudecken, dessen Regierung ernsthaft wünscht, gute Gesetze zu geben.

2.

Das Resultat aller theoretischen und praktischen staatsökonomischen Untersuchungen ist eine Grund-Idee für die Administration eines einzelnen Staats. Diese Grund-Idee bestimmt den staatsökonomischen Plan, oder den Inbegriff derjenigen Grundsätze und Regeln, welche die Regierung als Richtschnur für ihre Würksamkeit annimmt, um den Staat auf den höchstmöglichen Punkt des Nationalwohlstands zu bringen.

Diese Würksamkeit hat also ihr bestimmtes Ziel, nach welchem sie strebt, sie hat aber auch einen festen Punkt, von dem sie ausgehen muß. Was man auch unter dem

etwas

etwas unbestimmten Ausdruck: National-Wohlstand, verstehe, so ist doch gewiß, daß alle Mittel dazu mit einem allgemeinen Gesetze übereinstimmen müssen. Dies Gesetz liegt in der Idee des Staats, die den höchsten Zweck des Staats ausspricht.

Sowohl diese Idee, von welcher die Staatsadministration ausgehen, als auch das endliche Ziel, nach welchem sie die staatsbürgerliche Gesellschaft hinzubringen streben soll, muß der Staatsökonom kennen, um den Zustand und die Aussichten eines Staats beurtheilen zu können.

Die Idee des Staats, oder der höchste Zweck desselben, muß nothwendig mit der des ganzen menschlichen Geschlechts zusammen fallen; denn sonst würde die bürgerliche Gesellschaft gegen den allgemeinen Zusammenhang, oder die Einheit, streitend seyn. Das höchste Ziel der Menschheit muß nothwendig die vollkommenste Ausbildung aller physischen, moralischen und intellectuellen Anlagen, in Harmonie mit der ganzen Natur, nämlich ein veredelter Naturstand, seyn. Der Staatsverein muß zur Erreichung dieses Ziels beytragen, und dadurch ist der Zweck des Staats bestimmt. Diese Bestimmung ist aber nur ein Postulat. Sie enthält nicht geradezu die Angabe der Mittel, die der Staat zur Erreichung des Ziels anwenden kann. Diese Mittel werden dagegen im praktischen Princip der Staatsadministration, oder der Regierung, angedeutet, nämlich in diesem: den Staatsbürgern alle ihre Rechte zu sichern; also Sicherheit der Person, des Guts, der Ehre, ist der nächste Zweck des Staats; diese zu verschaffen muß das Grundprincip für die ganze Würksamkeit der Staats-Administration seyn.

Verschiedene Rechtsphilosophen haben andre allgemeine Principe aufgestellt, als: von Justi, Sonnenfels, Krug, Fichte.

Ihre

Ihre Abweichungen sind theils durch ein dunkles Gefühl von der Nothwendigkeit, den Staatsverein in Verbindung mit der Idee der Menschheit zu betrachten, theils durch den Fehler, den Zweck des Staats mit dem praktischen Grundprincip für die Administration zu verwechseln, entstanden.

Unser jetzt aufgestelltes Princip ist folglich nicht allein die Richtschnur und Grundlage für jede sowohl positive als negative Würksamkeit der Regierung, es ist zugleich der Probierstein für die Unternehmungen derselben in jedem einzelnen Zweige des Nationalwesens, den sie bey einem jeden Urtheile, wodurch die Richtigkeit oder Unrichtigkeit des einzelnen Gesetzes oder jeder einzelnen Veranstaltung entschieden, oder die Würkung davon für's Allgemeinwohl bestimmt werden soll, vor Augen haben muß.

Gleichwie durch die Aufstellung eines allgemeinen Princips die Forderung des Volks an seine Regierung, der Punkt, von dem der Staat ausgeht, bestimmt ist, so muß auf der andern Seite die Forderung der Regierung ans Volk gleichfalls daraus hervorgehen; aus beyden resultirt der Punkt, den der Staat erreichen will. In wie fern oder wie bald dieser Punkt erreicht werden kann, hängt wohl zum Theil von der Menge und der Beschaffenheit der Mittel ab, die eine Nation seiner Regierung in die Hände giebt; aber das Ziel: Allgemein-Wohl, National-Wohlstand, National-Reichthum, sind nicht bloß unbestimmte relative Begriffe, sondern sie werden nur gewöhnlich nach ihrer Uebereinstimmung oder Nicht-Uebereinstimmung mit einer willkührlichen Idee, oder nach eigenem Sinne beurtheilt; eine endliche Gränze haben sie aber ganz und gar nicht. — Eine Nation, die bei der Arbeit geduldig, in Rücksicht auf den Lebens-Genuß wenig genau rechnend ist, mit wenigen Worten, eine Nation, die leicht für-

fürlieb nimmt, kann bald zufrieden gestellt werden; eine mehr verlangende Nation ist mit einer niedrigeren Stufe auf der Leiter des National-Wohlstandes mißvergnügt, wünscht seine Forderung auf einen höhern Zustand geltend zu machen, und ist sehr geneigt, ein Mißverhältniß zwischen dem erreichten Grad des National-Wohlstandes und der Mittel, die sie der Regierung zum Befördern desselben in die Hände gegeben, zu finden. Ueber diesen Posten herrscht ein beständiger Streit beynahe zwischen jeder Regierung und dem Volk. Dieses vergleicht seinen Zustand mit den Aufopferungen, die es gemacht, findet jenen zu gering, diese zu groß. Die Regierung findet ihrer Seits gewöhnlich die Forderungen des Volks unbescheiden, und weit über die Kräfte hinausreichend. Diese höchst schädliche Uneinigkeit verdirbt die öffentliche Meinung, trennt Volk und Regierung; sie müßte wegfallen, wenn es möglich wäre, mit einiger Bestimmtheit anzugeben, was unter National-Wohlstand verstanden werden müßte. Regierung und Volk würden alsdann einander verstehen.

Obgleich es wohl nicht möglich ist, National-Wohlstand, einen Begriff, der eigentlich negativ ist, logisch genau zu difiniren, läßt es sich doch thun, diesen Begriff so zu begränzen, daß die öffentliche allgemeine Stimme, wenn sie anders von Verstand, Kenntnissen und Billigkeit geleitet, der willkührlichen Bestimmung ihren Beyfall geben wird. Wenn man denn z. B. sagte, daß der National-Wohlstand den Zustand bezeichne, in welchem alle Staatsbürger die Früchte ihres Fleißes genießen, welche das äußere Verhältniß des Staats und die physische Beschaffenheit des Bodens erlauben, hat man doch wenigstens den Ausdruck beträchtlich von seiner Unbestimmtheit, und die Forderungen der Nation einigermaaßen von Uebertreibung entfernt. Z. B. hier im Lande, wenn ein Familienvater

vater aus der arbeitenden Klasse durch 8 Stunden täglicher Arbeit in 300 Tagen jährlich seine Familie ohne Schwierigkeit ernähren kann, wenn seine Arbeit nicht ungesund und nicht mehr anstrengend ist, als die eines Dreschers oder Pflügers. Hier wird jetzt nur das billige Verlangen der Regierung an das Volk erfordert: daß dieses die Hindernisse wider das Fortschreiten des National-Wohlstandes kennen müsse.

Diese Hindernisse können unter drey Hauptklassen gebracht werden:

1. Auswärtige politische Hindernisse.
2. Physische Hindernisse.
3. Fernere, durch eine fehlerhafte Administration entstandene Hindernisse.

1. So lange alle Regierungen nicht den allgemeinen Grundsatz für jede Regierungskunst anerkennen und befolgen: daß kein Staat den höchst möglichen National-Wohlstand erreichen und darin verbleiben könne, wenn nicht alle Nachbaren desselben, oder alle Staaten, mit denen er in Berührung steht, sich zugleich in diesem Zustande befinden, — so lange die Regierung nicht dieser liberalen, mit dem Ziel der Menschheit und dem Zweck des Staats so ganz übereinstimmenden Regel huldigt, so lange, sagen wir, leben alle Staaten, selbst im tiefsten Frieden, in einem heimlichen Kriege, der noch gar das Gepräge der Hinterlist an sich trägt. Dieser heimliche Krieg, den die Nationen, eine gegen die Productionsmittel, Geräthschaften, Maschinen, Werkstätten der anderen, — ihre Schifffahrt, ihre Geldkasten, führen, verursacht ein gegenseitiges Widerstreben gegen den National-Wohlstand, und, wenn er von einer mächtigen Nation mit physischer Macht unterstützt wird, eine bedeutende oder gänzliche

Hem-

Hemmung in der Würksamkeit der kleineren Macht. — Nicht zu gedenken, daß der bloße persönliche Ehrgeiz annoch kaum aus den Kabinettern verjagt, und also noch kein Staat gegen die Anfälle anderer Staaten unter dem Vorwande des politischen Gleichgewichts, des Arrondirens und der natürlichen Gränzen, oder anderer ähnlicher politischen Sprichwörter gesichert ist. Da nun kein Staat bestehen kann, wenn alle andere Staaten einig und anhaltend ihn zu vernichten streben, weil er sich wenigstens zuletzt durch Vertheidigung selbst verzehren würde, und kein Staat, am allerwenigsten ein schwacher, den höchsten Grad des National-Wohlstands erreichen kann, wenn alle übrigen Staaten widerstreben, so ist die politische Lage eines Staats zu andern Mächten die erste Betrachtung für den Staatsökonomen, der den Zustand und die Aussichten des National-Wohlstandes eines gegebenen Staats untersuchen will. Ist die politische Unmöglichkeit des Staats in der nothwendigen Ordnung der Dinge begründet, so ist die Untersuchung zu Ende; es sey denn, daß man seine Hoffnung auf glückliche Begebenheiten beschränkte, oder sich auf das Völkerrecht verlassen und berufen wollte, dessen Ohnmacht gegen die Anmaßungen der Politik übrigens aber die neueren Ereignisse sattsam bewiesen haben. Ist die politische Möglichkeit des Staats vorhanden, und hat derselbe nichts weiter von den übrigen Mächten zu befürchten, als deren stete Versuche, das Fabrikwesen und den Handel des Staats zu monopolisiren und dadurch zu untergraben, so beruhet es darauf, welche natürliche oder künstliche Vortheile diesem heimlichen Kampfe entgegen gesetzt werden können. Von der Natur dieser Vortheile wird es dann abhangen, ob eine Nation sich durch deren Beistand zu einer hohen Stufe des National-Wohlstandes aufschwingen kann, oder sich mit einer niedrigen begnügen muß.

2. Physische Hindernisse. Klima, Boden, geographische Lage bestimmen die Naturprodukte, die Menge der Nahrungsmittel, den Charakter der Nation, (die Gewandheit zur Arbeit). In sofern alle diese Elemente zum National-Wohlstande sich in größerem Ueberfluß bei einer Nation als bei einer anderen vorfinden, besitzt eine solche Nation große physische Vorzüge, und weit mehr Mittel zum National-Wohlstande, als diejenige Nation, die weniger derselben hat.

Durch diese Klasse der Hindernisse kann die Möglichkeit eines hohen National-Wohlstandes auch sehr beschränkt werden, und muß deshalb, als eine Bedingung für die Forderungen der Nation an die Staats-Administration, bekannt seyn.

3. Die dritte Klasse der Hindernisse für den National-Wohlstand besteht theils in den Lasten, welche vorhergegangene Veranstaltungen in der Administration, selbst nachdem sie aufgehoben sind, der Nation hinterließen, und deren Folgen nur langsam verschwinden; z. B. eine Staatsschuld, für welche der Staat keinen Ersatz in Realitäten bekommen hat, ein großes Pensions-Reglement, versäumte öffentliche Anstalten, als: Wege, Häfen, öffentliche Gebäude, das Versorgen der Arsenäle, Schulen u. s. w.; theils im Drucke bestehender Einrichtungen, die, obgleich dem National-Wohlstande schädlich, noch nicht gehoben werden können, als da sind: Zehenten, natürliche oder künstliche Monopole, verschiedene Municipalrechte, Naturalprästationen, versäumte Civilisation u. s. w. Ueber alle dergleichen Hindernisse ist das Volk gewöhnlich ungeduldig, und mit Recht, oft aber mit Unrecht unbillig gegen die Regierung. In einem schon gebildeten und alten Staate kann man nicht auf die nämliche Art vorwärts gehen, wie bei der Organisation eines neuen Staats.

Unsere

Unsere jetzigen Staaten mit allen Ueberbleibseln der Hierarchie, der Lehnsverfassungen, mit allen Einrichtungen, welche politische Unbehändigkeit in jenen Tagen, ehe noch irgend ein Licht über die Regierungskunst aufgegangen war, angehäuft haben, sind jetzt äußerst combinirt und verwickelt, so daß es oft sehr schwer wird zu ändern, ohne eine Zeitlang Verwirrung zu verursachen. Deswegen wird und muß es in vielen Staaten langsam mit Verbesserungen gehen, und das Fortschreiten des National-Wohlstandes wird dadurch verzögert.

In wie fern man nun annehmen kann, daß diese drei Klassen der Hindernisse auf den National-Wohlstand Dännemarks Einfluß haben, und welches die natürlichen und künstlichen Mittel sind, wodurch man deren schädlichem Einfluß zu widerstreben vermag, ist der Inhalt dieser Untersuchung, zu welcher ich jetzt, nach diesen vorbereitenden Bemerkungen, übergehe.

Erste Abtheilung.

Ueber das politische Verhältniß Dännemarks zu anderen Staaten.

Die politische Möglichkeit eines Staats ist die erste Betrachtung für den Staatsökonomen, bevor er seinen staatsökonomischen Plan legen kann.

Die Kunst, mit fremden Mächten zu negotiiren, scheint sehr lange eine der schwächsten Seiten Dännemarks gewesen zu seyn. Ob die Schuld am National-Charakter, oder der mittelmäßigen Erziehung unsers Adels, oder woran sonst liegen mag, ist nicht zu bestimmen. Die Diplomatik ist aus dem Vatikan hervorgegangen, von Carl dem Fünften zuerst in das Staatskabinet eingeführt, und in Frankreich zu seiner jetzigen Vollkommenheit ausgebildet worden; einige Anlagen zur Unterhandlung unter den Staaten verspürt man jedoch schon in ferneren Perioden. Nur im Dänischen Staate verspürt man wenig heilsame Folgen dieser Kunst, so wie keine, oder doch wenigstens bis auf die neuere Zeit, eines tiefen Regierungs-Geistes. Es ist aber bei alle dem merkwürdig, daß, obschon das Anwachsen kleiner Staaten zu großen und der plötzliche Fall derselben, keine seltene Erscheinung, es doch, so viel mir bekannt, ohne Beispiel in der Geschichte ist, daß ein

ganz-

gänzlich unbedeutender Staat sich mehreremale zu einer ungeheuren Größe aufgeblasen hat und eben so oft wieder gesunken ist. Der Dänische Staat stellt das merkwürdige Beyspiel dar.

Das ursprüngliche Dännemark: Schonen, nachher im Verein mit Seeland, wuchs unter Gorm dem Alten bis zu dem ganzen jetzigen Dännemark und Schleswig heran. Das Reich Knud des Großen bestand aus Dännemark und England. Waldemars des Zweiten aus einem Theile von Schweden, aus Dännemark, Holstein und weitläuftigen Ländern längs den Küsten der Ostsee, in sich fassend: Mecklenburg und die angränzenden Länder, Preußen und Esthland. Margarethe's Reich aus Dännemark, Schweden und Norwegen.

Alle diese ungeheuren Reiche sind jetzt verschwunden, und Dännemark ist, mit Inbegriff von Holstein und Lauenburg, wenn diese für Schonen gerechnet werden, wieder auf dasjenige reducirt, was es unter Gorm dem Alten vor ohngefähr neun Jahrhunderten war.

Knud's und Waldemar's Reiche litten an geographischen Schwierigkeiten und an militairischer Unmöglichkeit. — Margaretha's Schöpfung war aber solide; nur die schlechte Politik der Unionskönige vernichtete sie.

Unter Christian dem Vierten, einem wegen seiner privaten Tugenden achtungswerthen Manne, dem aber zwei einem Könige nothwendige Eigenschaften fehlten, — er war weder aufmerksamer Politiker, noch tauglicher General, er war eigentlich ein großer Hausvater, — schritt die Zerstückelung der Monarchie weiter; die beiden Provinzen Norwegens, Jemteland und Herjedalen, so wie Oesel und Gulland giengen verloren. Die Kriege dieses Königs waren unpolitisch und, bis auf den ersten, unglücklich. Er ver-

geudete seine Kraft auf einzelne Sachen, und hinterließ, einige Local-Anlagen, einige Fabrik-Anlagen und Handels-Speculationen ausgenommen, in seinen Reichen kein Monument eines großen Königs 2).

Eben so unpolitisch, wie der Vater, führte Friederich der Dritte Krieg, und wurde noch härter gestraft. Nun gieng Schonen, Halland, Bleking, Bahus Lehn verloren; außerdem verwüstete der Feind das Land. Friederich der Dritte ward Souverain, aber zum Emporkommen des Landes geschah nichts von Bedeutung.

Christian der Fünfte führte einen glücklichen Krieg, zu keinem Nutzen. — Friederich der Vierte einen nicht so glänzenden, aber doch etwas vortheilhafteren, obschon immer mit Verlust.

Unter

---

2) Aus welchem Gesichtspunkte der Verfasser diesen König beurtheilt hat, ist nicht gut auszumitteln. Christian der Vierte, dieser trefflichste der Dänenkönige aus dem Oldenburgischen Hause, der Vater des Volks, dieser Held des Nordens, mit einem Worte, dieser wahrhaft große König sollte also so unbedeutend seyn? Man überschaue nur seine Regierungsperiode, sehe ihn überall im Cabinette wie im Felde, wie er bald am äußersten Norden Europa's, wo noch kein andrer König je war, bald an den Ufern der Elbe, sich selbst von dem Zustande seiner Kinder überzeugte, mit welchen Hindernissen dieser Mann zu kämpfen hatte, und was für große Monumente er überall im Reiche hinterlassen hat, so wie er auch den Landmann vom Joche des Adels losreißen wollte, — und dann fälle man ein Urtheil über Ihn; wahrlich, es wird anders ausfallen! Ueberhaupt gilt hier die Stimme des Volks im Norden, nicht allein der Dänen und Norweger, sondern auch der Schweden (des Ausspruchs so mancher heimischer und fremder Schriftsteller nicht zu gedenken) mehr, als alle schiefe Ansicht unserer Zeit, und die Einseitigkeit, mit welcher einzelne ihn beurtheilen mögen.

Unter Christian dem Sechsten scheint es, als wenn man sich gewisser günstiger Umstände in Schweden zu einer neuen Union nicht zu Nutzen führte. So wie man es schon unter Christian dem Vierten versäumte, die schaumburgischen Prätensionen auf Hamburg geltend zu machen. — Die niederländischen Unruhen unter Philipp dem Zweyten und Portugals Verlegenheit mit seinen Ost- und Westindischen Besitzungen im Kriege zwischen Spanien und den Niederlanden, da Portugal und Spanien vereinigt waren, giengen gleichfalls unbenutzt vorüber, zum großen Schaden für unsern Handel; das Versäumniß der Anlage eines Hafens bey Helsingör, der Bemächtigung des Baltischen Handels zu Gunsten Dännemarks; die Vertreibung der Hugenotten aus Frankreich benutzte man auch nicht, zum unersetzlichen Schaden für unsere Industrie.

In dieser langen Reihe von Begebenheiten und Lagen scheint es, als wenn Dännemark manchen wichtigen Zeitpunkt versäumt haben müsse; und dies berechtigt zu der Behauptung, daß Politik die schwache Seite Dännemarks gewesen.

Man betrachte nur die dem Lande so höchst schädliche Uneinigkeit mit den Holsteinischen Herzögen, und den merkwürdigen Umstand, daß Schweden, politisch eben so bedeutend oder unbedeutend wie Dännemark und Norwegen, beinahe stets verstanden hat, in allen Kriegen mit Dännemark Alliürte zu haben, wenn dies Reich meistens keine hatte, ausgenommen einmal den Churfürsten von Brandenburg, einmal, doch nur im halben Ernste, die Holländer, und einmal aus Verstellung Rußland zur Zeit Friederichs des Vierten, alle ohne besonders erhebliche Folgen.

Durch die Reformation bekam Christian der Vierte alle Güter der Geistlichkeit, und dadurch $\frac{1}{3}$ der Zehenten [3]) des ganzen Landes als Staatseigenthum. — Unter Christian des Fünften Regierung besaß die Krone über 100,000 Tonnen Hartkorn [4]) mit doppelten Zehenten, als Domaine.

Vom Jahr 1781 an kann man eine neue und glänzende Epoche in der Geschichte der Dänischen Staats-Oekonomie rechnen. Der Ackerbau begann sich zu heben. Die Verordnungen über die Gemeinschaft, die späteren Anordnungen, gaben dem Landmanne Kraft; eine Kraft, der es auch zuzuschreiben ist, daß das Land, ohne erdrückt zu werden, die ungeheure Last von 1807 bis 1814 tragen konnte. Der Handel, von den Umständen begünstigt, blühete. Ein Paar Kaufleute, Deconinck und Duntzfeldt, brachten Genialität in diesen Erwerbszweig. Auch das Fabrikwesen hob sich. Von 1784 an verschaffte Bernstorff der Zweyte durch eine gesetzte und umschauende Politik Dännemark einen vorher nie gekannten Glanz.

Diese glänzende Epoche endete mit der Katastrophe, welche die Trennung des Dänischen Staats vollendete, mit der Scheidung Norwegens. — Man hat den höchsten Grund,

---

[3]) Der Zehente ist nämlich in drey Theile getheilt, an die Kirche, den König und den Prediger.

[4]) Hartkorn ist ein angenommener ideeller Maaßstab, nach dem die Steuervertheilung in Dännemark geschieht. (In den Herzogthümern wird bekanntlich meistens nach Pflügen gerechnet.) Vom vorzüglichen Boden gehen 3 bis 4 Tonnen Land auf eine Tonne Hartkorn, vom mäßigeren aber 10, 15, 20 und mehr. In Seeland kann man z. B. im Durchschnitt 9 Tonnen Land auf eine Tonne Hartkorn rechnen.

Die Dänische geometrische Tonne Land hält übrigens 14000 Quadratellen, und ist so groß, wie 2,19 Morgen Land à 110 Ruthen, die Ruthe zu 8 Ellen Hollsteinisch.

Grund, zu bezweifeln, daß irgend eine Politik im Stande gewesen wäre, diesem vorzubeugen. Unter dem convulsivischen Zustande, in welchen Napoleons wilde und unedle Persönlichkeit die Welt gestürzt hatte, war alle wahre Politik verschwunden, und die Forderungen des Augenblicks waren allein geltend. Ob England sich ein Betragen, ganz im Style Napoleons, gegen Dännemark erlaubt haben sollte, hat eine allgemein achtungswerthe Stimme geläugnet, und die Nachwelt wird dies Urtheil gewiß nicht für ungültig erklären; selbst, daß England Dännemark keine Neutralität zugestehen wollte, gereichte demselben zum großen Nachtheil. Aber einmal beschlossen, war Dännemark nicht im Stande, dieses abzuwehren. Wäre England gewahr geworden, daß Dännemark schon im Juni oder Juli 1807 dessen Absicht entdeckte, so hätte England so viel früher angegriffen; denn um Seeland zu blockiren, und dadurch eine bedeutende Landmacht davon ab, und unsere Flotte unbesetzt zu halten, bis die Landmacht mit der Artillerie nachkommen konnte, hatte England Kriegsschiffe genug zur Hand. — Hätte das Dänische Cabinet zur Beleidigung schweigen, und eine friedliche Stellung gegen Großbrittannien bewahren wollen, ist es außer allem Zweifel, daß es das Land Napoleon ausgesetzt hätte. Hier war nur die Wahl zwischen zwey gleich großen Uebeln. Wir wählten Allianz mit Frankreich und Norwegen gieng verloren. Was wir aus der entgegengesetzten Wahl erwartet haben könnten? ist wenigstens eine Frage, deren Beantwortung vielleicht unmöglich ist.

Indem wir Dännemarks politische Lage einer Prüfung unterwerfen, werden wir vorzüglich auf die, aus Norwegens Scheidung für Dännemark hervorgehenden Folgen Rücksicht nehmen. Obgleich nach dem Kriege die politische Lage unsers Vaterlandes, ja beinahe aller Staaten eine

andere

andere ist, wie vor dem Kriege, so bleibt doch jene Trennung die Begebenheit, die Dännemark vorzüglich verändert hat. Diese Prüfung ist um so viel nothwendiger, da manche wähnen, daß der Verlust unersetzlich sey. Wir wollen deshalb die Würkungen der Vereinigung 1. auf die militairische Lage, als das Wichtigste, betrachten; zur Untersuchung der übrigen Punkte, von 2 bis 5, werden wir in Zukunft an passenden Orten Gelegenheit bekommen;

2. auf Dännemarks Production;
3. auf dessen Fabrikation;
4. auf dessen Handel, und endlich
5. dessen Finanzen.

1. Krieg ist die endliche Basis der Politik; denn alle politische Calcüls gehen am Ende auf die Möglichkeit hinaus, seine Meinung zu unterstützen. Die wirkliche militairische Stärke ist also die Grundlage der Politik eines Staats, und es ist keinesweges eine unrichtige Ansicht, wenn einige neuere Staatsmänner die eigentliche Strategie als eine der vorzüglichsten Bestandtheile in der Ausbildung des wahren Staatsmannes ansehen. Wir betrachten deshalb die militairischen Würkungen der Vereinigung Dännemarks und Norwegens unter zwei Gesichtspunkten:

a. die strategische Würkung, und
b. die militairische Hülfe, die Dännemark in seinen Kriegen, vorzüglich mit Schweden, von daher zu erwarten hatte.

Gegen alle Mächte Europa's war Dännemark und Norwegen, als einzeln angreifender Feind, eine schwache Macht; als Alliirter von etwas größerer Wichtigkeit. Nur Schweden hielt es ohngefähr das Gleichgewicht.

Die:

Dieser Macht war Dännemark sogar überlegen, nachdem es seine vorige sehr wichtige Provinz Finland eingebüßt hatte; einen Verlust, den Norwegen bei weitem nicht ersetzt. Inzwischen aber hat Schweden sich durch diesen Verlust eine bessere militairische Gränze gegen Rußland und Dännemark erkauft. Gegen Rußland, diese ungeheure Macht, will dieser Vortheil nicht viel sagen; es ist Schweden gleichwohl unendlich überlegen. Es gewann ohnedem selbst, indem es durch Finland eine bessere militairische Gränze erlangte.

Durch die Acquisition Norwegens gewann Schweden eine weit bessere militairische Gränze gegen Dännemark; es ist aber möglich, daß Dännemark, welches dadurch auch eine bessere Gränze, wie vordem, erhielt, mehr dabei gewönne, als Schweden. Es hat weit tiefer und naturgemäßer in der Politik Schwedens gelegen, sich auszudehnen, als es in Dännemarks lag, und gegen einen Staat, der diesen beständigen Wunsch hegt, ist es kein unbedeutender Vortheil, so gute militairische Gränzen zu haben, wie die, welche Dännemark jetzt gegen Schweden hat, anstatt der schlechten, die es ehedem hatte. Ueberhaupt mußte Norwegen auch wohl mit der Zeit ein Theil von Schweden werden, so wie Schonen, Halland und Bleking es wurden, und so wie Finland an Rußland kam.

In einem jeden Kriege mit Dännemark war Schwedens ganze westliche Gränze den Einfällen bloß gestellt; besonders als landfest mit Norwegen lag es jedem Angriffe offen, den Dännemark von dieser Seite zu machen im Stande war. Obgleich Schweden dabei wohl nichts für seine besten Provinzen zu fürchten hatte, war doch die zweite Handelsstadt des Reichs, Gothenburg, so wie auch das bedeutendste einheimische Werk, der Trolhätta-Canal, sehr ausgesetzt. Und jeder Einfall von Norwegen war

Schwe-

Schweden um so gefährlicher, weil es dadurch genöthigt wurde, sich in den Dännemark am meisten ausgesetzten südlichen und besseren Provinzen bedeutend zu schwächen.

Jetzt dagegen, wenn Schweden aus dieser Ursache seine Streitkräfte nicht theilt, so theilt der Dänische Staat auch nicht die seinigen. Dieser gebraucht jetzt eine weit geringere Seemacht. Dännemark bedarf jetzt in einem Kriege mit Schweden nicht so sehr wie vordem der Herrschaft im Kattegat und eines Theils der Nordsee. Es kann diesem Reiche jetzt genügen, Herr des Sundes und der Belte zu seyn. Dieses kann zum Theil durch Batterien und kleine Schiffe erreicht werden. Dännemark ist jetzt in der Lage, seine Seemacht um vieles einschränken zu können, welches nicht so der Fall mit Schweden ist, das immer zwei Mächte behält, für die es sich in Acht nehmen muß, nämlich Rußland und Dännemark, wogegen Dännemark in Zukunft keine andere Macht, als Schweden allein, zu beobachten haben wird.

Norwegen und Dännemark bildeten im Kriege zwei große isolirte Massen, denen die Hauptsache, eine ungestörte stets offene und sichere Verbindung, ohne welche sie nicht anders als einzeln würken konnten, fehlte. Die eine derselben hatte immer der andern vonnöthen; ihr fehlte Proviant, Ammunition, ja die simpelsten Montirungsstücke mußten derselben gesandt werden. Mit einer jeden Versorgung hiervon war stets Verlust verknüpft, und dieser mußte ungeheuer groß seyn, wenn keine Flotte die Communication beschützen konnte.

Wie außerordentlich bedeutend und kostspielig diese Versorgung bisweilen war, kann man aus den Anstrengungen beurtheilen, die Dännemark von 1807 bis 1813 angewandt hat, um Norwegen das benöthigte Korn zu verschaffen.

In

In dieser Periode wurde von Dännemark mehr denn 2,400,000 Tonnen Kornwaare, das sind 400,000 Tonnen jährlich, theils für königliche, theils für Privat-Rechnung nach Norwegen hinauf und würklich eingeführt. Norwegen kann diese ungeheure Quantität nirgends, als in Dännemark, am wenigsten aber aus Schweden erhalten, das sich theils selbst nicht versorgen kann, sondern 3 bis 400,000 Tonnen fremdes Korn bedarf, theils nicht im Stande ist, sie zuwege zu bringen; denn zu einer solchen Unterstützung ist es bey weitem nicht hinreichend mit Geld oder Waare bezahlen zu können. Das Korn, welches versandt werden soll, muß vorräthig seyn. Kein Land, außer Dännemark, ist im Stande, Norwegen diese Hülfe zu gestatten, theils wegen seiner Lage, theils weil dies Reich Kornwaaren in natura hat, und endlich auch, weil die Verbindung Dännemarks und Norwegens ein würkliches Staatsbündniß, eine brüderliche Vereinigung, keine bloß politische Abrede, oder ein gezwungener Zustand von gestern war, so daß wenn Norwegen etwas nöthig hatte, es nicht bloß Dännemarks Pflicht, sondern auch dessen ernstlicher Wille und ernsthafter Wunsch war, zu helfen.

Der stete Bedarf dieses Landes mußte aber, (und thut es oft, besonders im letzten Kriege,) Dännemark eine beinahe unglaubliche jährliche Last verursachen, der es jetzt quit ist, selbige an Norwegen selbst, oder an einen andern Staat überlassend, der weder Motive noch Kraft hat, sie zu tragen. Der lähmende Dorn ist jetzt aus Dännemarks Fuß gezogen, und in den seines natürlichen Feindes gesetzt. Was die Strategie und eine humanere Politik betrifft, so hatte Dännemark folglich keinen eigentlichen Vortheil von der Vereinigung Norwegens, sondern eher Schaden und Verdruß davon in jedem Kriege mit Schweden.

Die Geschichte zeigt auch nicht eine Spur irgend einer wichtigen Folge der Vereinigung für Dännemark in den Kriegen mit seinem östlichen Nachbar. Beinahe in allen giengen Länder an Schweden verloren. Unter Christian dem Vierten und Friederich dem Dritten war dies besonders der Fall, und selbst die glücklichen Kriege unter Christian dem Fünften und Friederich dem Vierten brachten die verlornen Provinzen nicht zurück.

Wie gering aber auch der Nutzen einer Diversion von Seiten Norwegens angeschlagen werden kann, so, wird man sagen, fällt nun selbst dieser geringe Nutzen weg, und Dännemark ist der ganzen Macht Schwedens bloß gestellt, wenn auch Norwegen sich der activen Theilnahme daran enthält, welches zufolge der Constitution freylich diesen Augenblick, aber gewiß nicht in Zukunft angeht; denn hierin wird wohl Veränderung getroffen, und dann wird Schwedens Macht immer bedeutender und Dännemarks um vieles überlegen, wenn Norwegen zugleich mit Schweden würken wollte.

Wir müssen hierbei aber bemerken, daß die Ursache zum Kriege zwischen Dännemark und Schweden jetzt sehr verringert ist. Zufolge der geographischen Lage hat Dännemark kein Land, was Schweden wünschen könnte, und folglich nichts zu suchen. Fiele es dieser Macht auch ein, das übrige Dännemark, oder auch nur einen Theil davon, zum Beispiel Seeland, welches ihm unleugbar eben recht zu Statten kommen möchte, zu begehren, so würde dies eine Quästion, welche die übrigen Mächte schon entscheiden, keinesweges aber dem Gutbefinden Schwedens allein überlassen würden. Man glaube vor allem ja nicht, daß der Beyfall, den Schwedens Pläne im Jahre 1812 und 1813 in Europa fanden, in Zukunft Statt finden oder möglich seyn werde. Napoleons dreiste und gewaltige Politik hatte

in

in dieser Periode das ganze nördliche Europa in eine Crisis versetzt, zu deren abermaligen Hervorbringung nichts weniger, als eine neue Reihe Wunder erforderlich wäre. In derselben war es würklich so weit gekommen, daß es Rußland, England und Preußen gänzlich gleichgültig seyn konnte, ob Schweden Norwegen hatte oder nicht, wie es denn auch, genau besehen, in Zukunft seyn kann, da Schwedens Freundschaft und Dännemarks Freundschaft stets einem jeden dieser großen und mächtigen Staaten gleich unwichtig seyn wird. In einem so dringenden Augenblicke, da der dreiste mächtige Kaiser, der große Heerführer Napoleon an der Spitze der größten und gefährlichsten Armee, die je gesehen ward, von den besten Officieren angeführt, das kaum recht vorbereitete Rußland bedrohete, und das bedrängte Preußen zermalmte, in einem solchen Augenblicke, da Niemand die Hülfe voraussehen konnte, die das russische Klima spenden würde; in einem solchen Augenblicke, da die Frage über Frankreichs Allmacht entschieden werden sollte, war es nicht ungereimt, daß die Politik sich an die nächsten Aussichten hielt, und die ferneren Aussichten ganz aus den Augen verlor, daß die Politik, die in Rußlands ungetheiltem Widerstande die einzigste Rettung erblickte, die große Gefahr voraussah, in welche ein Angriff Schwedens in einem so gefährlichen Augenblicke Rußland bringen würde, daß die Politik das Alternativ: die Vereinigung Norwegens mit Schweden, als eine für den Augenblick höchst gleichgültige Sache betrachten und begreifen mußte, daß so mächtige Staaten, wie Rußland, Preußen und England, unter veränderten Umständen Schweden stets viel zu überlegen seyn würden, um den Ungelegenheiten, welche diese Vereinigung mit der Zeit möglicherweise mit sich bringen könnte, nicht abhelfen zu können.

Was diese Mächte in einem würklich dringenden Augenblicke geschehen ließen, geschah bloß, um den Forderungen

des

des Augenblicks zu genügen; es ist aber leicht zu begreifen, daß die Freundschaft auch mit diesem Augenblicke aus ist, und daß eine so seltene Crisis nicht in die gewöhnliche Reihe der Dinge gehört. Es liegt folglich am Tage, daß diese Gefälligkeit der großen Europäischen Mächte gegen Schweden im Jahre 1813 keinesweges aus einer Gewogenheit für Schweden, oder aus einer eigentlichen Unterdrückungs-Lust gegen Dännemark entsprang, sondern aus der Furcht vor Napoleon, und aus dem Verlangen, sich selbst zu retten, hervorgerufen ward, — einer Lage, die außerhalb der jetzigen Ordnung liegt, und also nicht wieder erwartet werden kann, um den Vergrößerungs-Ideen Schwedens abermahligen Beifall zu geben. Eben so wie Dännemark und Schweden es also nicht waren, die im Jahre 1813 unter sich selbst die Frage entschieden, wem Norwegen zugehören sollte, sondern Russische, Preußische und Englische Truppen, kaum ein einziger Schwede, der in Holstein einen Abstecher von seiner eigentlichen Bestimmung machte *), um das Urtheil gegen Dännemark zu vollziehen, welches gar keinen Alliirten hatte, mit Ausnahme des damals so ohnmächtigen Frankreichs, so wird es in Zukunft auch nicht Schweden und Dännemark seyn, die unter sich selbst abmachen dürfen, ob etwas vom eigentlichen Dännemark Schweden zugehören soll oder nicht; sondern Rußland, Preußen, England und Frankreich, so wie die Niederlande würden es gewiß über sich nehmen, Schweden davon zu benachrichtigen, wie es seyn sollte, und man würde alsdann sehen, daß Schwedens Vergrößerung gegen Westen auf Kosten Dännemarks, keinesweges in den gewöhnlichen Combinationen der Europäischen

*) Daß die ganze Schwedische Armee einen Abstecher machte, und daß Schwedische Truppen in Holstein, z. B. bei Bornhöft fochten, ist bekannt genug; eben so wie auch, daß die Schwedische Armee deshalb nicht in Linie mit den übrigen Verbündeten vorrückte, sondern gänzlich zurückblieb.

päischen Politik läge, eben so wenig, wie es dann von Schwedens militairischer Macht abhangen würde, seine Meinungen zu unterstützen.

So wie es Dännemark in Zukunft in seinen Uneinigkeiten mit Schweden nicht an Alliirten gebrechen wird, so ist die wahre Stärke des Reichs gegen diese Macht keinesweges so unbedeutend, wie man beim ersten Anblick glauben könnte. Freylich ist eins der Mittel zum Kriege, die Volkszahl, jetzt beträchtlich verschieden. Schweden und Norwegen haben über 3 Millionen und Dännemark kaum 1,600,000 Menschen [6]). Dagegen ist aber das letzte Reich ein von der Natur reicher ausgestattetes Land, als die Schwedischen und Norwegischen Länder, und außerdem ist es gesammelt, und nicht so ausgedehnt, wie jene [7]). Es ist, militairisch betrachtet, weit besser gebildet und belegen. Die insularische Beschaffenheit desselben kann von einer hinlänglichen Flotte aufgewogen werden, welche Dännemark stets im Stande seyn wird, sich selbst zu verschaffen, wogegen Schweden wohl nicht so bald eine fremde Macht finden wird, die geneigt wäre, die ihrige zu beköstigen, welches der Fall mit der Flotte war, womit Gustav der Dritte seinen Krieg gegen Rußland begann, welche Frankreich bezahlt hatte, die aber jetzt gänzlich bis auf einige wenige baufällige Nummern herabgesunken ist.

Bei

---

[6]) Schweden und Norwegen haben über 3,500,000, Dännemark aber gewiß über 1,700,000 Einwohner.

[7]) Dieses ersieht man z. B. daraus, daß Dännemark ohngefähr 1700 Menschen auf die Quadratmeile, Schweden und Norwegen aber nur etwas über 200 haben, daß die größte Ausdehnung Dännemarks einige 70, die von Schweden und Norwegen aber gegen 250 beträgt, u. s. w.

Bei dieser ganzen Darstellung hegen wir die Meinung, daß die Vereinigung, strategisch betrachtet, bis jetzt keinen besonders erheblichen Einfluß auf die Kriegslage Dänemarks gegen Schweden gehabt hat oder haben konnte. Man könnte fragen, ob der Verein doch nicht eine solche Wirkung hatte, indem er die materiellen Kriegsmittel des vorigen Dänischen Staats, Leute, Geld und andere Kriegsrequisiten vermehrte. Ein Norweger der neuern Denkungsart, welche eigentlich auf den Gedanken hinausgeht, daß es das allgewaltige Norwegen sey, welches in einem und allem das arme Dännemark oben gehalten, wird schnell mit einer bejahenden Antwort bereit stehen. Man hat dort sogar gesagt, ich glaube es ist der Don Quixote der Norwegischheit, Herr Pastor Wergeland, der seinen Landsleuten diese Belehrung bieten durfte, daß Dännemark keine Flotte in See schicken könne, wenn Norwegen hier nicht abermahls mit 12000 Matrosen zu Hülfe käme. Um zu sehen, in wie fern das richtig ist, will ich einen authentischen General-Extract über die See-Enrollirung in Norwegen, so wie sie im Jahre 1780 war, mittheilen, (denn seitdem ist keine Veränderung darin vorgenommen):

Das Stift Aggershuus hatte 776 ganz Schifffahrtskundige, 469 halb Schifffahrtskundige und 864 Seegewohnte, im Ganzen	2109.
Das Stift Christiansand hatte 741 erster, 468 zweiter und 2835 dritter Classe, in allem . .	4044.
Das Stift Bergen 154 von der ersten, 63 von der zweiten und 4397 von der dritten Classe, in allem	4614.
Das Stift Drontheim hatte 54 erster, 42 zweiter und 1271 dritter Classe, in allem . . .	1367.
General-Summe: 1725 ganz Schifffahrtskundige, 1042 halb Schiffahrtskundige und 9367 Seegewohnte, zusammen	12134.

Zur

Zur Kauffahrteifahrt in Norwegen wurden als erforderlich angesehen:

Im Stifte	Aggershuus . . .	1582.
; ;	Christiansand . .	1125.
; ;	Bergen . . .	303.
; ;	Drontheim . . .	132.
		3142.

Zum Bedarf des Ackerbaues und der Fischerei mußte ¼ der Anzahl, die von der General-Summe übrig bleibt, wenn die Kauffahrteifahrt versorgt war, im Lande verbleiben: dieses macht 2248 zu jenen 3142, sind 5390.

Das Höchste, was zum königlichen Dienst auscommandirt werden konnte, war also 6744, folglich ohngefähr die Hälfte der angegebenen Zahl, welches denn um einen guten Theil geringer ist, als 12000; aber wahr genug, jetzt fehlen Dännemark ohngefähr 6000, welches ein bedeutender Abgang seyn würde, wenn die Flotte nicht gerade wegen der Abtretung Norwegens so sehr viel herunter gesetzt und dem jetzigen Bedarfe Dännemarks angepaßt wäre.

Was die übrigen Kriegs-Elemente betrifft, so sehe ich nicht, daß es Dännemark in Zukunft daran gebrechen wird. Kanonen und andere Eisenwaaren erhielten wir vorzüglich von den Werken in Laurwig und Moß, aber schwerlich gratis; wir bezahlten, was wir erhielten, und können also in Zukunft solche sowohl von da, als von Schweden und England bekommen. Zimmer zur Flotte erhielten wir gar wenig aus Norwegen; vom wichtigsten Bestandtheile, vom Eichenholz, war nichts da; mit den übrigen Sorten können

wir stets für Geld aus der Ostsee versehen werden. Andere Ammunitions-Artikel zum Behuf einer Armee erhielten wir bei weitem gar nicht aus Norwegen, sondern mußten im Gegentheil jährlich alles hinschicken, was die Norwegische Armee gebrauchte. Bekamen wir denn, wird man fragen, nicht große Summen aus diesem Lande? Ein Norweger wird mit einer Antwort auf diese Frage nicht verlegen seyn. Ja gewiß, wird es heißen, das war eben das ganze Unglück. So daß es Norwegen wehe thut, mußte dieses reiche Land sich auf alle mögliche Arten aussaugen lassen; posttäglich wurden große Summen requirirt, und als eine Folge davon, es versteht sich, denn es war sicher genug vorräthig (?), auch gleich hergeschickt, um die Bewohner der Ebenen zu bereichern. So klingt es dort, wo, wohl zu merken, Niemand anders, als sie selbst es hören. Im Folgenden werden wir an seinem Ort Gelegenheit finden, den Zusammenhang zu untersuchen, und alsdann zeigen, daß diese Sache keinesweges von solcher Wichtigkeit sey, als wofür die Norweger sie ausgeschrieen haben, eben so wie wir auch dann die Steuer von Kongsberg, das Zehentenkupfer und mehrere Sachen nicht vergessen werden.

Wir können hier nicht anticipiren; wir beschränken uns nur auf die Bemerkung, zu welcher eine klare Anschauung führt, und die Geschichte bestätigt: daß die Vereinigung Dännemarks und Norwegens das Werk einer unberechneten Staatsklugheit war, und nachher aus demselben Grunde, als warum so unzählige andere Dinge in der Welt fortbestehen, dem nämlich, daß es schon eine geraume Zeit so gewesen, aufrecht erhalten wurde! Daß diese Verbindung, von dem Punkte einer höhern Politik aus gesehen, Dännemark keinesweges so zuträglich, oder Norwegen so schädlich gewesen, wie die Norwegischen Schreiber jetzt behaupten;

daß

daß im Gegentheil die Auflösung dieser Verbindung, indem sie Dännemark seinen eigenen wahren Kräften überläßt, eher eine höchst wohlthätige Folge anhaltender Ruhe im Norden haben wird, es gehe Norwegen und Schweden übrigens auch, wie es wolle.

Obgleich wir der Meinung sind, uns hier nicht darauf einlassen zu dürfen, die Meinungen der besonnenern Dänen zu wiederholen, und ihre Gefühle über die Auflösung einer Vereinigung zu theilen, die beinahe vier Jahrhunderte hindurch bestand, und Dännemark und Norwegen mit Banden an einander knüpfte, dessen Ehrwürdigkeit nicht befleckt wird durch das Schelten und Schmähen auf Dännemark und die Dänische Regierung, oder durch die Bruderküsse, welche Nora und Swea, um ein vormahls verbundenes Volk zu höhnen, einander geben, daß es von den Klippen Norwegens wiederhallt; ein Schelten und Schmälen, von so grober Unwissenheit und so großem Mangel an Einsicht und Umsicht und zum Theil rohem Muthwillen begleitet, daß es unmöglich ist, daß solches auch nur einmal vernünftigen Schweden selbst gefallen kann, und was den Dänen Ehre macht, nicht auf die entfernteste Art wieder vergolten zu haben. Obgleich wir, wie gesagt, diese, aus schlechten Quellen entsprungenen und zu nichts führenden Aeußerungen mit aller Verachtung, die sie verdienen, und zum Theil bei edel denkenden und tiefer blickenden Norwegern und selbst klügern Schweden gefunden haben, überspringen wollen, beschränken wir uns bloß darauf, zu beklagen, daß diese Begebenheit gerade unter dem Fürsten eintreffen sollte, der vielleicht unter allen Dänischen Königen Norwegen am meisten liebte und ehrte, und theils schon gethan hatte, theils unter veränderten Umständen gewiß am meisten für Norwegen gethan haben würde. — Obgleich wir, wie gesagt, glauben, diese Ergießungen überspringen zu müssen, kömmt es uns

doch

doch der Vollständigkeit halber zu, eines Zustandes zu erwähnen, der eintreffen kann, und für Dännemark von schädlichem Einfluß seyn könnte.

Ein Land, das auf dem Wege des National-Wohlstandes fortschreiten will, kann diesen Wunsch nie in einem hohen Grad durch sich selbst allein erfüllt sehen. Hierzu sind wohlhabende Nachbaren unumgänglich vonnöthen, die als gute Handelskunden entgegen nehmen, was das Land absetzen kann. Mit Dännemark ist dies eben der Fall. Kann Norwegen und zum Theil Schweden, nicht bezahlen und annehmen, was Dännemark produciren kann, wird dies Land schwerlich Liebhaber für seine überflüssigen Waaren im übrigen Auslande finden. Dännemark hat eine so glückliche Lage, daß seine nächsten Nachbaren, Norwegen und Schweden, einen großen Theil der Produkte nöthig haben, an denen es den meisten Ueberfluß hat, und die wiederum zugleich solche Waaren haben, deren Dännemark bedarf und von Fremden kaufen muß. Hieraus entsteht auf beiden Seiten eine Art natürliches Monopol, mit welchem beiden Theilen vorzüglich gedient ist. Und fällt dies weg, entsteht hierin irgend eine natürliche oder politische Veränderung, so sind beide Theile verlegen; es läßt sich aber nicht läugnen, daß Dännemarks Verlegenheit, seine Kornwaaren, seinen Branntewein, Lebensmittel u. s. w. abzusetzen, beträchtlich seyn, und großen Einfluß auf seine Natural-Production äußern würde. Im Folgenden werden wir dieses weiter auseinander setzen. Hier führen wir die Sache an, um sie aus einem andern Gesichtspunkte zu sehen, und fragen dann: steht eine solche politische Veränderung zu erwarten?

Norwegen ist nun ein mit Schweden vereinigtes Land geworden, unter einer Constitution, die es, abstract genommen,

men, zu einem der freiesten Länder unter der Sonne macht. Wir enthalten uns aller Bemerkungen über diese Constitution, und über die Natur der Vereinigung. Wir halten aber die einleuchtende Bemerkung nicht zurück, daß keine Constitution unerschütterlich sey, wenn die Festigkeit derselben auf ein anderes und stärkeres Volk beruhet, es wäre denn, daß sie in sich selbst innerliche wahrhaft feste Pfeiler hätte, durch deren Hülfe sie allen äußeren Einwirkungen trotz bieten könnte; denn ohne dieses kann sie als abstracte und theoretische Ausarbeitung gut genug aussehen, muß aber endlich zusammen fallen, wenn die Flitterwochen des Floskulirens und Complimentirens vorüber sind, und diese schwinden schnell.

Also, zufolge der Constitution, soll Norwegen nichts an Schweden zollen, kann aber auch in keinem Falle Hülfe von daher erwarten, viel weniger fordern. In keiner Verlegenheit kann Norwegen sich an Schweden wenden. Und in welchem Falle sollte Norwegen auch von daher eine tröstende Antwort erwarten können. Schweden vermag kaum sich selbst aus der Mittelmäßigkeit zu erheben, in welche eine karge Natur es einmal versetzt hat. Könnte z. B. während eines Krieges, in welchem Schweden nicht Herr der See wäre, und wie sollte dieses sich mit einer mäßigen oder baufälligen Flotte, wenn sie auch von dem Admirale Norwegens mit einigen Briggs unterstützt würde, bewerkstelligen lassen? könnte Schweden alsdann in sieben Jahren gegen 3 Millionen Tonnen Korn nach Norwegen schicken, und viele hundert tausende auf den Versuch verlieren? Keinesweges; denn zufolge unserer oben gemachten Bemerkung ist es bei einer solchen Gelegenheit nicht hinreichend, daß man Geld hat, um Korn kaufen zu können; (und selbst, ob Schweden in der Lage ist, 9 bis 10 Millionen

auf

auf eine solche Ausgabe verwenden zu können, müssen diejenigen beurtheilen, welche die Finanzen dieses Landes besser kennen, als ich.) Dännemark konnte es aber von 1807 bis 1813; denn das Korn war vorhanden und disponible, und Dännemark hatte sowohl den Willen als die Kraft, es den Norwegern zu senden.

Ueberhaupt leidet der Norwegisch-Schwedische Verein an einigen Naturfehlern, die bey dem Dänisch-Norwegischen nicht Statt fanden. Dännemark und Norwegen waren einander gänzlich ungleich in Rücksicht der Produkte, und als eine Folge davon war es dem einen Lande erwünscht, je weiter das andere seine Produktion trieb. Jede Verbesserung im Bergbau und der Fischerei Norwegens war in Dännemark eine willkommene Nachricht, so wie alle Fortschritte im Ackerbau Dännemarks, welche Vorrath und leichte Versorgung verhießen, den Norwegern angenehm seyn mußten. Das eine Land konnte dem andern nicht in den Weg kommen; aber es fällt in die Augen, daß es sich mit Norwegen und Schweden ganz anders verhält. Es würde ja z. B. des letztgenannten wichtigsten Absatz untergraben, im Fall Norwegen den Betrieb seiner Eisenwerke bis zu dem Grade erweiterte und verbesserte, daß die Produkte derselben sich in jeder Rücksicht mit den Schwedischen Eisenwaaren messen könnten. Und so mit mehreren Sachen, in welchen Schweden und Norwegen im Grunde rivalisiren, welches aber zwischen Dännemark und Norwegen nicht der Fall war.

Diesem für Norwegens National-Wohlstand nicht vortheilhaften Umstand könnten noch eine Menge Notizen aus dem Norwegischen Budget, und der Norwegischen Finanzrechenschaft für das Jahr 1815, beigefügt werden.

Wir

Wir übergehen sie aber hier, und behalten uns vor, in der Abtheilung von den Finanzen das Erforderliche davon anzuführen; hier wollen wir nur noch bemerken, daß diese beiden Documente hinlänglichen Beweis dafür geben, daß Norwegen, welches vormals über jeden Schilling, der nach Dännemark gieng, so genau Rechnung führte, jetzt, bald unter dem Namen einer Appanage für das Schwedische Königshaus, theils zu affaires étrangères, theils zur Abtheilung des Norwegischen Staatsraths in Stockholm, theils zum Storthing u. s. w., ohngefähr eben so viel giebt; bedeutende Summen, über welches alles aber jetzt nicht geklagt wird, und sich auch nicht gebührt; denn eine Nation wird doch wohl nicht seine Regierung ganz ohne Bezahlung haben wollen. Nur können wir nicht umhin, die Folge daraus zu ziehen, daß, wenn solche Ausgaben vormals, da sie nach Dännemark giengen, den National-Wohlstand Norwegens lähmten, es scheint, als wenn sie die nämliche Würkung äußern müssen, wenn sie nach Schweden gehen, und im Ganzen einen schwächenden Einfluß äußern werden, der das Emporkommen Norwegens stets etwas hindern wird. Sollte die Vereinigung nun Norwegen nicht das Heil bringen, welches dasselbe, wie es scheint, erwartet, welches Schweden mit vielen Worten geweissaget und zum Theil versprochen hat, und welches, fügen wir hinzu, ein jeder Däne, nicht allein als Mensch, sondern auch als vormaliger Mitbürger und als calculirender Politiker wünscht und hofft, so ist der Fall eingetreten, der ohne Zweifel Dännemark schaden muß und wird.

Diese Spaltung war die entscheidende Begebenheit, durch welche Dännemarks Politik bestimmt wurde. Mit Schweden ist die Aussicht zum Frieden rein, der Zankapfel ist fort. Dännemarks politische Lage beruhet nach diesem auf das Verhältniß zu England und Rußland.

Und

Und wenn die jetzige politische Masse ausgegohren hat, wird das System aufs neue in Frankreich und Schweden, so wie in England, Rußland und Dännemark hervorgehen.

Die an sich selbst nicht unwichtige Begebenheit, daß Holstein 1814 wieder ans Deutsche Reich zurückkehrte, verändert nichts besonders in der politischen Lage Dännemarks, auch nicht die Einverleibung Lauenburgs, noch weniger die Abtretung Helgolands [s]).

---

s) Helgoland war nie von Bedeutung für Dännemark, und hatte auch nur temporairen Werth für England, dem es jetzt eine ganz gleichgültige Besitzung ist. Siehe Colquhoun Treatise of the wealth, power and ressources of the british Empire, 2te Ausgabe, London 1815, Seite 305 und 6.

Zweite Abtheilung.

Ueber die physische Beschaffenheit des Dänischen Staats.

Wenn die politische Möglichkeit eines Staats dargethan ist, beruhet die nächste Untersuchung auf den Grad des National-Wohlstandes, zu dem er sich erheben kann. Mittel dazu sind die physische Beschaffenheit des Landes, und die Art, auf welche der Staat die Gaben der Natur benutzt. Auf Klima und Boden beruhet die physische Beschaffenheit, der noch die geographische Lage beizufügen ist. Von diesen Elementen wird die Menge der Naturprodukte, so wie die absolute und relative Güte derselben, unter welche letztere auch die Bequemlichkeit des Absatzes gehört, bestimmt. Ob diese als Basis für den National-Wohlstand dasjenige erfüllen, was der Staat fordern kann, beruhet wieder theils auf die Art der Würksamkeit, mit welcher der einzelne Staatsbürger die nothwendige Arbeit verrichtet, das ist, dem allgemeinen Charakter, oder dem National-Charakter, theils auf die Hülfe, welche die Nation bei derselben von Seiten der Regierung antrifft, mit andern Worten, auf die administrative Politik, oder die Polizei der Nahrungszweige, oder die Industrie-Politik, dessen drei Hauptzweige: Natural-Produktion, Kunst-Produktion, oder Fabrikation, und Handel sind.

In

In ökonomischer Rücksicht, in so fern es die Naturprodukte des Pflanzenreichs betrifft, welche durch den Fleiß des Menschen der Erde entzogen werden, ist das Klima ungleich wichtiger, als der Boden. Wie undankbar dieser auch immer ist, der Mensch hat doch eine ansehnliche Herrschaft darüber. Die Mischung der Erdarten, das Düngen, die Ableitung des Wassers, das Bewässern, die Befriedigung und Verpflanzung, die Rodung, Anpflanzung, die Wahl der passenden Pflanzen, sind wichtige Hülfsmittel gegen die natürliche Schlechtheit des Bodens, die alle mehr oder weniger in der Menschen Macht stehen. Das bloße Clima selbst kann einen von Natur unwilligen Boden verbessern. Es erlaubt der Ueppigkeit einer wilden Vegetation selbst einen Steinboden mit einer Schichte vegetabilischer Erde zu überziehen. Gegen die Tücke des Klima's besitzt der Mensch nur wenige und schwache Hülfsmittel. Regen, Frost, Hitze und Kälte, verdorrende Winde stellen sich ein, wenn sie wollen, und halten so lange an und würken so schädlich, wie sie können, ohne daß der Fleiß im Stande wäre, diesen Potenzen irgend eine Gränze zu setzen. Deshalb ist in ökonomischer Rücksicht ein gutes Klima die wichtigste Wohlthat, die ein Land aus der Hand der Natur erhalten kann. Durch dessen Hülfe ist es im Stande so weit vorwärts zu schreiten, wie Fleiß und Kunst verstatten. Es ist also die wichtigste und erste Betrachtung bei der Beurtheilung der physikalischen Beschaffenheit eines Landes. Wir wollen hier deshalb zuvörderst von dem Klima Dännemarks reden.

In Rücksicht des Klima's gehört Dännemark, wenn auch nicht zu den angenehmsten, doch in ökonomischem Bezug zu den sehr glücklichen Ländern. Ohne große Uebertreibung an Kälte und Wärme, Nässe und Dürre, hat es im Ganzen eine Mitteltemperatur, und, wenn man sich so aus:

ausdrücken darf, ein Mittelklima, das sich für die allermeisten und wichtigsten ökonomischen Pflanzen paßt. Von diesen ist ohne Zweifel der Weizen dasjenige von unseren häufigst gebaueten Feldgewächsen, was die höchste Mitteltemperatur erfordert. Von dieser Mitteltemperatur aber bis zu derjenigen, in welcher unsere gemeinsten Gräser Bromus, Dactylus, Ayra u. m. gedeihen, ist ein sehr weiter Raum, in dem die wichtigsten Futterkräuter und Waldbäume gut fortkommen. Selbst Fagus castanea wird überall in Dännemark, Wendsyssel ausgenommen, wenn auch in großen Exemplaren nicht anderswo, als in Holstein, z. B. bei Altona, gefunden, und dieser Baum fordert doch eine Mitteltemperatur von wenigstens 8 Grad Reaumür *). Von unseren feineren Fruchtbäumen und den mehrsten Gartengewächsen rede ich nicht, da sie alle, um gedeihen zu können, von der Kunst eine etwas ansehnliche Hülfe verlangen und erhalten. Inzwischen gedeihen sie doch recht gut hier im Lande, und geben solchergestalt dem Klima und der Hinlänglichkeit einer nachhelfenden Kunst, die doch stets der Mitwürkung des Klima's etwas bedarf, ein nicht unvortheilhaftes Zeugniß.

Die Vorzüglichkeit des Dänischen Klimas muß in der Eigenschaft gesucht werden, die gewöhnlich zum Tadel desselben angeführt wird, nämlich in der Unbeständigkeit desselben. Denn auf dieser beruhet es, daß wir hier im Lande so selten, oder beinahe niemals würklichen Mißwachs haben, eben so wenig, wie besonders fruchtbare Jahre. Indem keine Witterung von Anbeginn des Frühjahrs bis zum Spätjahre einige Wochen anhält, kann man sagen, daß unser Klima nicht einmal beständig genug ist, um jene Würkungen her-

*) Die Mitteltemperatur Kopenhagens, das ohngefähr auf der Mittelbreite des ganzen Reichs liegt, beträgt + 7,6 C. oder + 6,08 Reaumür.

hervorzubringen. Der Boden trocknet selten gänzlich in Staub aus. Kalte und rauhe nasse Witterung währt selten lange genug im Sommer, um vielen Schaden anrichten zu können; und selbst das Abwechseln von Tag und Nacht ist hier im Lande den Pflanzen nicht unvortheilhaft. Wir haben nicht die langen Tage und das langewährende Sonnenlicht der nördlichsten Länder, auch nicht die längern Nächte der südlichen; dort ist die Nacht zu kurz, als daß sie den erwärmten Boden wieder abkühlen, und die Graspflanzen mit dem erquickenden Thau erfrischen kann; hier viel zu lang, wodurch die Abkühlung zu lange anhaltend wird. Ein Beispiel der Würkungen des verschiedenen Abwechselns von Tag und Nacht giebt die Gerste, welche in Finmarken zu ihrer völligen Reife nach dem Säen nur acht Wochen, in Dännemark beinahe das Doppelte und im südlichen Frankreich 25 bis 26 Wochen bedarf, und unter der Linie vollends gar nicht reif wird, sondern immer mehr in Stroh wächst.

So wie das Klima, theils wegen der steten Abwechselung, theils weil dessen incitirende Würkung im Sommer durch die passende Länge der Nächte und Tage in seinen Gränzen gehalten wird, so wird es auch vortheilhaft, um eine große Menge verschiedener Pflanzen zu befördern, wogegen ein weniger unstetes Klima nur für wenigere Arten so vortheilhaft seyn würde. Und daß unser Klima sich im Ganzen etwas mehr zur Nässe als zur Trockenheit neigt, kömmt Dännemark außerordentlich gut zu Statten, da der Boden beinahe zur Hälfte aus trockenem Sande besteht, welches ohne diese nicht genugsam geschützte Eigenschaft unfruchtbar seyn würde. In Spanien würden solche Sandgegenden, wie die in Jütland und den Herzogthümern, beinahe unbebaulich seyn, und jedes Jahr nichts anders, als reinen Mißwachs darstellen. Es ist also unser unstetes Klima, welchem wir dafür danken können, daß die Hälfte

unserer

unserer Ländereien culturfähig ist; und dieser große Vortheil wiegt gewiß die Unannehmlichkeit, welche das Klima bisweilen unseren Nerven oder unserem Gemüth verursacht, völlig auf.

Das heftige klimatische Wechseln, welches in Dännemark Statt findet, ist mehreren Ursachen zuzuschreiben. Das Land ist erstens nicht ausgedehnt genug, um das Klima modificiren zu können. Dieses ist, so zu sagen, fremd und eingeführt, und das Land genöthigt es zu nehmen, wie es eben kömmt. Hier giebt es keinen Punkt, der acht Meilen vom Meere läge, und kein theilender oder scheidender Bergrücken. Demnächst liegt das Land in einer Weltgegend, dessen Klima sehr veränderlich ist. In dieser ganzen Gegend herrscht nämlich ein kosmischer Streit zwischen den Klimaten des Nordpols und der wärmeren Erdzone. Die Kälte des Nordens begegnet hier der Wärme des Südens, und die durch die Wärme entwickelten Dünste werden von der Kälte verdickt. Hier herrscht ein ewiger Streit, aus welchem viel Nebel und Regen, naßkalte Witterung, trübe Luft, unter stetem Zurücktreiben und Sieg der einen atmosphärischen Eigenschaft über die andere, hervorgeht.

Hiezu kömmt noch die Lage des Landes gegen die große Nordsee im Westen, oder eigentlich, da Großbrittanien es nicht zu decken vermag, das ganze ungeheure atlantische Meer ganz bis Amerika. Gegen Osten hat es das bergige und kalte Rußland, einen ungeheuren Continent. Von der einen Seite erhält Dännemark sein Klima, das denn entweder windig, feucht, neblich aus Westen, oder kalt und trocken aus Osten ist. Inzwischen muß doch der westliche Einfluß etwas stärker als der östliche seyn; denn nimmt man das Frühjahr aus, ist unser Luftkreis mehr neblicht und naß, als kalt und trocken. Wir haben ohngefähr 130 Regentage mit 235 regenfreien, von denen 30 bis 40

Nebel:

Nebeltage sind. Wir haben 65 Tage, an welchen das Queckſilber im Reaumürſchen Thermometer unterm Gefrierpunkte ſteht. Das Barometer variirt zwiſchen 28,4 und 28,6; die Quantität des Regenwaſſers beträgt in Kopenhagen mehr als 22 Zoll.

Die Unbeſtändigkeit des Klimas kann daraus abgenommen werden, daß Dännemark bisweilen Winter hat, in welchen das Thermometer nicht unter Null fällt; bisweilen aber hat man anhaltenden Froſt vom November bis zum Schluſſe des Aprils; und merkwürdig iſt es, daß, obgleich das Däniſche Klima oft feucht iſt, der Ackerbau Dännemarks doch gleichwohl am meiſten an Dürre leidet, indem unſere Frühjahre, vermöge des in dieſer Jahreszeit herrſchenden Oſtwinds, welcher ohne Zweifel der Auflöſung der ungeheuren Ruſſiſchen Wintermaſſen zuzuſchreiben iſt, oft etwas trocken und kalt ſind.

Obſchon das Land nun, unſerer früher gemachten Bemerkung zufolge, um vieles zu klein iſt, um das Klima modificiren zu können, ſo iſt es in den verſchiedenen Gegenden des Landes doch nicht wenig verſchieden. Längs der ganzen weſtlichen Küſte iſt das Klima ſehr rauh und feucht, ſo wie auch in der Spitze Nord-Jütlands, in Wendſyſſel. Weiter ins Land hinein, wo der Nebel des Weſtmeers nicht gleich hinreicht, iſt die Luft etwas trockner; da aber die ganze Halbinſel eine Biegung oder Neigung gegen Weſten hat, iſt das meiſte davon den beinahe ewigen Seewinden ſehr ausgeſetzt. Auf der öſtlichen Seite iſt das Land dieſen Winden weniger ausgeſetzt, die Vegetation daſelbſt deshalb ſichtbar kräftiger. Beſonders gilt dies von den Herzogthümern, deren Klima nicht unbeträchtlich gelinder iſt, als das des übrigen Dännemarks. Inzwiſchen iſt doch das Klima auf den Inſeln und in den Gegenden des Landes, die etwas

gegen

gegen die Westwinde geschützt sind, kennbar gelinder, als in den Theilen und Gegenden, welche diesen Vortheil nicht genießen.

Von diesen Bemerkungen über das Klima Dännemarks gehen wir zum Boden desselben über, der eine große Verschiedenheit zeigt. Wir wollen diese verschiedenen Arten klassenweise abhandeln und ihr Verhältniß angeben.

1. Marschland. Von Hoyer südlich von Ribe, längs der Nordsee und der Elbe bis in die Gegend zwischen Glückstadt und Altona erstreckt sich dieser Boden, dessen Bestandtheil ein, mit einer bituminösen Materie vermischter Mergel bildet. Dieser Boden (Slie, Schlick) ein Bodensatz des Meers während der Fluth, bildet auf den benannten Strecken eine ebene, horizontale, sehr niedrige Fläche, die meistens durch Deiche gegen den Einbruch des Meers geschützt wird, und bildet den fruchtbarsten, obschon nicht gesundesten Theil des Landes. In der Marsch selbst herrscht in Betreff der Fruchtbarkeit ein großer Unterschied; als die fruchtbarsten Gegenden werden angesehen ganz Eyderstedt und der Christian Albrechts Koeg im Amte Bredstedt. Merkwürdig ist es, daß ungeachtet der großen Fruchtbarkeit der Marsch nirgends in Dännemark der Preis der Ländereien so niedrig ist, als eben da. So konnte man z. B. im Amte Bredstedt ein Demath Marschland, der in bloßer Grasmiethe 50 Rthlr. gab, für 500 Rthlr. Schl. H. C. kaufen; in 10 Jahren also war der ganze Kaufschilling erstattet. Dies ist ein höchst ungewöhnliches Beispiel im übrigen Dännemark, ja in ganz Europa. In England ist der Kaufpreis von 21 Jahren (twenty one years purchase,) das gewöhnlichste. Erwägt man nun, daß der Dienstbothenlohn in den Marschländern hoch ist, alle Arbeit ebenfalls theuer, die Steuern bedeutend, und die Communeabgaben nicht weniger, wozu kömmt, daß viele Marsch-

districte verschuldet sind, einige gar noch vom dreißigjährigen Kriege her, welche Schulden jetzt drückend sind, so ist leicht einzusehen, daß die Land-Besitzungen in diesen Gegenden nicht wohlfeil seyn können. Diese Gegenden sind aber zugleich ungesund, und der Ackerbau daselbst ist mit Schwierigkeiten verknüpft, die an anderen Orten unbekannt sind, welches sie denn wiederum weniger gesucht machen muß.

So wie die Marschgegenden mit Hinsicht auf Klima, Boden, Nationalcharakter, Lage und außerordentliche Fruchtbarkeit, äußerst merkwürdig sind, sind sie es nicht minder wegen ihrer Entstehung und der Langsamkeit, mit welcher das Meer sie bildet; eine Langsamkeit, von der man sich eine Vorstellung machen kann, wenn man weiß, daß das Wasser, welches bei etwas ruhiger Witterung mit der Fluth aufspült, und dem die Marsch ihre Entstehung verdankt, kaum $\frac{1}{1\,3\,5}$ seiner ganzen Masse als feste Materie enthält, die als Bodensatz niederfällt, und nach und nach das sogenannte Vorland bildet, welches mit der Länge der Zeit reift, und mit einem schützenden Deiche umgeben wird. Diese Deiche verstand man in den Dänischen Marschländern so wenig, wie in anderen, nach einer Theorie aufzuführen. Anstatt ihnen eine Dossirung von 3 oder 4 gegen 1 zu geben, machte man sie weit steiler, so wie die gefährlichen Deiche um Ockholm und mehreren Orten, die oft genug durch das Durchbrechen des Meers ihre Schlechtigkeit bewiesen haben, und ohne Zweifel ist Desmercieres Koeg im Amte Bredstedt der erste, dessen Außendeich nach richtigen theoretischen Grundsätzen angelegt wurde.

2. Diese reiche und fruchtbare Einfassung des Landes längs der Nordsee, hört gegen Norden, und wie schon bemerkt, bei Hoyer im Amte Tondern auf, und von da nordwärts nach Skagen und Säbye gewährt die Gegend einen ganz anderen Anblick, einen ununterbrochenen, mehr

und

und weniger breiten, doch selten unter einer halben Meile schmalen Streifen Flugsand. Für ganz Jütland beträgt dieser Streifen für den Augenblick ohngefähr 12 □Meilen [10]). Auch an mehreren Stellen im Innern des Landes, so wie z. B. auf der Ahlheide, trifft man Flugsand. An mehreren Orten ist er glücklich gedämpft, und überall sind gute und würksame Veranstaltungen getroffen, diese jetzt öden Strecken dem betriebsamen Landmanne wieder zu geben.

Das Mechanische dieses Flugsandes längs der Nordsee, wo er am gefährlichsten, weil er am schwierigsten in seinen Gränzen gehalten wird, ist folgendes: Der ganze Meeres-Boden der Nordsee scheint meistens aus Flugsand zu bestehen, der durch die stete Bewegung des Wassers aufgerührt und zugleich mit der Fluth dem Lande zugeführt wird, woselbst der Wind ihn dann während der Ebbe bald trocknet, und nachher weiter ins Land hinein befördert. Da nun die westlichen Winde weit häufiger sind, als die aus der entgegengesetzten Weltgegend, so wird dadurch weit mehr Sand eingebracht, als die östlichen wieder ins Meer hinaus zu führen

---

10) Siehe Esmarcks historische Nachricht über den Flugsand in Nord-Jütland. Kopenhagen 1817. Zufolge der hierin mitgetheilten authentischen Berechnungen über die sämmtlichen Flugsandstrecken Nord-Jütlands beträgt der Flächeninhalt derselben nur ohngefähr 11 □Meilen, wovon aber nur gegen 4 □Meilen als Flugsand übrig bleiben, da die 7 schon bepflanzt und gedämpft sind. Der Verfasser rechnet hier auch 12 für den Streifen allein, da er gleich darauf noch von dem im Innern des Landes befindlichen Flugsande redet, welches aber alles in den 11 □Meilen mitbegriffen ist. Auf jeden Fall ist also etwas zu viel gerechnet. Das nämliche Areal (11 □M.) befindet sich in den in diesem Jahre vom Oberinspector Bruun herausgegebenen statistischen Tabellen angeführt.

führen vermögen. Dies Uebergewicht der westlichen Winde macht es deshalb schwierig, den Flugsand zu dämpfen, indem dieser im Boden des Meers immer einen unerschöpflichen Vorrath besitzt. Auf der östlichen Seite der Nordspitze von Jütland scheint der Flugsand, theils aus diesem Grunde, theils auch, weil der Boden im Kattegat nicht aus einem so feinen blättrigen Sande, wie der der Nordsee, besteht, weniger gewaltsam. Obgleich man im gedämpften Flugsande an einigen Stellen, (besonders im Amte Kronburg) schon bebaute Kornfelder und recht üppig wachsende kleine Hölzungen erblickt, ist der Flugsandboden doch sehr schwierig zu behandeln, und erfordert bei der Urbarmachung große Vorsicht.

3. Heideland. Von der großen Heidegegend im nördlichen Deutschland, die sich gegen Westen erst bei Breda endigt, geht von der Lüneburger Heide ein Zweig in die Herzogthümer und Jütland hinein. Dieser Zweig ist an der Ostseite sehr hügelich und voller Gries, gegen Westen ebener und feinsandig. Die größten Heidemassen Jütlands liegen östlich von Ribe, Warde und Lemwig, übrigens aber geht die Heide in Wandsyssel über. Das Heideland ist nicht überall unfruchtbar, die Ländereien der meisten Dörfer in Jütland bestehen gewiß aus aufgepflügtem Heideboden. Doch beruhet die Kulturfähigkeit desselben, wenigstens hing sie in älteren Zeiten davon ab, vorzüglich auf Wiesen, und da das gegen Westen langsam abfallende Nord-Jütland eine Menge kleiner Flüsse, oder Auen und Bäche hat, die mit trägem Lauf, ohne sonderlichen Fall, gen Westen fließen, wodurch denn das Wasser nur langsamen Abzug hat, und dadurch Gelegenheit bekömmt, an beiden Seiten der Auen breite Moräste zu bilden, so folgt daraus, daß in diesen Gegenden eine große Menge Wiesen vorhanden sind, die theils etwas Grasung, theils Heu abgeben, wo-

durch

durch der Heidboden dann culturfähig wird. Wegen Mangel an Gras und Heu, welches man in vorigen Zeiten gar nicht, und noch bis auf diesen Tag auf dem Felde selbst nur schlecht zu gewinnen versteht, ist es eine Seltenheit, in der Heide eine Wohnung ohne Wiese, oder auch eine Wiese, die keine Urbarmachung veranlaßt hätte, zu sehen. Es geht also in Heidegegenden, wie in den warmen Ländern, daß die Flußufer gewöhnlich die einzigsten angebauten Gegenden sind.

Wenn die Heide mit Wiesenboden, oder anderem hinreichenden Futtervorrathe versehen ist, findet man sie oft nicht so unfruchtbar, wie man vielleicht glauben möchte. Die zum Anbaue schlechteste Heide ist die hügliche, welche sehr oft eine Menge Gries und sehr großkörnigen Sand enthält, und, was auch oft in den flachen Heiden der Fall ist, eine Menge Eisenocker, der mit etwas Wasser eine Art Sandstein, den schwarzen und rothen Ahl (im nörrischen Ortstein) hervorbringt, welcher, im Fall er der Oberfläche etwas nahe liegt, eine gänzliche Unfruchtbarkeit bewürkt. Uebrigens ist diejenige Heide am fruchtbarsten, die aus einem feinen weißen Sande ohne Ocker und Gries, besteht, aber mit einer Menge kleiner Steine untermischt ist. Und welchen traurigen Anblick diese Heidestrecken auch gewähren, und wie unfruchtbar sie auch demjenigen vorkommen mögen, der niemals sah, was sie an unzähligen Orten geworden sind, wenn auch nicht zufolge der Theorie und den Stricheleien der neuen Ackerbau-Schulmeister auf die Faulheit der Landleute, und des Unterrichts um ihrer Unwissenheit abzuhelfen, so doch zufolge der unverdrossenen Bestrebungen wahrer praktisch tauglicher Landleute. Es ist deshalb freilich schlimm, daß wir noch diese großen Heidewüsten haben; aber wir müssen nicht daran verzweifeln, sie einmal mit

der

der Zeit untern Pflug zu bringen. Wie viel von Jütlands sandigem Ackerboden ist nicht aufgepflügter Heidboden?

4. An lehmigen und Mergel-Boden besitzt das Land nicht unbedeutende Strecken; der Marschländereien nicht zu gedenken, gehören Femarn, Laland, Falster und viele ausgedehnte Gegenden in Seeland und Jütland in diese Klasse.

5. Schwarze Dammerde, mehr oder weniger mit Letten oder Sand vermengt, findet sich an vielen Orten in allen Gegenden des Landes; in Angeln und auf Alsen bildet sie den gewöhnlichsten Bestandtheil des Bodens.

6. Wiesen, Sümpfe und Moore überall. Beinahe das ganze Wendsyssel ist ein Sumpf. Jütland ist überall sehr reich an dieser Bodenart, dessen vorzüglichste Kennzeichen Feuchtigkeit, die wegen Mangel an Fall nur mit Mühe weggeschaft werden kann, und eine ungeheure Menge kleiner, Maulwurfshügel ähnlichen, Erhöhungen sind. Ueber den Ursprung derselben ist viel gestritten. Ohne Zweifel sind diese Erhöhungen dadurch entstanden, daß verschiedene Wasserpflanzen und andere Gewächse zu der Zeit, da die Wiese unter Wasser stand, welches letztere deutlich genug bei diesen unebenen Sümpfen Statt gefunden hat, daselbst büschelweise, so wie mehrere Grasarten und Schilf, wuchsen.

Folgendes ist eine allgemeine Uebersicht des Bodens im Dänischen Staate, die ich so gut zu geben wage, wie es mir möglich gewesen ist, selbige zu verfertigen.

Dännemark, Schleswig und Holstein enthalten 964 □Meilen [11]), jede zu 10285⅝ Tonnen Land, dies ist (⅝ wie ½ gerechnet) etwas über 9,915,000 Land.

Davon

---

11) Wie der Verfasser 964 □Meilen bekömmt, können wir nicht wissen, er möchte denn die alte ödersche Berechnung von

Davon sind

1.	Marschland 40 □Meilen [12]	.	411,420 Tonn. L.
2.	Lehmboden, Mergel 90 □M.	.	925,695 ; ;
3.	Dammerde mit Sand und Lehm ver: mengt 110 □M.	. . . .	1,131,405 ; ;
4.	Sandiger Ackerboden 450 □M.		4,628,475 ; ;
	in allem Ackerland 690 □M..		7,096,995 Tonn. L.
5.	Wiesen, Sümpfe und Moore 45 □M.	. . . . .	462,847 ; ;
	Ackerland und Wiesen 735 □M.		7,559,842 Tonn. L.
6.	a) Weiden, oder hochliegende trok: kene Wiesen 35 □M.	. . .	359,992 ; ;
	b) Waldungen 40 □M.	. .	411,420 ; ;

7. Hei:

---

von Dännemark zum Grunde legen. Denn welche andere neuere er auch gebraucht, als über Dännemark die Bruunschen, Thaarups Statistik 4 Band pag. 56, und über die Herzogthümer entweder die Wimpfenschen oder Gudmeschen aus Th. Statistik 4 Bd. p. 103, oder Kieler Blätter 3 Bd. pag. 413, so kommen doch wenigstens 1000 □Meilen heraus, nämlich:

Dännemark	. . . . .	683,6 □Meilen.
Holstein und Schleswig	. .	320 =
Lauenburg	. . . . .	22 =
		1025,6 □Meilen.

Warum Lauenburg hier nicht mitgerechnet ist, da es doch schon oben als Bestandtheil des Staats angeführt wird, wissen wir auch nicht.

12) Ist wohl um etwas zu gering, indem schon Dörfer in seinem Holstein, freilich um viel zu viel, die Holsteinische Marsch allein, zu mehr als 40 □Meilen setzte.

7. Heideland 130 □M. . . . . 1,337,115 Tonn. L.
8. Flugsand 12 □M. . . . . 123,426 : :
9. Wasserboden, der Liimfiord, Seen, Baien 12 □M. [13]) . . . 123,426 : :

Also verhalten sich von der ganzen Oberfläche: der angebauete Boden (Nr. 1. 2. 3. 4.) mit 690 □Meilen zu dem ganzen, 964 □Meilen ohngefähr wie 2 zu 3, und die unbebauten Ländereien (274 □Meilen) zum ganzen Areal, wie 3 zu 10, und der cultivirte zum uncultivirten Boden, (Nr. 5 und 6, 120 □Meilen, zugleich mit dem öde liegenden Boden Nr. 7. 8 und 9. mit 154 □Meilen, in allem 274 □Meilen), wie 5 zu 2. Folglich ist nur etwas weniger, als $\frac{2}{7}$ des ganzen Landes gar nicht, und über $\frac{5}{7}$ mehr oder weniger angebauet.

Die geographische Lage eines Landes, oder die Lage desselben zwischen andern Ländern, ist in staatsökonomischer Rücksicht äußerst wichtig. Ob es so belegen, daß es auf einem leichten und stets offenen Wege mit den Nationen, die dessen, was das Land entweder von Natur producirt, oder durch Kunst hervorbringen kann, benöthigt sind, in Verbindung steht, ist, bei der für ein einzelnes Land Statt findenden Unmöglichkeit, es durch sich selbst allein im National-

---

13) Wie hier nur 12 □Meilen kommen, wenn der Liimfiord, der allein mehr Flächenraum bedeckt, und andere Buchten (Vige auf dänisch) mitgerechnet sind, ist nicht einzusehen. (Die Berechnung des Areals vom nördlichsten Theile Jütlands findet man in den Schriften der K. Ges. der Wissenschaften, 6ter Band.) Die Frischwasserseen und Auen bedecken allein sicher diese 12 □Meilen, die Föhrden oder Buchten, als Liimfiord, Mariagerfiord, Odensefiord, Isefiord, Schley u. s. w. sind aber von den Geographen bis jetzt noch nie mit zum Areale gerechnet.

tional-Wohlstande recht weit zu treiben, von großer Wichtigkeit. Die Natur-Producte des Dänischen Staats betreffend, liegt derselbe bequem für Norwegen und Schweden, die gerade bedürfen, was Dännemark übrig hat, und viele derjenigen Waaren haben, welche Dännemark nöthig hat, und da sowohl die Producte dieser Länder, als auch zum Theil Dännemarks, die ersten Bedürfnisse des Lebens ausmachen, als Zimmer zu Gebäuden, Metalle, Kornwaaren, welches lauter Sachen sind, die vielen Raum einnehmen, so ist es ein großer Vortheil, daß der Transport kurz ist.

Für diesen nothwendigen Product-Handel liegt Dännemark denn so bequem, wie möglich. Alle Häfen dieses Landes befinden sich auch am Kattegat und der Ostsee.

Sogar für den Handel mit ganz Europa und beiden Indien, dessen die Länder der Ostsee bedürfen, liegt Dännemark bequem, ohne eben deswegen diesen Vortheil recht benutzt zu haben. Es scheint nicht, als wenn seit Christian dem Zweiten irgend eine Dänische Regierung die Wichtigkeit dieses großen Vortheils, von dem man England und Holland sich im Besitz zu setzen erlaubte, recht eingesehen hat.

Für den großen Europäischen und allgemeinen Handel hat Dännemark inzwischen keine recht günstige Lage, indem dieser Handel durch das gefährliche Kattegat und durch einen Theil der Nordsee gehen muß. Der Naturfehler besteht darin, daß Dännemark an der ganzen Westküste gegen die Nordsee keinen Hafen hat. Diesen Mangel hat die Regierung oft eingesehen und abzuhelfen gewünscht, und man ist in dieser Rücksicht darauf bedacht gewesen, einen Hafen bei Föhr oder Helgoland anzulegen, wie überaus kostspielig die Anlage eines brauchbaren Hafens

daselbst

daselbst auch immer befunden wurde *); die Kosten eines Hafens bei Helgoland waren nehmlich zu 20 Millionen angeschlagen, und doch soll nicht die ungeheure Summe, sondern nur der Zweifel, den man über die Möglichkeit des Vorhabens hegte, verursacht haben, daß man diese Idee aufgab.

Ohne Zweifel war die Anlage des Schleswigschen (gewöhnlich Schleswig-Holsteinischen) Canals auch auf diesen Umstand berechnet; theils aber vermißt Tönningen einen guten Hafen, theils ist die Schifffahrt auf der Eyder von Friedrichsstadt bis Rendsburg nicht frey von Unannehmlichkeiten. Vielleicht daß dem für Dännemark so wichtigen Mangel eines Hafens an der Nordsee, und dessen leichter Communication mit der Ostsee dadurch abgeholfen werden könnte, wenn bei Tönningen oder Friedrichsstadt durch Grabung, welche im dasigen niedrigen Marschlande, und bei der stattfindenden Ebbe und Fluth keine große Schwierigkeit antreffen würde, ein Hafen angelegt, und die Schifffahrt von da bis Rendsburg entweder mittelst einer hinreichenden Ausgrabung der Eyder, oder durch einen längs diesem Flusse gezogenen Kanal verbessert würde. Ich will nicht von einem andern äußerst heilsamen Projecte reden, diesen Hafen bei Glückstadt, oder zwischen dieser Stadt und Altona, ja vielleicht bei dem letztgenannten Orte selbst anzulegen, und diesen Hafen darauf mit dem Kanal bei Rendsburg in Verbindung zu setzen. Alle solche Anlagen würden viel kosten, und dieß ist vielleicht auch die wichtigste Einwendung. Es ist aber zugleich gewiß, daß für das Fortschreiten von Dännemarks auswärtigem Han-

*) Urkunden und Materialien zur Kenntniß der Nordischen Reiche, 2ter Theil. S. 381 und in der Vorrede.
Anm. des Verf.

Handel keine glänzendere Aussicht vorhanden wäre, als ein solcher Plan darbietet. Dännemark bekäme dadurch einen großen Theil des Deutschen Handels auf der Elbe, und eine große Erleichterung bei der Bemächtigung des ostseeischen Handels, der jetzt, in so fern es Dännemark betrifft, beinahe gänzlich dem so unbequem belegenen Kopenhagen überlassen ist.

Nächst den Gaben, welche die Natur einem Lande zuertheilt, ist es eine wichtige Frage, wie das Volk sie benutzt. Dies beruhet wohl größtentheils auf die Administration; die eigene Betriebsamkeit der Nation trägt aber auch viel dazu bei, und die Intensität und Art derselben beruht meistens auf das Chaos von Meinungen und Gewohnheiten, dessen Total man gewöhnlich den Nationalcharakter nennt.

Ueber die Administrationspolizei werden wir nachher oft Gelegenheit haben zu reden. Hier wollen wir nur einige wenige Worte über den Nationalcharakter hersetzen.

Die wichtigsten Bestimmungsgründe für den allgemeinen Charakter eines Volks liegen in den physischen Würkungen des Klima's, in der Regierungsform, welche die ganze bürgerliche Lage bestimmt, und in den Gewohnheiten, die theils aus beiden hervorgehen, theils zufällig hervortreten, und die bürgerlichen Verhältnisse, als das gesellschaftliche Leben, modificiren, so wie auch der allgemeinen Denkungsart eine gewisse Wendung geben. Wir werden und können uns auf die Folgen dieser speciellen Würkungen im Einzelnen hier nicht einlassen. Nur die in Dännemark gewöhnlichsten Folgen dieser Einwürkungen glauben wir als einzelne große Züge angeben zu können, indem wir scharfsinnigeren und aufmerksameren Beobachtern überlassen, sie aus ihren wahren Quellen abzuleiten, und sie in gehörige Verbindung

zu setzen, uns aber allein vorbehalten, durch allgemeine Bemerkungen über die Nation aufzuklären, in wie weit die am meisten hervorstechenden Züge dieses Charakters auf den National-Wohlstand mitwürken oder Einfluß äußern.

Eine der schädlichsten Eigenschaften des National-Charakters in staatsökonomischem Bezug ist die bei dem Dänischen gemeinen Manne eben so unleugbare als allgemeine Art zu arbeiten, mit einer ausgemachten Neigung zur Faulheit und zur Nachlässigkeit in der Arbeit. Ob es das Klima ist, welches diese Trägheit gebar, oder die dicke unbequeme Kleidung, die schweren Nahrungsmittel, das ewige Freßfieber, oder die feuchten, unreinen, dumpfen Wohnungen unserer Landsleute, kann ich nicht bestimmen; daß sie aber Statt findet, ist wohl unleugbar, und daß sie auf der einen Seite den raschen Fortgang der Arbeit hindert, und auf der anderen mit den schlechten und unvollkommenen Früchten der mäßigen Arbeit versöhnt, ist gewiß. Hieraus das ewige Vorliebnehmen mit schlechter und fauler Arbeit, mit pfuschermäßigen Waaren und Sachen, welches vielleicht noch mehr als alles andere einen schlechten Arbeitsstyl in Dännemark aufrecht hält. Nirgends ist diese träge Arbeitsweise deutlicher, als im Landwirthschaftlichen. Man vergleiche einen Englischen, einen Deutschen Landarbeiter mit einem Dänischen, und man wird sich wundern. Doch auch im Fabrikwesen, im Handwerksstande erblickt man dieselbe Schläfrigkeit, wozu noch ein Mangel an Redlichkeit und Gewissenhaftigkeit kommt, welcher demjenigen ganz wunderbar vorkommen muß, der etwas von der Ordentlichkeit und Pünktlichkeit der Englischen Handwerker kennt. Hier in Dännemark scheint der Handwerksstand Herr seiner Kunden zu seyn. In keinem Fall wird irgend eine Ordnung verspürt, ausgenommen in dem Augenblicke, da die Rechnung geschickt wird, welche sich ohne

Zwei-

Zweifel gleich einfindet, wenn man auch unter wiederholten Versprechungen und faden Entschuldigungen Wochen und Monathe auf die Arbeit warten mußte.

Man hat gesagt, daß der Pöbel in Dännemark lieber bettelt als prellt, und das ist gewiß auch wahr; wahr ist es auch, daß er noch weit lieber bettelt, als arbeitet. Und da hier zu Lande die Zone der Pöbelhaftigkeit sehr breit ist, so ist der Bettelgeist auch sehr verbreitet, und geht sogar in Klassen über, wo man eine bessere Denkungsart zu finden berechtigt wäre. Ich nehme mir die Freiheit, hier abzuschreiben, was ich darüber an einem anderen Orte gesagt habe: In Dännemark ist der Pöbel weit mehr zum Betteln als zum Arbeiten geneigt. Und (vielleicht als eine aus diesem Uebel entspringende Seuche) sind sogar die höheren Klassen geneigt, diesen traurigen und entehrenden Hang zu befördern. Hier im Lande ist die Wohlthätigkeit edler Mitbürger der allgemeine Nothanker, der ein jedes Wrack vom Zerschellen an der Klippe des Untergangs abhalten muß. Man verläßt sich auch darauf, beinahe bis zum Trotz oder zur höchsten Unbescheidenheit. Verliert ein Bauer durch Feuersbrunst sein Eigenthum, so tritt gewiß gleich dieser oder jener Menschenfreund hervor, um mit den Saiten des Mitleids die durch ihre Mildthätigkeit berühmten Herzen seiner Landsleute zu bewegen; ja man scheuet sich nicht einmal, gerade darauf Gewicht zu legen, daß der Abgebrannte bei den öffentlichen Einrichtungen, welche die Regierung, eben in der Absicht, um die Mitglieder der Nation von solchem Ueberlauf zu befreien, veranstaltete, gegen Feuersbrunst sich zu sichern, vernachlässigt hatte. Und so geht es beinahe bei jeder Gelegenheit. Ein niedriger Bettelgeist, in Begleitung schläfriger Trägheit, verbreitet sich mehr und mehr, wie eine Eiterbeule, welche die Gesundheit des gemeinen Mannes untergräbt,

gräbt, die Sittlichkeit niederreißt, dem redlichen Fleiße einen Theil seines Lohns raubt und den Staat entehrt.

Es ist dieser hier im Lande ausgebreitete Bettelgeist, der nicht allein beim gemeinen Manne Statt findet, sondern auch von Klassen, die durch Erziehung und Denkungsart weit über den gemeinen Mann erhaben seyn müßten, in Schutz genommen wird und Beifall findet; es ist dieser niedrige Geist, sich ohne Verdienst zu bereichern, ohne Arbeit zu verdienen, der nicht bloß in der Klasse der Ackerbauer so allgemein ist, sondern auch auf eine entehrende und sehr schädliche Art in unserem Handwerkerstande hervortritt. Einem jeden betriebsamen Landmanne kann man überlassen, über den Geist und die Denkungsart, die er bei seinen Dienstleuten und den Tagelöhnern, welche er zu brauchen genöthigt ist, antrifft, seine Meinung zu sagen. Und ein jeder, der das geringste mit unseren Handwerkern zu thun hat, und weiß, wie es seyn könnte, und wie es in andern Ländern ist, sieht sehr wohl ein, welche große Achtung diese Klasse sowohl wegen ihrer Einsicht, als auch wegen ihrer Ordnung und Pünktlichkeit verdient. Von welcher wichtigen Folge es aber für den National-Wohlstand eines Landes ist, daß die Grundarbeiter, wie man die Handwerker und die Arbeitsklasse in der Landwirthschaft nennen kann, sind, so wie sie hier zu Lande sind, werden wir weiter unten zu bemerken Gelegenheit finden.

Bei allen Klassen in Dännemark findet man ein gewisses Nachgeben, ein Vorliebnehmen, welches vielleicht mehr als alles andere den wahren Arbeitsstyl abhält. Zufriedenheit mit schlechter Arbeit, und niederträchtige Behandlung von Seiten der Arbeiter, müssen diesen, indem er dadurch das letzte Motiv verliert, nothwendig in Grund und Boden verderben. Ob die Ursache hievon in einer gewissen National-Trägheit, einer angebornen Duldsamkeit,

dem

dem hier in Dännemark so sehr verbreiteten bemerkbaren Mangel an Geschmack für das Bessere, oder woran sonst liegt, erdreiste ich mich nicht zu bestimmen. Gewiß ist es aber, daß solches Statt findet, und zwar in solchem Grad, daß der gemeine Mann eben dieser Ursache halber mit einem mäßigen äußeren Leben vorlieb nimmt, und es lieber so nimmt, wie es kömmt, als daß er es durch irgend eine Anstrengung zu verbessern suchen sollte. Und diese nicht viel besser als thierische Zufriedenheit mit Allem ist größtentheils Schuld an der elenden Lebensart unserer niedrigsten Volksklasse, und in der steten Nachsicht der höheren Stände mit der elenden Denkungsart dieser Klasse ist es, in welche man eine der Hauptursachen der in der Dänischen Arbeitsklasse anzutreffenden Schlechtheit suchen muß, die, in so fern sie auf die Beschaffenheit der Arbeit Einfluß äußert, im staatsökonomischen Bezug äußerst schädlich ist. Wenn Käufer und Bezahler nicht verstehen, die Waaren selbst zu beurtheilen, und es nicht einmal über sich nehmen mögen, hat die Jämmerlichkeit und Pfuscherei kein Ende.

Diese allgemeine Uebersicht von der Natur-Beschaffenheit des Landes lehrt uns, daß Dännemark weder in Rücksicht seines Klima's oder seines Bodens, noch weniger aber zufolge des unter seinen Bewohnern herrschenden Geistes, zu den von der Natur vorzüglich begüterten Ländern gehört. Wir sehen aber auch, daß dem Lande keinesweges große Naturgaben fehlen, die eine aufgeklärte und betriebsame Nation leicht im Stande seyn wird auszubilden. Manche Gegenden des Landes sind sogar sehr schön; einige sehr fruchtbar; die schlecht bearbeiteten Ländereien sind vieler Verbesserung fähig; die noch nicht bearbeiteten können größtentheils unter den Pflug gebracht werden. Das Land besitzt eine nicht unbedeutende Naturkraft in der Güte des

Bo-

Bodens und der Günstigkeit des Klima's, und producirt schon jetzt, unter einer leider nur zu allgemeinen Trägheit und Schläfrigkeit, eine Menge Natur-Waaren, welche der Nation ihren Bedarf sichern, und zugleich Mittel zu einem gewissen Grade von Lebensgenuß zuwege bringen. Und die Natur ist keinesweges dawider, im Fall die Industrie der Einwohner einmai geweckt werden und erwachen könnte.

Wenn auch das Land sich jetzt in einer gewissen Mittelmäßigkeit befindet, steht es ja doch in unserer eigenen Macht, aus derselben heraus, und in einen bessern Zustand über zu gehen. Ueberhaupt ist Mittelmäßigkeit kein Unglück, denn sie ist sichernd. Nur Ueberspannung ist gefährlich. Eine Nation, welche viele, nicht geöffnete, oder nur unvollkommen benutzte Quellen der Einnahme hat, besitzt in selbigen einen großen Schatz, welcher den Nationen abgeht, die schon alle ihre Nahrungs-Quellen völlig in Gang gesetzt haben. Jene kann steigen, diese muß still stehen, mit andern Worten, beinahe zurück gehen.

Dritte Abtheilung.

Von den Natur-Produkten des Dänischen Staats, und vorzüglich von den Erzeugnissen des Ackerbaues.

Industriepolicei im Allgemeinen.

Produktion im Allgemeinen und zwar in staatsökonomischer Rücksicht (nicht in metaphysischer) ist: Sachen von Werth zum unmittelbaren Gebrauch, oder zum mittelbaren Gebrauch durch Tausch zuwege zu bringen. Der Werth des Gebrauchs und des Nutzens sind verschieden. Luft, Wasser sind äußerst wichtig zum Gebrauch, haben aber selten Tauschwerth. Goldne und silberne Uhren können für den Gebrauch von gleichem Nutzen seyn, zum Tausch aber haben sie einen gänzlich verschiedenen Werth. Die sämmtlichen ersten Bedürfnisse des Menschen haben keinen Tauschwerth, denn sie können eigentlich nicht weggetauscht werden; das Brod z. B., welches ich nothwendig bedarf, kann ich um keinen Preis weggeben.

Die Produktion ist, wie Say sagt, nicht Schaffen oder Zeugung des Stoffs, sondern des Nutzens; alle Produktion, im staatsökonomischen Sinne, ist Umbildung oder Verwandlung. So ist der Getreidebau eine Umbildung des

Vegetationsstoffes im Dünger, im Boden und der Luft; das Messerschmieden eine Verwandlung des Eisens in eine nützliche Form. Der Unterschied besteht allein darin, daß im ersten Fall ein Naturprodukt, ein Ding, dessen Wesen die Natur bestimmte, im letzten dagegen ein Kunstprodukt, ein Ding, dessen Wesen durch eine willkührliche Idee bestimmt wurde, zuwege gebracht ist.

Die Produktion allein aber giebt keiner Sache ihren vollen Werth. Man kann nicht sagen, daß eine Waare ihre Vollendung erreicht habe, bevor sie sich in den Händen des Consumenten befindet. Der Werth, den dieser derselben ertheilt, ist die Quelle von allem Werth. Hieraus folgt, daß eine jede Waare einen dreifachen Werth besitzt, — die Produktion des rohen Stoffs, — die Veredlung desselben, — der Transport der Waaren zum Consumenten, das ist Handel. Das Wesen des Handels ist einzig der Transport. Der Tausch ist nur ein Mittel. Es finden hier freilich einige Ausnahmen Statt, sie sind aber eigentlich nur scheinbar. Ich pflücke einen Apfel in meinem Garten, schäle ihn und genieße denselben. Hier scheint es, als wenn alle Arbeit nur zu der einzigen Klasse hingehöre, mich eines fertigen Naturprodukts zu bemächtigen, und es zum Munde zu führen. Eigentlich bin ich doch hier in dem nämlichen Augenblicke Natur-Producent (Gärtner) und Kunst-Producent; denn einen Apfel zu pflücken ist eine andere Handlung, als einen Baum zu ziehen, der Aepfel trägt; eben so wie das Fällen eines Baums und das Entzweischlagen des Holzes keine Natural-Produktion ist. Endlich führe ich den Apfel vom Baume zum Consumenten. Daß diese drei Arten Arbeiten würklich ganz verschieden sind, ersieht man daraus, weil sie in der würklichen Welt von verschiedenen Menschen verrichtet werden, deren jeder für sich Erstattung für seine Mühe erhält, z. B. wenn man

sich

sich im Hafen eine Ladung Aepfel kauft. Man legt zu viel Gewicht auf Zeit und Raum, welches nur äußere Zufälligkeiten sind.

Also kann man mit völligem Rechte sagen, daß der Werth einer Waare für den Consumenten aus allen den Summen, welche die Produktion der Waaren, ob natürlich oder künstlich, sowohl, wie die Fortbringung derselben, gekostet haben, besteht, und daß, als eine Folge hievon, diese drei Gattungen, als eine einzige Kette, in welcher keine natürliche, sondern bloß eine willkührliche Abtheilung Statt findet, betrachtet werden müssen.

Zuwegebringung, Herbeischaffung, geschieht durch Natural-Produktion, durch Kunst-Produktion und durch Handel.

Die ganze Reihe der Arbeiten, vermöge welchen die Industrie den Bedarf der Menschen befriedigt, ist deshalb zusammenhängend, und darf nicht stückweise betrachtet oder stückweise regulirt werden.

Diese Erklärung ist keinesweges eine theoretische Spitzfindigkeit; sie gewährt einen sehr großen praktischen Nutzen. Betrachtet man die Natural-Produktion, die Waaren hervorbringt, die Kunst-Produktion oder Fabrikation, welche die Naturdinge verändert, und den Umsatz, Handel, welcher dieselben von dem Orte, wo sie keinen Werth haben, dahin bringt, wo sie Werth haben; betrachtet man, sagen wir, diese drei, durch ihre Objekte und Methoden sehr verschiedenen Arbeitsgattungen, als unter eine Kategorie gehörend, so ist eine unmittelbare Folge hievon, daß sie unter der Industrie-Politik ganz nach demselben Princip behandelt werden müssen. Daß die staatsökonomischen Verfasser diesen wichtigen Satz übersehen, und sich in ihren Betrachtungen über Natural-Produktion, Kunst-Produktion

und Handel ins Einzelne vertieft haben, und daß die Regierungen gleichfalls die Continuität dieser Industrie-Zweige übersahen, hat großen Schaden angerichtet; denn darüber haben sie, zufolge einseitiger Vorstellungen über das Vortheilhafte des einen oder des anderen Nahrungs-Zweiges, sich befugt geglaubt, zum Nutzen und Frommen des Einen, selbst auf Kosten der Uebrigen zu würken. Dies war Colberts Gedanke, und ist noch bis auf den heutigen Tag der Grund des sogenannten merkantilischen Systems. Der Grund ist, Natur-Produktion, Fabrikation und Handel scheinen so himmelweit verschieden zu seyn, weil ihre Objecte, ihre Apparate, ihre Methoden, die Fertigkeiten, welche dazu erfordert werden, und die Arbeiter, so wie die Lage derselben so wenig mit einander gemein und übereinstimmendes haben. Wer würde z. B. ohne genauere Analyse einsehen, daß jener Apfelesser, und ein Bauer der zu Markte kömmt, und ein Schiffer, der von China kommend in den Hafen einläuft; im Grunde die nämliche Handlung verrichten. Bedenkt man inzwischen, daß der Marktbauer Naturalproducent, Fabrikant, Magazinverwalter, Kaufmann, Spediteur, Supercargo, Befrachter und Frachtführer, Transporteur, Assecurandeur, Factor — alles in einer Person ist, so wird man einsehen, daß das Wesen der Handlung dadurch nicht verändert wird, daß jene Ladungen durch die unter mehrere vertheilte Arbeit auf den Markt kömmt; denn dasselbe geschieht auch, wenn man sich statt eines Bauern und seines Fuders einen großen Guthsbesitzer und hundert solche Fuder denkt. Das Größere oder Kleinere kann den Begriff nicht ändern.

Kann es den Begriff nicht verändern, kann es auch nicht verschiedene Verwaltungs-Principe geltend machen. Hat es seine Richtigkeit mit der Behauptung, daß die Würksamkeit aller Industrie, um Waaren zum Verbrauch

zu liefern, nicht wie drei parallele Reihen, sondern als eine einzige Reihe betrachtet werden muß, so kann für diese eine Reihe auch nicht mehr, als ein allgemeines Princip existiren, durch welches die ganze Reihe befördert wird, keinesweges aber mehrere Principe, denen zufolge nur ein Theil der Würksamkeit ohne Rücksicht der übrigen, befördert werden kann. Mit anderen Worten: ein Staat kann nicht, ohne Schaden für den National-Wohlstand, einem der drei Industrie-Zweige allein forthelfen. Das innere Verhältniß ist durch sich selbst bestimmt. Man irrt z. B. nie, wenn man, um allgemeine staatsökonomische Sätze, die den ganzen Staats-Verein betreffen, zu prüfen, dieselben auf ihre höchst mögliche Einfachheit und zum Würken des einzelnen Menschen zurückbringt; die Hauptforderung bleibt nur, daß man den Satz richtig analysire, und das Würken des Individuums richtig beurtheile. Der oben angeführte Marktbauer vereinigt in seiner Person eine große Menge sonst geschiedener Zweige der Würksamkeit. Er ist Natural-Producent, Kunst-Producent und Kaufmann. Alle diesen Arbeits-Klassen unterordnete Arbeiten verrichtet er selber. Nun setze man sich einmal vor, ihm verschiedene Regeln für jede einzelne seiner vielen Arbeiten zu geben, in der Absicht, daß dieselben gedeihen und er im Ganzen dadurch gewinnen werde, wenn er im Einzelnen beschränkt wird. Er dürfe z. B. seine Waaren nicht selbst zuwege bringen, sein Korn nicht selbst mähen oder dreschen, dies solle er für Bezahlung von den Käthnern verrichten lassen, denn diese seyen nützlich für die Population, nicht selbst Käse und Butter bereiten, nicht einsalzen, nicht brauen, backen u. s. w., denn dies wäre Fabrikation — wäre zum Theil städtisches Gewerbe; er dürfe kein eigengemachtes Zeug verfertigen, — denn es schade den Fabriken; er dürfe nicht verkaufen für das, was er bekommen könne — denn dadurch würden die Lebensmittel theuer, dies würde ihm durch Taxen verwehrt.

Die

Die Folge davon ist, daß er zu Grunde geht. Jede Einschränkung, die ihn als Natural-Producent, als Fabrikant, als Kaufmann trifft, stöhrt die natürliche Ordnung seines Gewerbes. Dasselbe kann auf die Nation angewandt werden; sie ist auch Natural-Producent, Kunst-Producent und Kaufmann. Wenn auch die Gewerbe geschieden sind, leiden sie doch desto weniger irgend eine Beschränkung, weil jedes alsdann sich selbst hält; beym Bauer hilft das eine dem andern. Er kann nicht von einem einzelnen Zweige seines Gewerbes leben — nicht als Producent, wenn er alle technische Arbeit an seinen Waaren bezahlen sollte, auch nicht als Veredler. Nun lebt er von allen insgesammt, aus dem Grunde, weil er nur für eine Familie gerechnet werden kann, und gewinnt auf verschiedene Art. Ein eigentlicher Fabrikant, ein Kaufmann dagegen, muß von seinem einzelnen Gewerbs-Zweige leben. Er fühlt deshalb jeden Druck, und das Gewerbe leidet. Wenn aber ein Gewerbs-Zweig leidet, leiden die andern auch und die ganze Nation wird entkräftet. Diesem Uebel kann einzig und allein dadurch entgangen werden, daß die Staatsverwaltung die ganze Industrie als eine einzelne Würksamkeit betrachtet, und nur einen allgemeinen Grundsatz oder ein Princip für die Industrie-Politik annimmt.

Welches ist dies Princip?

Wir haben als Zweck des Staats, Mitwürkung zum allgemeinen Ziele der Menschheit: die höchst mögliche Veredlung, angegeben. Als nächstes Princip für die Staatsverwaltung, um diesen Zweck zu erreichen, nahmen wir an: Sicherheit für Person, Eigenthum, Ehre; — das Grundprincip der Industrie-Politik liegt schon hierin, vielleicht nur nicht praktisch genug ausgedrückt. Sicherheit für Person, Eigenthum und Ehre, — die Hauptgüter des Menschen — setzt Sicherheit in jeder Handlung oder im

Stre-

Streben nach der Erreichung dieser Güter, also die Sicherung aller äußeren Freiheit bei jeder Handlung, durch welche dieselben erlangt werden können, voraus. Die Freiheit des einen Staatsbürgers darf aber den andern ihre Freiheit nicht rauben; das Recht des einen setzt Pflichten bei den übrigen voraus. Die Freiheit wird dadurch im Gleichgewichte erhalten. Dies will sagen, sie wird so groß, wie möglich. Also, der Flor der Gewerbe beruhet auf die höchst mögliche Freiheit der Gewerbetreibenden. Dieser Ausdruck ist aber unbestimmt, und öffnet dem arbitrairen Willen einen Ausweg. So wie Natur-Produktion, Fabrikation und Handel die Quellen des National-Wohlstands sind, sind sie zugleich die Staatsmittel, wodurch die Regierung den National-Wohlstand fördern kann. Diese Quellen fließen zu lassen, wie sie wollen, ist keinesweges unbedingt rathsam; denn eine jede derselben würde, wie wir nachher sehen werden, durch Uebertreibung die Nation zu Grunde richten. Also sind Fälle vorhanden, in welchen die Gewerbs-Freiheit eingeschränkt werden muß, mit andern Worten, in welchen ein Gewerbs-Zweig durch sein Uebermaaß den übrigen Bürgern des Staats schadet. Z. B. in großen Städten fallen viele kleine Gewerbe, als Tagelohn, Ausschenken, Hökerei u. dgl. vor. Ein jedes kann eine gewisse Anzahl Familien ernähren. Wird aber Mehreren erlaubt, sie zu theilen, gerathen sie in Armuth, und fallen dem Staate zur Last. So geht es mit jedem Erwerbs-Zweige, den Ackerbau nicht ausgenommen. In einem jeden Zeitraume befindet sich ein gewisses Quantum Nahrung, sit venia verbo, im Lande; also muß die Zahl der Nahrungstreibenden sich darnach richten. Da nun die Bedingung bei der Vertheilung der Nahrungszweige unter die Gewerbetreibenden ist, daß sie von ihrer Arbeit ernährt werden sollen, ohne dem Staate oder ihren Mitbürgern zur Last zu fallen, so können wir jetzt das Grundprincip

der

der Industrie-Politik angeben: Freiheit in der Ausübung der Gewerbszweige, aber mit solcher Einschränkung in der Ausübung, daß die Gewerbetreibenden in einem sicheren Zustande leben können. Daß hier übrigens bloß von anständigen Nahrungs-Zweigen die Rede ist, und nicht von gefährlichen oder schädlichen, als Marktschreieranstalten, Spielhäusern, Wucherinstituten, liederlichen Häusern u. dgl. geht von selbst hervor.

Ueber den Ackerbau.

Mit diesem Principe vor Augen wollen wir nun Dännemarks Natur-Produktion, Fabrikation und Handel durchgehen. Der Hauptpunkt dieser Untersuchung ist: Ob die bedeutendsten Gewerbs-Zweige in einer solchen Verfassung sind, daß der Treibende und der Staat sich wohl dabei befinden; mit andern Worten, ob jener im Wohlstande lebt, und dieser in seinem Zustande steigt, oder wenigstens nicht sinkt. Wir fangen mit der Natur-Produktion an, und zwar erst mit dem Ackerbau, der wichtigsten Ertragsquelle Dännemarks.

Ein jeder Hauptzweig der National-Würksamkeit hat seinen ganz besonderen Charakter, den wir bei der Behandlung eines jeden vorläufig angeben werden. Eine solche Charakteristik, eine staatsökonomische Taxirung, wird, im Fall sie die hervorstechenden Züge richtig auffaßt und sammelt, ein klares Licht über die National-Würksamkeit verbreiten, unerwartete Blicke in die Natur eines jeden Hauptzweiges derselben gestatten, und deutliche und lehrreiche Anweisungen oder Winke zur Wirksamkeit der Industrie-Politik geben.

1. Die

1. Die reichste Erwerbsquelle, welche eine Nation besitzen kann, ist ein fruchtbarer Boden unter einem guten Klima, oder vielleicht richtiger, bloß ein der Vegetation günstiges Klima; denn der Fleiß des Menschen kann den Boden verändern. Er bekleidete Maltha's Klippen mit Erde, die in Schiffen geholt war; er hat trockene Sandfelder in Ackerland, ja in Gärten verwandelt.

Die jährlichen Produkte, welche der Boden einer Nation zollt, übersteigen im Werthe unendlich alle Einnahme, die eine Nation sich durch die blühendste Fabrikation und den ausgebreitetsten Handel verschaffen könnte.

Die Produkte des Ackerbaues machen daher nicht allein den Grund des National-Vermögens aus, sondern die jährlichen Produkte desselben bilden den wichtigsten Theil der National-Einnahme, und folglich der Staats-Einnahme. Ackerbau, als Ursache des Vermögens und der Einnahme, ist folglich ein Gegenstand von der äußersten Wichtigkeit.

Man hat wohl eine Art Ahnung davon, wie bedeutend das jährliche Produkt des Bodens in einem Lande ist; es gewährt eine interessante Anschauung, diese Sache in einer Art von Klarheit zu erblicken. Man denke sich ein Volk von einer Million Menschen, die sich alle Bedürfnisse des Lebens zum ganz einfachen Bedarf an Kleider, Speise und Trank, Feurung, Licht, Materialien zur jährlichen Hausreparation, für baares Geld ankaufen sollten. Alles dies würde jährlich über 150 Millionen kosten, und kaum in 30000 Schiffsladungen von Mittelgröße Raum finden.

Solche Berechnungen können auf mehrfache Art angestellt werden, führen aber bei aller Willkühr der Data doch zu einer einigermaßen deutlichen Darstellung, wie ungeheuer die würklichen jährlichen Einnahmen einer Nation vom Boden sind.

2. Die

2. Die Natur ist unerschöpflich; der Ackerbau hat aber doch seine Gränzen. Die Natur fährt fort zu produciren; die Größe des Produkts muß jedoch bei einem gewissen Maximum der Mittelproduktion stehen bleiben. Fabrikation hat keine Naturgränze; sie kann so weit gehen, als Wissenschaft und Kunst leiten, Talent und Fleiß ausführen und Politik erlauben können.

3. Der Ackerbau ist die wahre und unerschöpfliche Quelle der Volksmenge. Wenn dieser seinem Maximum nahe gebracht ist, müssen die überflüssigen Hände desselben zu den Erwerbszweigen übergehen, die somit versehen werden, und dann erst recht ihren Anfang nehmen dürfen. Geschieht es früher, werden dem Ackerbau Hände entzogen.

4. Eine Nation muß stets sicher darauf seyn, jährlich allen ihren Mitgliedern die ersten Lebens-Bedürfnisse verschaffen zu können. Dies kann sie nur durch einen Ackerbau, dessen Produkt hierzu hinreichend ist. Die Nation bedarf Waaren von Tauschwerth, um von anderen Nationen erhalten zu können, was ihr mangelt. Dies setzt einen Ueberschuß an den nothwendigen Lebens-Bedürfnissen voraus; auch diesen Ueberschuß muß der Ackerbau gewöhnlich zuwege bringen. Der Ackerbau steht deshalb an Wichtigkeit obenan, und muß befördert werden, bevor Fabrikwesen und Handel in Betracht kommen können.

5. Der Ackerbau giebt, mehr als irgend ein anderer Nahrungszweig, den größten Beitrag zum National-Vermögen her. Eine Familie von 5 Menschen kann hier in Dännemark jetzt ein Stück Land von 50 Tonnen bauen, so daß das Produkt die Familie ernährt, und der Ueberschuß noch eben so viele Menschen, also das doppelte, ernähren kann. Dieses Doppelte ist der Beitrag des Landmannes zum National-Vermögen. Es existirt kaum irgend

eine

eine Fabrik, durch welche der Inhaber derselben noch eben so viele Menschen, als die er schon durch seine Fabrik unterhält, ernähren könnte; selbst wenn er auch, was doch unnatürlich seyn würde, seinen ganzen Vortheil aufopferte.

6. Je weiter der Ackerbau, vorzüglich extensiv, getrieben wird, desto sicherer ist nicht allein die Lage aller Ackerbauer, sondern aller Mitglieder der Nation, mit Rücksicht auf die gehörige Versorgung mit den ersten Bedürfnissen des Lebens. In einem Lande, wo der Ackerbau jeden kulturfähigen Fleck umfaßt, sind alle niedrige, mittelmäßig hochliegende und hohe Stellen, alle nasse und trockne, lehmigte und sandige Felder von verschiedener Lage gegen das Sonnenlicht und die herrschenden Winde, angebauet. So verschiedene Felder setzen auch verschiedene Getreidearten voraus. In einem so angebaueten Lande kann ein allgemeiner Mißwachs nicht leicht eintreten, folglich auch kein irgend großer Mangel an Kornwaaren und anderen Lebensmitteln. Denn eine jede ungünstige Beschaffenheit der Witterung, auf welche aller Mißwachs eigentlich beruhet, kann nur eine Würkung haben, und diese kann sich nur mit großer Kraft auf diejenigen Felder äußern, die, vermöge ihrer Lage und übrigen physischen Eigenschaften, dem schädlichen Einfluß derselben am meisten ausgesetzt sind. Zum Beispiel in einem nassen Jahre leiden die niedrigen Felder, die trockenen und hochliegenden gelingen am besten; in einem trockenen Jahre ist es umgekehrt. Dieser Umstand ist Ursache davon, daß allgemeiner Mißwachs in Europa jetzt so selten ist, und eigentlich nur in einförmigen oder in wenig angebaueten Ländern, als Norwegen und Spanien, Statt findet. In ältern Zeiten, ja selbst im Mittelalter, da der Anbau noch geringe war, und sich auf die am leichtesten cultivirten Strecken, als Ebenen und Ufer der Flüsse

beschränkte, war Mißwachs ganz allgemein. So wie er es noch in Schweden, Spanien, Norwegen werden kann, sowohl wie auch in Ländern, die nur ein Gewächs bauen, welches ein bestimmtes Erdreich fordert, wie der Reis, der nur auf überschwemmten oder Schlammfeldern gedeiht.

7. Die möglichste Höhe des Ackerbaues ist demnach eine Versicherung für den Unterhalt der Nation. Mit Fabriken und Handel dagegen ist die möglichste Höhe ein gespannter Zustand, welcher der Nation keinesweges eine ähnliche Beruhigung gewährt. Je größer sie ist, desto schneller wird und muß sie sinken; sie hat die Rivalität aller Nationen wider sich, sie erweckt Mißgunst und Kriege, und muß damit enden, daß viele Familien zu Grunde gehen.

8. Der Ackerbau hat in Vergleich mit Fabrikation und Handel vorzugsweise das besondere an sich, daß die Menschen, die davon leben, der Nation weniger kosten, als diejenigen, die von jedem anderen Gewerbe leben; sie verzehren oder vernichten folglich nicht soviel von der National-Einnahme, als jene, und vergrößern dieselbe desto mehr. Dieses hängt so zusammen: die gewöhnlichen Landleute leben größtentheils von geringeren Produkten, als die Nicht-Landleute, da sie die besten verkaufen. Beim Ackerbau geht ein großer Theil der Produkte verloren, der folglich für das National-Einkommen einen Verlust herbeiführte. Diesem bauet der Landmann aber vor, indem er z. B. Federvieh hält, welches dasjenige auffammelt, was sonst verloren gienge.

9. Da der höchst mögliche Flor des Ackerbaues in einem jedem Lande, zufolge unserer früher gemachten Bemerkung, stets ein für die Nation wünschenswerthes Anliegen seyn muß, ist es der Nation sehr wichtig, daß jedes einzelne

zelne Grundstück zur möglichsten Vollkommenheit gebracht wird; auch ist es des Grundbesitzers eigener Vortheil, daß er von seinem Grundstücke wenigstens dieselbe Einnahme erlangt, wie die anderen Ackerbauer. Er kann mit völliger Sicherheit alle vernünftige Unkosten anwenden, um es dahin zu bringen. Die Auslage kann nie verloren gehen, wenn es auf eine würkliche Verbesserung abzweckt. Ein Fabrikant oder Kaufmann, der seinen Betrieb erweitern will, kann dagegen seine ganze Auslage einbüßen. Ein Kaufmann besonders vergrößert dadurch, daß er ein neues Kapital in seinen Handel anlegt, sein eigentliches Kapital keineswegs, denn das neue Kapital gehörte ihm schon; seine jährliche Einnahme kann er aber vergrößern. Sein ganzes Kapital ist und bleibt unsicher. Ein Landmann kann seine jährliche Einnahme vermehren, sein Grundstück zu einem immer größerern, immer sicherern Kapitalwerthe steigern, der unbezahlbar ist, da er vorzüglich in der Fruchtbarkeit besteht, welche der Boden empfangen hat. Keine Naturbegebenheit, kein Kriegsübel ist im Stande diese zu vernichten.

10. Da die Beschäftigung des Landmanns meistens darin besteht, die Natur in eine gewisse Würksamkeit zu setzen, so ist es auch vorzüglich diese, die am meisten arbeitet. Der Landmann hat deshalb manche ledige Stunden, die auf eine nützliche Art der Industrie gewidmet werden können.

11. Von allen Gewerben fordert der Ackerbau das geringste Kapital, um die nämliche reine Einnahme zu produciren. Dieß gründet sich darauf, daß derselbe 1. im Verhältniß zur Masse der Produkte nur wenig Leute bedarf, weil die Arbeit auf die Jahreszeiten vertheilt ist; 2. weil die Natur für den Ackerbauer arbeitet; 3. weil einige landökonomische Produktions-Mittel als Arbeiter anzusehen

sind;

sind; der Ochs zieht den Pflug, ist aber zugleich Schlachtvieh, das Schaaf giebt Wolle und Fleisch, aber auch Dünger, so wie die anderen Hausthiere; 4. weil die Werkzeuge des Ackerbaues sehr einfach und wenig kostbar sind.

Wir haben früher gesagt, daß die möglichste Höhe des Ackerbaues die Sicherheit einer ackerbauenden Nation ausmache. Diesen Ausdruck müssen wir aber erklären. Wir verstehen hierunter, daß der Ackerbau so weit getrieben sey, wie möglich, als Kunst betrachtet, so daß derselbe einen reinen Ueberschuß gewährt. Ohne diesen trägt er nichts zum National-Vermögen bei. Verzehrt nämlich die Klasse der Ackerbauer das ganze Produkt, so sind Erwerb und Verbrauch gleich groß. Dies wird Statt finden, wenn das Ackerland zu sehr zerstückelt ist. Wenn dieses der Fall ist, hat dieser Nahrungs-Zweig das Land mit Menschen angefüllt, die alle Früchte verzehren, und die geringste Schmälerung in dem Ertrag der Erndte verursacht alsdann leicht Mangel und Hungersnoth. Hier sehen wir also den Ackerbau, in seiner unbehinderten Freiheit, auf dem Wege, einen Staat in die größte Gefahr zu bringen, und wir lernen daraus einsehen, daß er der Staats-Verwaltung, als ein Staatsmittel, untergeordnet seyn muß. Wir werden dieses, mit Rücksicht auf Dännemark, nachher weiter entwickeln.

Um unseren Ackerbau beurtheilen zu können, geben wir zuvörderst eine Uebersicht dessen, was derselbe hervorbringt, sammt einigen Bemerkungen, und wollen darauf untersuchen, welche allgemeine und specielle Hindernisse demselben im Wege stehen, so wie die Mittel, diese zu heben.

Der Vergleich zwischen dem, was unser Ackerbau ist, und was er leicht werden könnte, zeigt augenblicklich, daß dieser Nahrungszweig wichtige Hemmungs-Ursachen angetroffen haben müsse.

Diese

Diese Ursachen sind dreierlei Art. Zu den ersten rechnen wir diejenigen, welche die Natur, d. i. Klima und Boden, aufstellen; zur zweiten Art diejenigen, welche ihren Ursprung aus den Mißgriffen der Administrations-Politik herleiten, und zur dritten Art diejenigen, welche in der eigenen Natur des Nahrungszweigs selbst, und in dem Gang, den der Handel mit den Produkten desselben genommen hat, liegen. Wir müssen also erst den jetzigen Zustand des Dänischen Ackerbaues kennen, und demnächst die Ursachen, die denselben bis jetzt zurückgehalten haben, und ihm vielleicht in Zukunft Grenzen setzen werden. Um aber diesen Zustand beurtheilen zu können, ist es nothwendig, jene genau zu kennen. Wir wollen deshalb im Detail ein Gemählde von den Produkten unseres Ackerbaues entwerfen.

Das Korn-Produkt haben wir zu ohngefähr 17 Millionen Tonnen aller Art angesetzt. Da die Einfuhr an Getreide unbedeutend ist, und die höchste, mir bekannte, nur 180,000 Tonnen, ohngefähr $\frac{1}{94}$ des angenommenen eigenen Produkts beträgt, darf man annehmen, daß wir unseren Bedarf selbst versorgen. Indem wir also über einen Verbrauch von ohngefähr 17 Millionen Tonnen Korn Auskunft geben, — ist zugleich bewiesen, daß wir es selbst produciren. —

Uebersicht des Dänischen Ackerbaues.

Produkt von Aecker, Wiesen und Triften.

Wir wollen versuchen, das Produkt vom Ackerbau Dännemarks anzugeben, und wählen den Weg, zu zeigen, wie viel jährlich verbraucht wird. Der Verbrauch giebt näm-

nämlich, indem er bewiesen ist, das Produkt an, da die Einfuhr gar nicht in Betracht kömmt.

1. 1,540,000 Menschen a 3 Tonnen Korn 4,620,000 T. [14])
   Weizen, Roggen, Gerste, Erbsen, Buchweizen. Zu Brod ohngefähr 300 ℔ auf jeden Menschen im Jahre. Das übrige zu Grütze, Graupen u. s. w. (Man rechnet die Quantität der jährlichen Nahrungsmittel für einen erwachsenen Menschen zu 10 Centnern.)
2. Zu Bier und Branntewein, zur Verzehrung im Lande; Branntewein für 250,000 :
   Hieraus erhält man ohngefähr 33 Millionen Pot zum Gebrauch für 631,300 Menschen im Lande, die Branntewein trinken, wenn man die Hälfte von den Bewohnern des Landes zu 770,000 Menschen rechnet, und von 1000, 310 unter 15 Jahr, welches 238,700 ausmacht, die keinen Branntewein trinken, und daß Kranke und ganz Arme nichts, dagegen aber einige der weiblichen Klasse gleich den Mannsleuten, trinken.

   Zu Bier . . . . . 1,000,000 :
   Einen Pot täglich für jeden Menschen, also 1,540,000 Pot, macht, die Tonne zu 136 Pot, 4,133,000 Tonnen [15])

jähr:

---

14) Eine Dänische Tonne von 8 Scheffel ist bekanntlich = 1,515 Sack von 2 Scheffel oder 8 Himten.

15) Die Dänische Tonne zu flüssigen Waaren (als Bier und Oel) ist so groß, wie 1,128 Altonaer Tonnen von 32 Stübgen.

jährlich. Wir nehmen das geringste, 4 Tonnen Bier von einer Tonne Malz, oder 7 Scheffel, oder um es etwas besser zu haben, von einer Tonne Gerste, an; dies giebt sogar 80,000 Tonnen mehr, als die angeführte Million.

Das ist zum unmittelbaren Kornverbrauch 5,870,000 T.

Welches wahrlich sehr genau gerechnet ist, in allem $3\frac{4}{5}$ Tonne, bestimmter $3\frac{125}{173}$ Tonnen pr. Individuum; 300 ℔ Brod, (außer Grütze und Erbsen) einen Pot Bier täglich und $\frac{1}{2}$ Pägel [16]) Branntewein für diejenigen, die solchen trinken.

3. Zu Saatkorn 3,544,000;

Eine Tonne zu jeder besäeten Tonne Land, also für das halbe Ackerland. Dies habe ich im Ganzen richtig befunden, obgleich das halbe Areal des Ackerlandes noch nicht besäet ist. Da man aber eine Tonne Weizen in 16,000 □Ellen, Roggen in 14,000, Gerste in 9 bis 11,000, Hafer in 10 bis 12,000, Erbsen in 18,000 und Buchweizen in 42,000 □Ellen säet, kömmt die Rechnung heraus, obgleich die Aussaat ohne Zweifel etwas zu hoch angeschlagen ist.

4. Die Pferde:

Copenhagens, der Städte, Güter (Herrenhöfe), Predigerhöfe, der Cavallerie, zusammen 16,000 à 20 Tonnen Hafer 320,000;

9,734,000 T.
12,000

16) Vier Pägel gehen auf einen Pot.

Transport 9,734,000 T.

12,000 (eigentlich 16 bis 17,000) werden jährlich verkauft, à 20 Tonnen Hafer 240,000;

Das Aufziehen eines Zehntheils von 500,000, oder von 50,000 Stück à 10 Tonnen Hafer 500,000;

2 und 3jährige Füllen.

22,000 Pferde für civile Beamte, Krugwirthe, Müller und vorzügliche Bauern, à 15 Tonnen Hafer 330,000;

450,000 Pferde der Bauern und Hausleute, à 8 Tonnen Hafer (Wicken und Spreu ungerechnet) 3,600,000;

5. Stall-Ochsen. Das zu diesen verbrauchte Kornquantum kann man anschlagen auf 50,000;
(4 bis 5 Tonnen Korn für jeden Ochsen; 6 bis 7000 Stück gehen ins Ausland, viele werden gemästet, um als Schlachtvieh hier im Lande zu dienen.)

6. Schlachtvieh und Nutzvieh. Ohngefähr $\frac{1}{10}$ des ganzen Viehstandes an Hornvieh wird geschlachtet, und 5 bis 8000 werden ins Ausland verkauft. Die ganze Zahl beträgt 1,025,000 Ochsen, Stiere, Kühe und Jungvieh; $\frac{1}{10}$ davon ist 100,000. Das Korn, welches sie, nicht eben rein, sondern nach einem leichten Dreschen in Stroh erhalten, kann man ansetzen zu . . . 200,000;

An Kälber werden ohngefähr 440,000 Stück geschlachtet, für diese wird aber kein Korn in Rechnung gebracht.

14,654,000 T.

7. Schaa:

Transport 14,654,000 T.

7. Schaafe. Es werden 550,000 Lämmer und von alten Schaafen 290,000 Stück geschlachtet. Einigen wenigen der letztern, besonders den Hammeln, wird etwas ungedroschener Hafer gegeben, in allem vielleicht . . . . . 15,000 ;

8. Schweine. Unter allen Artikeln ist die Kornverzehrung dieser Art am wenigsten zu berechnen, weil die Zahl derselben unbestimmt ist. Doch werden jährlich wenigstens 250,000 Stück geschlachtet; und diese erhalten wohl zum Theil Eicheln; doch kann man gern 1¼ Tonne Erbsen oder geschrotete Gerste auf das Stück rechnen 312,000 ;

Für die Schweine, die man der Fortpflanzung halber leben läßt, und deren Anzahl wohl 100,000 Stück betragen mag, wird nichts gerechnet.

9. Gänse und übriges Federvieh.

Es werden jährlich über 2 Millionen Gänse geschlachtet. (Copenhagen bekömmt jährlich 50,000 Stück oder $\frac{1}{40}$; auf dem Lande werden sie eingepöckelt.) Ich will nur 1½ Scheffel Hafer, oder halb Hafer und Gerste rechnen, welches beträgt . . 375,000 ;

Hühner, Enten, kalekutische Hühner, Küchlein, Tauben, Hunde, Stärke u. s. w. 50,000 ;

10. Ausfuhr zufolge der Zolllisten von 1796 bis 1798:

15,406,000 T.

Transport 15,406,000 T.

Weizen	50,990 T.
Roggen	120,156 :
Gerste und Malz . . .	200,224 :
Hafer	169,993 :
Erbsen	28,694 :
Buchweizen	7,678 :
	577,700 T.

Ausgeführt als Branntewein zufolge den Export-Zoll-listen . . . . . 333,400 :

Ausfuhr . . . 911,000 :

11. Die Ausfuhr ist so berechnet, wie sie vor 19 Jahren war. Daß jetzt weit mehr Korn geerndtet wird, als damahls, ist eine ausgemachte Sache, es ist aber schwierig, den Betrag davon anzugeben. Verbesserungen aller Art haben Statt gefunden, lassen sich aber nicht berechnen. Wir wollen den Betrag dieser höheren Erndte niedrig ansetzen zu . . . . . 300,000 :

Dies erfordert nicht viel mehr oder weniger, als jetzt 60,000 besäete Tonnen Land mehr, denn vor 24 Jahren, und den Ertrag zu $4\frac{2}{3}$ Korn; oder auch jetzt einige tausend Tonnen Land besser cultivirt als damahls.

Die Korn-Produktion des Dänischen Stats beträgt also . . . . . 16,617,000 T.

12. Von

Transport 16,617,000 T.

12. Von den Herzogthümern werden 150,000 Tonnen Rapsaat ausgeführt. Sie nimmt den Platz auf für den Kornbau, ist auch ein wichtiger Ausfuhrartikel, und muß berechnet werden. Nach Verhältniß des Preises zur Gerste, 3 zu 1, beträgt sie an Werth in Gerste . . . . . 450,000 :

13. Kartoffeln werden an manchen Orten im Felde gebauet, und nehmen Platz ein fürs Korn. Es ist schwierig, den Ertrag dieser Pflanze zu berechnen. Sie sind ein Surrogat des Korns zu Stärke, Futter, Nahrungsmittel, Branntewein.

Als Nahrung für Menschen verhalten sie sich gegen Korn, wie 3 zu 8, oder 8 Tonnen Kartoffeln sind = 3 Tonnen Roggen. Zu Branntewein gegen Gerste, wie 1 zu $3\frac{1}{2}$; eine Tonne derselben giebt 25 bis 28 ℔ [17]) Mehl oder Stärke. Im Felde werden 100 Tonnen Kartoffeln auf einer Tonne Land geerndtet, — sie machen viel Korn disponibel; mittelst des Anbaues machen sie eine größere Erndte möglich. Sie mißlingen selten, sie können nicht leicht verwahrt werden und sind deshalb selten theuer; sie sind eine große Ressource für ein Land; Irland lebt beinahe davon. Es ist die wichtigste Verbesserung, den der Ackerbau in vielen hundert Jahren erlitten hat, und sie werden eine Revolution darin hervorbringen.

Wir dürfen wohl sagen, daß 10,000 Tonnen Land mit Kartoffeln angebauet sind; dies giebt 1 Million Tonnen Kartoffeln im Felde, ungerechnet derer in den Gärten.

Es

---

17) Das Dänische Pfund enthält 1,031 Pfund Hamburger Gewicht.

Es ist wenigstens ein Surrogat für 375,000 Tonnen Roggen zur Menschen-Nahrung. Werden also im ganzen Lande 2 Millionen Tonnen geerndtet, können wenigstens 6 bis 700,000 Tonnen Korn, als Nahrung der Menschen, als Futter und Material des Branntweins erspart werden.

Diese Ersparung zeigt, daß unsere vorher angeführte Ansetzung des Kornertrags zu 17 Millionen zum Verbrauch und Verkauf keinesweges zu hoch ist. Bei vielen von den angeführten Artikeln fällt es beinahe in die Augen, daß sie zu niedrig angesetzt sind, und ich bin sehr geneigt zu glauben, daß die ersten 11 Punkte schon für 18 Millionen Auskunft geben werden. Doch haben wir schon beiläufig bemerkt, daß die zur Aussaat angesetzte Quantität etwas zu groß ist.

Der Buchweizen ist ganz gewiß zu niedrig angeschlagen. Etwas Bier, Zwieback wird auch ausgeführt.

Vom ganzen Ertrag nimmt man an:

570,000	Tonnen	für Weizen,
2,650,000	:	: Roggen,
3,900,000	:	: Gerste,
8,800,000	:	: Hafer,
488,000	:	: Erbsen und
220,000	:	: Buchweizen.

Das Saatkorn beträgt:

Weizen	97,000	Tonnen	à $5\frac{8}{9}$ Korn.
Roggen	595,000	:	à $4\frac{5}{11}$:
Gerste	792,000	:	à $5\frac{9}{76}$:
Hafer	2,000,000	:	à $4\frac{4}{5}$:
Erbsen	60,000	:	à $8\frac{2}{15}$:
Buchweizen	30,000	:	à $7\frac{1}{3}$:
	3,544,000	Tonnen.	

Wenn

Wenn man den ganzen Ertrag als 1 annimmt, verhalten sich die Quantitäten der verschiedenen Getreidearten, die geerndtet werden, wie

Hafer	0,5292.
Gerste	0,2345.
Roggen	0,1593.
Weizen	0,0342.
Erbsen	0,0293.
Buchweizen	0,0132.

Der Dänische Staat besitzt:

Pferde zum arbeiten	500,000 Stück.
ungerechnet der jungen Pferde unter 5 Jahr.	
Hornvieh, ohne Jungvieh	1,205,000 :
Schaafe	1,300,000 :
(von welchem jetzt (1818) ohngefähr 15 bis 16,000 Merino's)	
Schweine zur Fortpflanzung ohngefähr.	100,000 :

Jährlich werden geschlachtet:

Stiere, Kühe, Ochsen	100,000 :
Kälber	440,000 :
Alte Schaafe	290,000 :
Lämmer	550,000 :
Schweine	250,000 :
Gänse	2,000,000 :

Hiezu kömmt noch:

Pferde, die ins Ausland verkauft werden	16 bis 20000 Stück.
Ochsen zur Ausfuhr gegen	7000 :
Taback wird meist auswärts abgesetzt, ohngefähr	400,000 Pfund.
Kartoffeln, wenigstens	2,000,000 Tonnen.
Wolle, ohngefähr	4,000,000 Pfund.

Außer:

Außerdem noch etwas Flachs, ein wenig Hanf, Hopfen (in Fyen ohngefähr 700 Schiff℔ [18]) jährlich), Krapp, Gartenfrüchte, die nach den ostseeischen Häfen verkauft werden; Wachs, Häute, Talg, Käse und Butter, Brennholz, Bohnen, Wicken, Fleisch, Federvieh und mehr dergleichen Sachen, deren specielle Angabe kaum möglich ist.

Dieser allgemeinen Uebersicht wollen wir folgende Bemerkungen hinzufügen:

1. Zufolge des Verhältnisses des Produkts zur Aussaat giebt der Dänische Ackerbau im Durchschnitt das $4\frac{2}{3}$ Korn.

2. Wir versorgen uns selbst mit Kornwaare. Die höchste mir bekannte Einfuhr betrug 180,000 Tonnen in einem Jahre, welche aber als unbedeutend angesehen werden darf, indem sie nur $\frac{1}{24}$ des Ganzen beträgt.

3. Von den 1,540,000 Bewohnern des Landes gehören die 1,100,000 zur ackerbauenden Klasse, so daß hier im Lande 1 Individuum die Kornnahrung für $1\frac{7}{11}$ producirt. Nämlich für die 1,540,000 Menschen im Lande, und außerdem für 300,000 Auswärtige, im Ganzen für 1,840,000. In England ist dies Verhältniß wie 1 zu 3.

4. Die ganze Masse der Ackerbau-Arbeit wird hier im Lande von 450,000 Pferden verrichtet; das ist im Verhältniß zur Quantität der Nahrungsmittel, wie 1 zu 4. In England ist dieß Verhältniß wie 1 zu 10.

5. Die Anzahl des Hornviehes giebt ohngefähr 1 Stück für jede 7 Tonnen Ackerland.

6. Mehr als die Hälfte der Oberfläche des Landes ist Sandboden, der durch Mergeln u. a. vieler Verbesserung fähig wäre.

7. Moo-

[18]) Das Schiffpfund enthält 320 Pfund.

7. Moore, Seen und Moräste, zum Theil auch die nassen Wiesen geben jetzt nur wenig, und größtentheils nichts, könnten aber auf manche Art in einen ergiebigern Zustand versetzt werden.

8. Eben so die trockenen Wiesen, oder hochliegenden Triften.

9. Der Heideboden nimmt 130 □Meilen ein. Von diesem Areale ließen die hundert □Meilen sich gewiß in Ackerland verwandeln.

Also sind $\frac{5}{9}\frac{1}{8}\frac{0}{4}$ Quadratmeilen, beinahe $\frac{2}{3}$ des ganzen Landes, entweder gar nicht, oder nur schlecht angebauet, nicht zu gedenken, daß viel des bessern Bodens nicht so gut cultivirt ist, wie er seyn könnte.

10. Ein starker Beweis, wie schlecht das Land angebaut ist, geht daraus hervor, daß der halbe Ertrag in der geringsten Kornart, nehmlich Hafer, besteht. Statt der ungeheuren Masse dieser Kornart müßte man bessere Arten bauen. Vorzüglich müßte mehr Weizen geerndtet werden. Die Engländer, die einen großen Theil von unserem Hafer kaufen, sind im Landökonomischen viel zu gute Rechenmeister, als daß sie sich selbst auf eine so wenig lohnende Getreideart befleißigen sollten, so lange noch Nationen da sind, welche die Rechnung nicht gut verstehen, sondern Hafer für sie bauen.

Unsere Kornarten gehören nicht zu den besten; sie sind unrein, häufig feucht. Dem letzten hat man nicht abgeholfen, weil der Absatz nach Schweden und Norwegen schnell war. Wie sehr aber dieser Umstand unseren Kornhandel im Allgemeinen schadete, zeigte sich deutlich im Jahre 1812. Im benannten Jahre war unser Korn, als Folge der nassen Herbst-Witterung, sehr feucht, und außerordentlich viel davon verdarb in den Fahrzeugen, die es nach

Hol-

Holland bringen sollten. Die Holländer mußten zuletzt, um es gebrauchen zu können, das Korn durch künstliche Wärme trocknen. Und bekannt genug ist es, wie der Dänische Weizen im Mittelmeere angesehen wird. Die dortigen Kaufleute, besonders in Genua, tadeln den Dänischen Weizen, erst wegen seines übeln Geruchs, der von der Feuchtigkeit herrührt, so daß er kaum verkauft werden kann, bevor er auf den Böden ausgetrocknet ist, und demnächst, weil er stets leichter als anderer guter Weizen und dickschaliger ist, weshalb er weniger Brod giebt, das immer einen gewissen unreifen Geschmack behält. Daraus hat man schließen wollen, daß man ihn vor'm Mähen nicht völlig reif werden ließe. Die auf Dänischen Weizen in Genua verwandten Kosten können sich zu 20 bis 25 Procent belaufen, je nachdem er längere oder kürzere Zeit in den Magazinen liegen muß, um gelüftet und geschüttet zu werden. Auch in England ist der Dänische Weizen wenig geachtet. Unsere Gerste, die auch zum Theil nach dem mittelländischen Meere geht, genießt daselbst nur mäßigen Ruf, obgleich sie dort vorzüglich als Futter für Pferde und Maulesel verbraucht wird.

Uebrigens sind Weizen und Roggen aus einigen Gegenden der Herzogthümer (unter andern der Preezer Probstei), weißer Hafer aus Thye und Salling, Roggen aus mehreren Districten Jütlands, Erbsen von Laaland und Falster, unsere besten Kornarten. Ueberall fehlt es an der gehörigen Sorgfalt, daß unser Korn gebührende Handelswaare werde. Besonders versäumt man die gehörige Reinigung, um es von Spreu und Staub zu säubern, durch welche Mischung es nicht allein verdirbt, sondern auch immer eine gewisse Feuchtigkeit behält. Auch fehlen gute Einrichtungen zum Trocknen, welche die Städte des Landes, die sich viel mit Kornausfuhr befassen, nie entbehren müßten.

So

So wie unsere Kornwaaren von Seiten der Kaufleute keine Aufmerksamkeit genießen, geht es auch mit vielen anderen landökonomischen Produkten, als Käse, Butter, Fleisch, die gewöhnlich von keiner guten Beschaffenheit sind.

Dasselbe gilt vom Flachs, Hanf und Hopfen. Baumfrüchte werden in Dännemark sehr vernachlässigt, zum großen Schaden für ein Land, das mit etwas Aufmerksamkeit und geringer Kenntniß der Sache dies Gute, und hiemit einen trefflichen Ausfuhr-Artikel nach den kälteren Ländern, Norwegen, Schweden und Rußland, haben könnte, da sie gleichwohl, wie schlecht die aus Dännemark gewöhnlich auch sind (denn aus dem Schleswigschen sind sie doch etwas besser), einen Abgang dort finden, der zu größerer Anstrengung reitzen müßte.

Die oben gefundene würklich verbrauchte Quantität, nämlich mehr als 17 Millionen Tonnen Kornwaaren, muß als ein Medium angesehen werden, was ein nur mittelmäßig gutes Jahr zu produciren im Stande ist, ein aber nur ganz mäßiges Jahr, nicht einmal so schlecht wie 1812, bedeutend herabsetzt. Wir müssen aber doch beobachten, daß es zu einem Verbrauche angesetzt ist, der, wenn auch eben kein Minimum, so doch ein Medium ist, das nahe daran gränzt. Mißlingt die Erndte im Ganzen $\frac{1}{24}$ oder $\frac{1}{20}$, wird erst dem Viehstande, dann der Ausfuhr, etwas entzogen. Glückt die Erndte dagegen ungewöhnlich, ist sie $\frac{1}{20}$ oder $\frac{1}{16}$ höher, wird deshalb doch nicht mehr ausgeführt, als in einem gewöhnlichen Jahre, der Verbrauch aber, besonders zum Viehstande, wird größer.

Stewart behauptet, daß das vorzüglichste Kornland in Europa, in überaus reichen und fruchtbaren Jahren $\frac{1}{3}$ des ganzen Ertrags, über den eignen Verbrauch disponibel haben könne. Hat es hiemit seine Richtigkeit, so ist

ohn-

ohngefähr $\frac{1}{17}$, oder eine Million von etwas über 17 Millionen, welches Dännemarks disponibles Kornquantum seyn sollte, nicht bedeutend und sehr weit von dem Stewartischen Datum entfernt.

Inzwischen leidet es keinen Zweifel, daß Dännemark in einem Mittelsjahre wohl 2 bis 3 Millionen Tonnen Korn disponibel haben könnte, wenn die vielen unangebaueten Ländereien urbar gemacht, und die schon angebauten besser benutzt wären.

Daß dies noch nicht geschehen ist, liegt nicht an Natur-Hindernissen, denn viel von dem unangebaueten Boden ist wenigstens eben so gut, wie das meiste des angebaueten. Solcher Mangel muß also andern Hindernissen zugeschrieben werden, als solchen die in den bisher bestandenen und noch fortwährenden staatsökonomischen Schwierigkeiten liegen, oder solchen, die außerhalb der Administrationspolitik, in der eigenen Beschaffenheit des Ackerbaues, und in der besonderen Wendung und dem Gange des Handels liegen.

Der Ackerbau hat, vor jedem andern Nahrungs-Zweige, ein in sich selbst begründetes Streben zum weiteren Fortschreiten. Das ruhige Leben des Landmanns, seine sichere Lage und die geringe Schwierigkeit, die damit verknüpft ist, sich die Kunstfertigkeit, welche dies Gewerbe in seinem einfachen Zustande erfordert, zu verschaffen, verursacht, daß diejenigen, die einmal damit in Verbindung gesetzt sind, gern darin verbleiben. Schon darin liegt eine der Ursachen, warum die Volksmenge in der Klasse der Arbeiter leicht groß wird, und der gegenseitige Druck hat nun zur Folge, daß sie, um sich Platz zu verschaffen, urbar macht und verbessert. So zieht der Ackerbauer seinen Nahrungszweig vorwärts; dieser treibt auf seiner Seite

aber

aber auch die Anbauer vorwärts; denn es ist diesem Gewerbe eigen, daß eine jede irgend wichtige Verbesserung eine Verbesserung in den Zustand und im Vermögen desjenigen begründet, der sie anbrachte, indem sie das Grundstück auf eine höhere Stufe brachte. Wird Wasser abgegraben, Land urbar gemacht, geebnet, eingehegt, wendet der Landmann einmal Fleiß daran, sein Saatkorn u. s. w. zu reinigen, so vergrößert sich durch alle dergleichen Unternehmungen sein Capital, sein Ackerbau wird bloß dadurch besser, mit andern Worten, einträglicher, wenn er auch in seiner Praxis die alten Methoden befolgt; sein Zustand ist verbessert. Im Fabrikwesen ist es nicht immer eben so. Hat z. B. ein Klempner in diesem Jahre besonders schöne Präsentirteller, Blumentöpfe u. dgl. m. verfertigt, so ist die Folge davon nicht, daß alles dies auch im nächsten Jahre ungewöhnlich schön werden müsse. Er ist genöthigt, seine Anstrengungen jährlich zu wiederholen, wogegen der Landmann, nach einer einzelnen Anstrengung, im gewohnten Gleise fortschreiten kann. Außerdem kann ein Landmann, indem er einen geringen Theil seiner jährlichen Einnahme aufopfert, sein Kapital vergrößern. Z. B. 100 Rbthlr. auf die Austrocknung eines Feldes verwandt, können bewürken, daß dies Feld einige Körner mehr giebt, wir können annehmen 10 Tonnen mehr, à 4 Rbthlr. macht 40 Rbthlr.; im ganzen ein Kapital von 1000 Rbthlr., womit der Werth des Grundstücks vergrößert ist.

Deshalb ist Kapital-Vergrößerung leichter beim Ackerbau, als bei der Fabrikation und dem Handel. Doch widerspricht dies nicht unserer früher gemachten Bemerkung: daß der Ackerbau dem einzelnen Mann selten bereichere; denn er ist in Rücksicht des Absatzes seiner Waaren der meist ausgebreiteten Concurrenz untergeben, und ist, da er seine Waaren nicht lange aufheben kann, sogar genöthigt, sie

bald

bald zu verkaufen. Eben so wie er auch nicht im Voraus die Quantität seiner verkäuflichen Waaren berechnen kann, indem er nehmen muß, was Natur und Zufall ihm bieten. Er wird nur in einer ebenmäßig guten Verfassung erhalten. Das Land aber wird durch die Verbesserungen der vielen Einzelnen, durch die größere Produktionsfähigkeit, welche die Grundstücke desselben erlangen, bereichert.

Daß diese sowohl, wie die übrigen eben angeführten Ursachen, weshalb der Ackerbau mit schnellen Schritten vorwärts gehen sollte, nicht ausrichten, was man erwarten könnte, muß Hemmungen zugeschrieben werden, die außerhalb des Ackerbaues selbst liegen. Wir wollen versuchen, selbige zu finden.

Die erste Klasse der Hindernisse befaßt diejenigen, die Klima und Boden aufstellen. Unleugbar sind solche natürliche Hindernisse überaus wichtig, bedeuten aber in Dännemark nicht viel. Denn wenn unsere Kornarten auch nicht so gut sind, wie die der südlicheren Länder, sind sie doch ohne Frage recht gut und brauchbar; was ihnen vornehmlich abgeht, könnten sie durch eine zweckmäßige Behandlung leicht erlangen.

Ungleich wichtiger ist die zweyte Klasse, wohin wir die speciellen staatsökonomischen, oder die in der bisherigen Administrations-Politik eines Landes begründeten Hindernisse rechnen, und von diesen haben wir viele gehabt, und zählen noch jetzt nicht wenige derselben als bestehend. Darüber kann man sich um so weniger wundern, indem Ackerbau und Landwesen unsere Regenten, mit Ausnahme der 30 bis 40 letzten Jahre, wenig oder gar nicht beschäftigt haben. Damals aber, wie unser in der Geschichte des Ackerbaues große und wohlthätige Christian im Jahre 1781 seine Bestrebungen für dieses, unser wichtigstes Nationa-

tional-Anliegen begann, war leider in der verflossenen Zeit viel zu viel versäumt, als daß er im Stande gewesen wäre, dies öde Feld mit einem Male in einen fruchtbaren Zustand versetzen zu können. Den Bestrebungen Christians des Zweiten und Christians des Vierten für den Bauernstand fehlte die Kraft, die Friedrich der Dritte erst seinen Anordnungen geben konnte, aber nicht zum Besten des Landes verwendete. Es kömmt mir vor, als wenn die Gesetze und Verordnungen Christians des Fünften für den Bauer weit mehr beschützend und sichernd sind, als man denselben in der letzteren Zeit einräumen will. Friedrichs des Vierten Sorgfalt für diesen Stand ward, wie es scheint, aus Versehen, wenigstens ohne daß der Regent es direct so gewollt, unter Christian den Sechsten ganz ganz vernichtet. Friederich der Fünfte, der eben so sehr aus angeborner Güte, als aus Staatsklugheit dem Dänischen Bauernstande eine bessere Verfassung wünschte, that doch nichts Durchgreifendes, um den Stand zu heben, obgleich dieser Nahrungszweig, als Wissenschaft betrachtet, unter seiner Regierung unleugbar genauer bekannt wurde, als vorher. Unserem siebenten Christian war es dagegen vorbehalten, diesen Stand in seine Rechte, als Menschen, und in einen freieren Würkungskreis, als Staatsbürger, einzusetzen. Nicht bloß die Diebslöcher der Herrenhöfe wurden für ewige Zeit geschlossen; das hölzerne Pferd ward buglahm, und die Peitsche des Frohnvogts ging entzwei. Die Birkrichter der Güterbesitzer mußten aufs neue lesen lernen, und die Reitvögte einen andern Catechismus studiren.

Wie überaus viel wir aber auch diesem Monarchen und den aufgeklärten und vorurtheilsfreien Männern schuldig sind, die mit ihm die Ehre theilen, in einem kurzen Zeitraume mehr für den Bauernstand, und durch diesen zum Wohlstande des Landes gewürkt zu haben, als alle unsere

Regen-

Regenten von den Tagen Waldemars des Zweiten bis zu den unsrigen, — war das Chaos, welches sie vorfanden, doch würklich zu sehr verwickelt, als daß es gleich ins Reine gebracht werden konnte. Inzwischen ist jetzt außerordentlich viel gethan, und es wird nun weit leichter, als vordem, die nothwendigen Berichtigungen anzubringen.

Von den drei großen Hindernissen, unter welchen unser Ackerbau, in so fern es vom Bauernstande betrieben wird, seufzte, nämlich Gemeinschaft, Frohnarbeit und Zehente, ist das erste, so zu sagen, jetzt gehoben. Die beiden andern sind zwar noch vorhanden, aber das letzte, der Zehente, ist doch auf dem Wege, einen Theil seiner schädlichen Eigenschaft zu verlieren. Wir wollen diese drei wichtigen für unsern Ackerbau noch bestehenden Hindernisse, denen noch dasjenige hinzu zu fügen ist, welches die Art des Besitzes aufstellt, mit einigen Worten berühren.

Frohndienste und Zehenten gehören zu denjenigen Veranstaltungen, die in ihrem Ursprunge entweder mit unmittelbarer oder mit mittelbarer Rücksicht auf den Staat, zum Vortheil für einzelne Klassen oder Stände, gemacht wurden. Sie sind große Beispiele vom Eingriffe in das Eigenthumsrecht der Ackerbauer, und von der schädlichen Ungleichheit unter den Staatsbürgern, die beinahe überall Statt findet.

Wie diese unselige Ungleichheit entstand, gehört zur Geschichte der Menschheit. Wir bemerken nur, daß dieselbe von den ältesten Zeiten an geherrscht habe, indem die Geschichte beinahe eben so früh von Sklaven, wie von freien Menschen redet. In den ältesten Zeiten wurde der Ackerbau meistens durch Leibeigene oder Sklaven getrieben. Auf der einen Seite wurden die Ackerbauer von der Hierarchie gedrückt, die durch Religiösität ihrem Anhange

große

große Vortheile verschaffte. Auf der anderen wurden sie vom Lehnswesen tyrannisirt, das die Fürsten des Mittelalters der Politik halber begünstigen mußten. Als aber die Unbändigkeit der Lehnsmänner bald die Fürsten selbst gefährdeten, wurden sie genöthigt, sich nach einem Gegengewicht dawider umzusehen. Dieses fand man in der Begünstigung eines dritten Standes, der Bürger in den Städten, welche sich deshalb hoben. Auch dieser Stand erhielt Privilegien und Prärogative auf Kosten der Ackerbauer. Das meiste des angebaueten Bodens gehörte der Geistlichkeit und den Lehen. Nur sehr wenige Grundstücke wurden von ihren Eigenthümern gebauet.

Mit der gradweisen Verbesserung der bürgerlichen Ordnung geschahen wohl bedeutende Veränderungen in dem Zustande der Leibeigenen; sie wurden endlich Pachtbauern [19]). Doch selbst in dieser neuen Lage verblieben manche der vorigen entehrenden und drückenden Fesseln.

Verlegenheit des Staats würkte oft gewaltsam auf die übrigen freien ackerbauenden Eigenthümer der kleineren Grundstücke, und zog sie mehr oder weniger in eine dem Zustande des Pachtbauers ähnliche Lage.

Aus der chaotischen Verfassung der Staaten, vorzüglich im Mittelalter, bekam die Ungleichheit unter den Staatsbürgern, die einige unterdrückt und beleidigt, während sie andere begünstigt oder bereichert, ohngefähr ihre jetzige Form. Daher schreibt sich die Ungleichheit in der Besteurung der Ländereien, daher der große Unterschied in

der

---

19) Das Dänische Wort Fästebonde, oder Fäster, wollen wir durch Fästebauer oder Pachtbauer geben, so wie wir, um den Contract eines Pächters von dem eines solchen Pachtbauers unterscheiden zu können, die Sache selbst im ersten Fall Pachtung, im letzten aber Fäste nennen werden.

Bayerische Staatsbibliothek München

der Besitzart, dieser vielen Vorrechte, Servituten und Lasten auf einzelne Personen oder Klassen, die auch im Ackerbaue Statt finden, und hierdurch diesen wichtigen Nahrungszweig drücken. Unglücklicherweise wurden die dem Ackerbauer auferlegten Lasten und Pflichten die Einnahmequellen und Gerechtsame theils des Staats, theils anderer. Die Veranstaltungen, welche jene verändern sollten, mußten nothwendig mit dem Eigenthums-Rechte in Collision gerathen, oder wenigstens mit dem rechtmäßigen Besitz und der Verjährung, die vieljährige unangetastete Ausübung von vermeintlichen Gerechtsamen zu geben schienen.

Wir wollen jetzt die wichtigsten Hindernisse für den Ackerbau, die sich von den verworrenen oder kraftlosen Regierungs-Systemen der älteren Zeiten, oder jetzt durch positive Gesetze sanctionirt, bis zu unsern Tagen gehalten haben, und annoch schädlich würken, durchgehen. Von diesen ist die Art des Besitzes das erste.

Art des Besitzes. Soll ein Ackerbauer seinen Nahrungzweig zum vollen Nutzen für sich und den Staat treiben können, muß er sein Grundstück mit völlig sicherem Eigenthums-Rechte besitzen, und im Gebrauche desselben ungehindert seyn. Ein jeder, der Kapital hat, und es auf den Ackerbau verwenden will, darf nicht gehindert werden, sich Grundstücke, große oder kleine, je nachdem er Vermögen und Lust dazu hat, anzuschaffen.

Es bedarf keines Beweises, daß ein von Seiten des Staats vollkommen gesichertes Eigenthums-Recht eins der wichtigsten Motive für die Anstrengung des Ackerbauers zur Verbesserung und höchsten Kultur seines Grundstücks ist. Eigenthum des Bodens ist folglich der erste Schritt zum Emporkommen des Ackerbaues, zu welchen der Staat mitwürken kann und muß. Da nun eine sehr große Fläche

vom

vom Boden des Staats in den Händen der großen Guts: besitzer ist, die nichts, oder doch nur einen sehr kleinen Theil davon selbst gebrauchen, und den Gebrauch an andere überlassen, so befinden diese, obgleich sie die Mehrzahl der Landleute ausmachen, und den größten Theil der Ländereien des Staats bestellen, oder bei weitem die meisten eigent: lichen Ackerbauer bilden, sich in einer unvortheilhaften Lage, indem der Boden, den sie bebauen, ihnen nicht gehört; sie können nicht damit schalten und walten, denselben nicht einmal auf die vortheilhafteste Art benutzen. Solche eigen: thumslose Ackerbauer sind Pächter und Pachtbauern.

Pächter und Pachtbauern sind im Grunde das nämliche. Personen, denen ein Gutsbesitzer auf mehrere Jahre, bestimmt oder unbestimmt, mit bedingter Aufkün: digung oder auf Lebenszeit, den Gebrauch eines gewissen Grundstücks gegen eine gewisse Abgabe, oftmals gegen Natural:Lasten, das sind Abgaben in natura, und persön: liche Arbeit oder Frohndienste, überläßt.

Gewöhnlich giebt der Grund:Eigenthümer dem Pächter oder Pachtbauern etwas zum Viehstande und Inventarium, überläßt ihm die in der Erde niedergelegte Saat ohne Be: zahlung unter der Verpflichtung, daß sie ihm bei der Abtretung wieder vergütet werde.

Ein Pachtbauer oder Pächter kann seinen Betrieb des: wegen mit einem verhältnißmäßig geringen Kapitale anfan: gen; ein geringes Kapital kann in dieser Ordnung einen Betrieb unterhalten, der ein weit größeres Kapital ver: zinset; dies muß nothwendig eine besonders vortheilhafte Art seyn, auf welcher man seine Kapitale gebrauchen kann. Deshalb ist eigentliche Pachtung großer Ackerhöfe beinahe die einzigste Art, auf welcher der Ackerbauer jetzt im Stande ist, seinen Wohlstand zu vergrößern. Dieser Umstand ist es

auch, der es macht, daß die gewöhnlichen Pachtbauern, alles auf sie ruhenden Druckes ungeachtet, im Stande sind, einigermaßmaßen zu leben.

Es ist klar, daß ein Landmann, der sein Kapital nicht zu entbehren, oder von demselben zu nehmen braucht, um es als Grund-Kapital anzulegen, sein ganzes Vermögen als Betriebs-Kapital, und obendrein zu hohen Zinsen, verwenden kann.

In dieser Lage befindet sich ein gewöhnlicher Pachter. Da ihm, wie gewöhnlich der Fall ist, Viehstand und etwas Inventarium geliefert werden, kann er sein ganzes Vermögen, als jährliches Betriebs-Kapital gebrauchen. Er erhält dadurch hohe Zinsen von seinem Kapitale, und wendet es auf ein weit größeres Grundstück an, als er zu treiben im Stande gewesen wäre, wenn er einen Theil seines Vermögens zu Grund-Kapital und Inventarium verwandt haben müßte. Man findet deshalb, daß die gewöhnlichen Pachtungen vortheilhaft sind, und man kann nicht leugnen, daß mehr Leute durch Pachtungen, als Eigenthümer durch den Betrieb ihrer eigenen Höfe, reich geworden sind.

Verpachtung ist inzwischen eine, für die Vergrößerung des National-Vermögens schädliche Nutzungsart der Ländereien.

Die Art der Benutzung muß vorgeschrieben seyn. Diese kann nicht die möglichst beste, sondern muß eine einfache Praxis seyn. Sie setzt also das Grundstück wenigstens nicht in besseren Stand; der Pächter würde an seiner jährlichen Einnahme verlieren, wenn er auf Verbesserung dächte; folglich verliert die Nation bei Verpachtungen, weil die Grundstücke derselben nichts an Werth gewinnen; das entgegengesetzte muß geschehen,

wenn

wenn der Eigenthümer selbst sein Grundstück benutzt. In den letzten Jahren besonders versäumt der Pächter alles.

Verpachtungen schaden auch dadurch, daß sie manche unrichtige, und fürs National-Vermögen schädliche Verhältnisse, Frohndienste, Zehenten, Grasung in den Hölzungen u. m. dgl. perpetuirlich machen.

Sollten die Pachtungen ihre Schädlichkeit verlieren, müßte die starke Scheidewand zwischen dem Vortheil des Eigenthümers und des Pächters eingerissen werden. Ganz kann es nie geschehen, denn so müßten Pächter und Eigenthümer eben wie in einander schmelzen, und ein unbegreifliches Mittelding bilden. Etwas kann aber doch die Schädlichkeit der Verpachtung, indem das Interesse des Pächters dem des Eigenthümers näher gebracht wird, verringert werden; als durch sehr lange Verpachtungen, nicht kündbar von Seiten des Eigenthümers, so lange der Contract erfüllt wird, und durch eine vorgeschriebene Betriebsart. Hiebei dürfte man sicher einige Verbesserung des Bodens erwarten, wenigstens eine solche, die sich vor dem Ausgange der Pachtzeit bezahlt. Gegen das Ende aber würden sie aufhören. Die Ideen des Eigenthümers zur Verbesserung würden doch nie mit denen des Pächters übereinstimmen. Wenn jener dauerhafte Grundverbesserungen wollte, will dieser nur temporaire. Der Eigenthümer verliert außerdem leicht bei der Abgabe. Wenn sie auch in Korn bestimmt wäre, müßte sie zufolge der Verbesserungen doch steigen. Darüber leidet das National-Vermögen einen Verlust, indem Verbesserungen versäumt werden; dies ist aber von Bedeutung, denn jede 4 Rthlr. jährliche Einnahme pr. Tonne Land vergrößern den Werth derselben mit 100 Rthlr.

Der

Der Umstand, daß zwei Familien statt einer leben, bedeutet nichts mehr, weil die eine auf einer dem National-Vermögen nachtheiligen Art lebt.

Fäste- oder Pacht-Bauern sind eigentlich auch Pächter, mit dem Unterschiede, daß sie zu einer Klasse gehören, die früherhin den Stand der Leibeigenen bildete, weshalb der Gesetzgeber, der die Wichtigkeit, einer so zahlreichen Klasse von nützlichen Menschen eine gewisse bürgerliche Existenz zu sichern, fühlte, sich darin mischte, um die Unterjochung derselben durch die Gutsbesitzer zu verhindern. Ein Eigenthümer, der ein großes Grundstück verpachten will, ist durch diesen oder jenen Beweggrund dazu genöthigt, denn sonst gäbe er nicht einen Theil seiner jährlichen Einnahme weg. Er hat einen Pächter nöthig, und kann diesen im Contracte nicht härter behandeln, als er selbst für gut findet, indem er ja seinen freien Willen hat. Der gemeine Bauer ist dagegen sehr häufig ohne den freien Gebrauch seines Willens, hinsichtlich seiner Niederlassung, weil er entweder durch die Leibeigenschaft (dänisch Stavns-baand, Schollenband, glebä adscriptus) an ein Amt, einen gewissen Militair-District, gebunden ist. Er kann sich nicht leicht in eine andere Gegend begeben, wenn er auch wollte, weil die Kenntnisse und Fertigkeiten, die er mitbringt, zu den ganz gewöhnlichen gehören, die überall angetroffen werden; auch kann der Bauer nicht zu anderen Gewerben hinübertreten, weil sie Kenntnisse und Fertigkeiten voraussetzen, die seine Erziehung ihm nicht geben. Will er also Hausvater werden, muß er sein Auskommen auf einem Wege suchen, den er kennt, und zwar in der Nähe. Deshalb muß er den Guthsbesitzer aufsuchen, hat ihn also nöthig, und dieser kann ihm folglich den Pacht-Contract so hart machen, wie die Gesetzgebung es erlaubt, ja noch wohl etwas härter, weil der gewöhnliche Bauer sein

Grund-

Grundstück mit beschränkter Einsicht, wenigem oder gar keinem Vermögen, ein Paar zur Arbeit gewohnte Hände ausgenommen, kurz, ohne Kapital, sogar das nothwendigste: das jährliche Betriebs-Kapital, antritt. Er erhält alles vom Guthsbesitzer, hat ihm alles zu danken, ist stets seiner Hülfe bedürftig, weil er selbst nichts besitzt, also auch keinen Credit hat. Er befindet sich deswegen in der Gewalt des Gutsbesitzers, der oft seine Macht mißbrauchen kann, um ihn zu unterdrücken. Das Gesetz hat sich darum des Bauern angenommen, und der Willkühr des Guthsbesitzers Schranken zu setzen versucht. Ein menschenfreundlicher Guthsherr wird seinen Bauern kein Unrecht thun. Ein kluger Hausvater kann ihre Armuth nicht wollen; denn bezahlen sie nicht ihre Steuern, so muß er es thun; sind die Bauerhöfe schlecht, bekömmt er nur wenig an Einmiethungsgeld und Landsteuer, er verliert dabei, und das Guth hat geringen Werth, weil es arm ist.

Fäste gilt gewöhnlich längere Zeit, als Pachtung, nämlich auf Lebenszeit des Pachtbauers, sogar mit gegründeter Hoffnung, daß die Familie sie fortwährend behalten werde. In dieser Rücksicht hat Fäste unläugbar einen großen Vorzug vor gewöhnliche Pachtungen, indem in jenem Falle der Verbesserungslust Zweck und Aufmunterung gegeben wird. Dessen ungeachtet finden Verbesserungen von Seiten der Fästebauern nicht in dem Grade Statt, wie man erwarten dürfte. Die Ursache davon ist Mangel an Kapital. Wäre der Hof sein Eigenthum, hätte er, wenn er auch das Grundkapital schuldig geblieben, doch mehr Credit, könnte sich demnach leichter ein hinreichendes Betriebs-Kapital verschaffen, und dadurch die jährliche Einnahme seines Hofes verbessern, wodurch er demselben einen höhern Grund-Kapital-Werth beilegte, das ist, er würde reicher; wogegen weder er noch seine Familie durch die

Ver-

Verbesserung eines Fästehofes reicher werden; der Grundeigenthümer ist es, der reicher wird, und wenn jener sich auch von der Aussicht, daß er durch seine Verbesserungen den Hof in einen solchen Stand setzte, daß der Nachfolger aus seiner eigenen Familie besser leben könnte, reizen ließe, bleibt ihm doch stets der ganz gegründete Zweifel, daß das Verhältniß das nämliche bleibt, wie jetzt, weil ein mehr einbringender Hof in der neuen Fäste zu höherem Einmiethungsgelde und höherer Landsteuer angesetzt werden wird.

Fäste ist deshalb eine Art des Besitzes, die im Allgemeinen Verbesserungen hindert, und darum eben dem Staate schädlich wird. Sie ist sogar dem Guthsbesitzer nachtheilig; denn wenn er z. B. das Grundkapital eines Fästehofes zu 4 pCt. Zinsen geliehen hätte, um es als Betriebskapital auf Verbesserungen zu verwenden, ließ es sich (wenigstens hier) bald aufs dreifache bringen.

Man hat in neueren Zeiten eine andere Art des Besitzes eingeführt, nämlich Erbpacht. Es ist eigentlich Eigenthum, wo die Kaufsumme für den Hof nicht aufgekündigt werden kann, dessen Zinsen aber, so wie die Landsteuer, als jährliche Abgabe angesetzt werden. Für den Erbpächter gewährt diese Art den Vortheil, daß sie ihn zum wirklichen Eigenthümer macht, für ihn und den Staat den Nutzen, daß er sein Grundstück mit aller möglichen Aufmunterung verbessern kann. Diese Verbesserungen bleiben aber oft lange aus. Indem der Erbpächter die Erbpacht bekömmt, giebt man ihm kein Betriebs-Kapital, folglich keine Mittel zu Verbesserungen, sehr langsamen ausgenommen. Bei der Bestimmung der jährlichen Abgabe rechnet man gewöhnlich etwas für den Vortheil, den der Erbpächter hat, indem er einen Hof, dem Scheine nach, für nichts erhält, etwas für die Verbesserungen, die der

Hof

Hof erleiden kann, und für die vermuthlich daraus hervorgehende höhere Einnahme, endlich etwas für die steigenden Nominal-Preise, im Fall die Abgabe in Geld festgesetzt ist. Dies beträgt zusammen eine größere Summe oder Abgabe, als der Pachtbauer bisher entrichtete, und diese vermehrten Abgaben drücken ihm lange.

Für den Absteher einer solchen Erbpachtsstelle findet gewöhnlich ein reiner Verlust Statt. Er giebt sein Kapital für jährliche Zinsen weg, und diese mögen hoch genug seyn, er verringert dadurch doch sein disponibles oder mobiles Kapital. Nach einiger Zeit werden die Zinsen davon doch nicht mehr betragen, als die gewöhnlichen Zinsen von einem Grundkapitale, und als solches ist es wohl ein Bestandtheil des National-Vermögens, aber keine Quelle zur vermehrten Einnahme weder für den Kapitalisten, noch für die Nation.

Erbpacht ist deshalb eine dem National-Vermögen nicht zuträgliche Art des Besitzes.

Die einzige nützliche Art des Besitzes von Ländereien ist Eigenthum.

Dies muß in Rücksicht der Rechte für alle Grund-Eigenthümer und alle Grundstücke gleich seyn.

Es muß in der Ausübung so unbeschränkt seyn, wie die Moral es erlaubt.

Alle Grundeigenthümer befinden sich in einem einzigen natürlichen Verhältnisse zum Staate, ihre gemeinschaftliche Pflicht ist es, demselben dadurch zu nützen, daß sie zum Emporkommen, der sichern Gründung und der Vermehrung des National-Vermögens das ihrige beitragen.

Haben sie alle die nämlichen Pflichten zu erfüllen, müssen sie auch dieselben Rechte genießen. Es ist deßwegen Unrecht, einigen größere Lasten aufzubürden, als anderen.

Es ist das nämliche, als wenn man von einigen Grundeigenthümern die Erfüllung gewisser Pflichten forderte, indem ihnen gewisse Rechte entzogen würden, oder einige von gewissen Pflichten zu befreien, indem ihnen gleiche Rechte mit allen übrigen verblieben.

Es ist ebenfalls Unrecht, sowohl die Pflichten als Rechte einiger zu vermindern, während andere beide behalten.

Wir behaupten, daß alle Grundeigenthümer den Genuß derselben Rechte haben müssen, wenn man ihnen dieselben Pflichten auflegt. Das ist mit anderen Worten: ein Grundeigenthümer, als solcher, darf keine größere Lasten tragen, als jeder andere.

Den Beweis für diesen Satz wird man leicht finden in dem früher angeführten gemeinsamen Verhältniß zur Nation, in der allgemeinen Regierungskunst, in natürlicher Billigkeit.

Abweichung von dieser Regel sind:

Persönliche Vorrechte, dem höheren Adel (den Grafen und Baronen), dem niedern Adel, dem persönlichen Adel zustehend. Viele von den Vorrechten, die ihnen auf diese Art als Grundeigenthümern zufallen, sind inzwischen eben nicht sehr bedeutend. In monarchischen Staaten wird ein gewisser Glanz bei einigen Familien als nothwendig angesehen. Er ist es auch, denn sonst würde der Abstand zwischen dem Monarchen und den Unterthanen viel zu groß seyn. Die Rechte, welche einigen Personen oder Ständen aus dieser Ursache zugestanden wurden, müssen deshalb als eine nothwendige Staatsausgabe angesehen werden. Ueber einige dieser Rechte ein Mehreres im Folgenden.

Von dieser Regel machen gleichfalls die Vorzüge eine Ausnahme, welche gewissen Grundstücken zugestanden, und von

welchen einige zugleich persönlich sind. Hierher gehören z. B. in Dännemark:

Die Steuer-Freiheit von einem Theile des sonst steuerpflichtigen Hartkorns der Grafschaften und Baronien;

Die Steuer-Freiheit der freien Güter (dänisch: frie Hovedgaarde og Sädegaarde, was man im Deutschen eigentlich Rittergüter nennen könnte);

Der Vorzug der Städte-Ländereien vor Bauer-Ländereien;

Die Zehent-Freiheit aller freien Güter, so wie auch Befreiung von gewissen Natural-Verpflichtungen, als Königsfuhren u. m. dgl.;

Die Privilegien der beneficirten Güter und der Official-Ländereien;

Die Frohndienste, welche auf einen großen Theil der den Fästebauern angehörigen Ländereien lasten.

Einige von diesen Vorrechten, als z. B. Ländereien pro officio, machen eigentlich einen Theil von der Einnahme gewisser Beamten aus, und sind deshalb von dieser Seite nicht als ein Verlust für's National-Vermögen zu betrachten. Es giebt inzwischen Gelegenheit, daß einige Ackerbauer dadurch Vortheile erlangen, die andre nicht besitzen, und wodurch diese letzten in eine unvortheilhafte Lage gegen jene privilegirten gerathen. Dies ist der Fall mit den Zehenten und Frohndiensten.

Zehent-Freiheit ist ein großer nicht zu berechnender Vortheil, den manche Besitzungen, als Predigerhöfe, Mensalhöfe, alle freien Güter u. a. genießen. Die zehentpflichtigen Ackerbauer entbehren ganz diesen großen Vortheil. Der Zehente ist eine der meist verheerenden Lasten für den Ackerbau, wenn er in natura geliefert, ja selbst wenn er

auch

auch nur bezahlt wird. Er macht, daß der Anbau öder Ländereien ein beinahe unvernünftiges Unternehmen wird, und dieses desto mehr, je schlechter der Boden ist; er hemmt die Verbesserung des Ackerbaues, ja sogar den gewöhnlichen Gang desselben. Alles dies läßt sich leicht beweisen. Z. B. ein Landmann wendet 5000 Rbthlr. daran, ein Stück Land in kulturfähigen Stand zu setzen. Darauf bestellt er es z. B. mit 1000 Rbthlr. Unkosten jährlich. Seine Ausgaben sind alsdann:

1. Die Zinsen von 5000 Rbthlr. . . .	200	Rbthlr.
2. Die Bestellung des Grundstücks . .	1000	;
3. Die Zinsen davon	50	;
	1250	Rbthlr.
Soll er nun auch nur 8 pCt. davon haben (die 4 gehören ihm schon,) muß er also noch jährlich 100 Rbthlr. haben, welches beträgt	1350	;
Dieses ist das rohe Produkt. Davon nimmt der Zehenter	135	;
bleiben	1215	Rbthlr.

also gehen 35 verloren.

Nicht besser geht es, wenn der Landmann Kostenaufwand zur Verbesserung seines Ackerbaues machen will. Ein Landmann kauft Kalk oder Mergel für 200 Rbthlr. Diese Verbesserung bringt in 4 Jahren z. B. 250 Rbthlr. mehr ein, als sonst der Fall gewesen wäre. Er hat dann 50 Rbthlr. mehr, das sind $6\frac{3}{4}$ pCt. von seinen 200 Rbthlr., also $2\frac{3}{4}$ pCt. mehr, als wenn er sie auf Zinsen gesetzt hätte. Nun aber nimmt der Zehenter $\frac{1}{10}$ dieser höheren Produktion, oder 25 Rbthlr., und der Landmann hat für seine 200 Rbthlr. Zinsen nur 25 Rbthlr., oder $3\frac{3}{8}$ pCt., also nicht einmal gewöhnliche Zinsen; er unterläßt

läßt folglich das Kalkaufführen oder Mergeln, und die Nation verliert dadurch in diesen 4 Jahren Produkte von 250 Rbthlr. Werth.

Auf sehr schlechten Ländereien ist die zerstörende Würkung des Zehenten noch größer, als auf den guten, weil der Unterschied zwischen den Unkosten der Produktion und den Werth der Produkte größer auf schlechten als auf guten Boden ist; mit andern Worten, ein guter Boden bezahlt weit leichter viele, als ein schlechter wenig Arbeit. In sehr schlechten Gegenden beträgt der Zehente, wenn nur das dritte Korn oder weniger geerntet wird, zweimal mehr, als die reine Einnahme des Werths, und der Zehente ist dann eben so viel, ja mehr werth, als der Boden selbst. Denn säet ein Bauer 3 Tonnen Roggen und erntet das dritte Korn, oder 10 Tonnen, so ist der Zehente davon eine Tonne == 4 Rbthlr. und das Stroh 1 Rbthlr., der ganze Zehente also 5 Rbthlr. an Werth für ohngefähr 3 Tonnen Land, oder $\frac{1}{3}$ Tonne Hartkorn, oder 15 Rbthlr. für eine Tonne Hartkorn in Zehenten. Grundstücke, von denen der Ertrag die dreifache Aussaat giebt, konnte man vor einigen Jahren im Amte Ripen die Tonne Hartkorn, oder 9 Tonnen Land, für 2 bis 300 Rbthlr. kaufen, von welcher Summe die Zinsen nur 12 Rbthlr. betragen; der gewöhnliche Zehente betrug 16 bis 20 Scheffel Roggen, die höchstens 12 Rbthlr. werth waren, also Zinsen von 300 Rbthlr. ausmachten, gerade so viel, wie der Boden oder der Kaufpreis von 9 Tonnen Land, und weniger als der Werth der Zehenten von 3 Tonnen Land.

Erst wenn das 5te und 6te Korn Mittelertrag sind, kann die reine Einnahme so bedeutend seyn, daß der Zehente unschädlich, mit anderen Worten, ohne directen Schaden für den Landmann ist.

Der

Der jährliche Verlust von $\frac{1}{10}$ Futter ist aber ein progressiver Verlust, der von Dauer ist.

Wo der Zehente ein für allemal dadurch erlegt wird, daß der Zehenter ein Stück Land als Ersatz bekömmt, wie dieses in England gewöhnlich ist, wird $\frac{1}{4}$ oder $\frac{1}{3}$ des ganzen Grundstücks gegeben, und dies Verhältniß kömmt der Würklichkeit sehr nahe. Was will dieses mit anderen Worten sagen? Weder mehr noch weniger, als daß der Zehentgeber jährlich $\frac{1}{4}$ oder $\frac{1}{3}$ seines ganzen Grundstücks ohne Nutzen für sich selbst anbauet. Seine ganze Produktion kostet ihm also $\frac{1}{4}$ oder $\frac{1}{3}$ mehr, als sie einem zehentfreien Landmanne kostet. Wenn nun der vierte Theil von den Ländereien eines Staats zehentfrei, die übrigen aber zehentpflichtig sind, befinden die Besitzer der letzteren sich in einer höchst unvortheilhaften Lage, und die ganze Produktion des Landes wird dadurch kostbarer.

Gegen die Schädlichkeit des Zehenten ließen sich zwei Einwendungen machen. Die eine wäre, daß der Verlust des Zehent-Strohes einen Gewinn für den Hof des Zehentnehmers bilde; dieser verläßt sich aber gewöhnlich auf diese Hülfsquelle, und versäumt darüber andere Verbesserungen.

Die andere Einwendung wäre, daß der Verlust geringer sey, als er scheine, weil er schon in der Kaufsumme, oder im Einmiethegelde und der Landsteuer, die auf Kosten jener herabgesetzt werden, mit in Anschlag genommen sey. Ich behaupte aber, daß der Verlust deswegen nicht geringer, wohl aber noch größer ist, als er scheint, wenn der Zehente in natura entrichtet wird; denn die niedrigere Kaufsumme trifft einen, dem Landwirthe ziemlich gleichgültigen Theil seines Kapitals, nämlich das Grundkapital. Der Verlust beim Zehenten dagegen trifft

sein Betriebs-Kapital, das im Ganzen $\frac{1}{4}$ oder $\frac{1}{5}$ größer ist, als es zu seyn brauchte, wenn er vom Zehenten befreit wäre. Die Vergrößerung des Betriebskapitals zu 8 bis 16 pCt. ist, wenn es nicht, wie hier der Fall, mehr einbringt, ein reiner Verlust, und weit bedeutender, als der Verlust des Grundkapitals zu 4 pCt. Es will z. B. nicht viel sagen, ob ein Hof 1, 2, 3 oder 500 Rbthlr. mehr oder weniger kostet, es ist aber von Wichtigkeit, ob jährlich 10, 20, 30 oder 40 Rbthlr. gewonnen oder verloren werden. Ist der Zehente in Geld oder Korn bestimmt, kann er für den Betrag in die Kaufsumme mitgerechnet werden.

Der Zehente ist und bleibt darum doch eine Last, welche einzelne Grundstücke tragen müssen, die für den Landmann höchst drückend ist, die Lage desselben sehr ungleich macht, ohne daß sie auf irgend eine andere Art Erleichterung mitführte, die Erweiterung und Verbesserung des Ackerbaues hindert, schädlich fürs National-Vermögen ist, die Produkte theurer macht, als nöthig wäre, und öfters Anleitung zu ärgerlichen Auftritten giebt, eine Quelle des Neides und des Hasses wird.

Die Ungleichheit in der Besteuerung, daß einige Ländereien, so wie die freien Höfe Steuer-Freiheit genießen, bedeutet jetzt wohl in Dännemark nicht viel. Man hat den Guthsherrn diese als eine Erstattung des Verlustes zugestanden, dem sie dadurch ausgesetzt seyn könnten, daß sie Cautionisten für die Steuern von den Gütern sind. Diese Caution ist einer Französischen General-Pachtung ähnlich und müßte abgeschafft werden. Jetzt, da die Verfassung des Bauernstandes weit besser als vordem ist, sagt diese Caution nicht viel. Doch ist übrigens eine jede solche Ungleichheit schädlich, weil sie die begünstigten Ackerbauer in ein vortheilhafteres Verhältniß zur Produktion setzt, als die belasteten. Es ist ein einleuchtend,

daß

daß steuerfreie Landleute ihre Produkte weit wohlfeiler verkaufen können, als die steuertragenden; sie lassen sich nichts desto weniger eben so theuer bezahlen, wie diese. Ungleiche Besteurung hat deshalb die für die National-Oekonomie schädliche Würkung, daß die Produkte aus der ersten Hand über ihren natürlichen Werth verkauft werden.

In Rücksicht der Fuhren, Reisen und anderen Prästationen in natura an den Staat, trifft man auch eine große Ungleichheit in der Vertheilung an. Lasten dieser Art treffen gerade die würksamen Mittel des Ackerbaues; sie machen, daß ihm seine Zeit verloren geht, verderben ihm seine Pferde und Geräthschaften; Fourage-Lieferung lähmt seinen Betrieb an der empfindlichsten Stelle, die Natural-Lieferung von Korn und anderen Lebensmitteln, selbst auch für Bezahlung, verwirrt den einheimischen Handel und Umsatz. Alles dies hat nothwendig schädliche Folgen, und um so mehr, wenn Einzelne ausgenommen werden, die dadurch in das früher getadelte vortheilhaftere Verhältniß zur Produktion gerathen. Die Militair-Verfassung verursacht gleichfalls einen beträchtlichen Verlust für die Arbeitskraft, und schwächt die Produktion; wenn sie aber auch selbst eine Ungleichheit unter den Ständen bewürkt, indem sie vorzüglich den Bauernstand trifft, ist sie doch ein nothwendiges Uebel, was die Länder heutiges Tages nicht entbehren können.

Von den Natural-Prästationen ist in manchen Ländern, und zum Theil in Dännemark, der sogenannte Frohndienst das wichtigste.

Die Frohn, oder die Arbeit, welche ein Pachtbauer, als einen Theil seiner jährlichen Grundabgabe, für den Guthsherrn verrichten muß, war in ihrer Entstehung eine Folge eigentlicher Sklaverei. In spätereu Zeiten ward sie

ent-

entweder gesetzmäßig oder doch geduldet, mehr oder weniger willkührlich ein Vortheil für diejenigen Guthsbesitzer, welche die Staaten entweder begünstigen wollten, oder zu begünstigen gezwungen waren. Von ihrem unedlen Ursprunge behielt sie eine Verbindung mit der Leibeigenschaft, und so ist es noch in manchen Ländern. In dieser Gestalt ist sie keiner Untersuchung werth; entehrend für die Menschheit, schädlich selbst für den Guthsherrn, vernichtend, grämlich, aussaugend für den Bauer ist sie ein Ungeheuer, welches das aufgeklärte Europa bald in Polens und Rußlands halb-barbarische Wüsten verbannt zu sehen erwarten darf.

Wir wollen unsere Untersuchungen über die Frohn auf den Zustand beschränken, in welchem sie sich jetzt in ihrer durch Aufklärung und Menschenliebe, im Verein mit Gerechtigkeit, veränderten Beschaffenheit in unserem Vaterlande befindet. In Dännemark ist die Frohn eine durch rechtmäßigen Contract eingegangene Verpflichtung zwischen dem Bauer und seinem Grund-Eigenthümer über die Verrichtung einer gewissen genau bestimmten Menge Arbeit. Die Menge dieser Arbeit ist nach einem solchen Maaßstabe bestimmt, daß der Bauer häufig seine Frohnarbeit ohne größeres Betriebs-Kapital, als dessen er zu seinem eigenen Betriebe bedarf, verrichten kann. Er bezahlt auf diese Art einen Theil seiner jährlichen Abgabe größtentheils mit einer vergrößerten Anstrengung der Produktiv-Kraft seines Hofs; mit andern Worten, seine Frohn kann zum Theil als Industrie angesehen werden. Königsfuhren und andere öffentliche Fuhren können nicht aus diesem Gesichtspunkte betrachtet werden; es sind bloße Lasten ohne den geringsten Gewinn.

Dem frohnpflichtigen Bauer gewährt die Frohn den Vortheil, daß sie einen Theil seiner Landsteuer mit einer übrig bleibenden Arbeits-Masse berichtigt. Wenn sie genau

bestimmt ist, und nicht mehr beträgt, als was er ohne additionelle Arbeitskraft bestreiten kann, so gewinnt der Bauer dabei, indem sie ihn zu vermehrter Arbeit zwingt. Ist sie dagegen unbestimmt, oder erfordert sie Vergrößerung der Arbeitskräfte, so wird sie mehr oder weniger schädlich.

Im ersten Falle nämlich, wenn sie genau bestimmt und erträglich ist, so daß nicht mehr Leute und Pferde erforderlich sind, scheint es, als wenn die Nation verlieren müsse, weil dem Bauer keine Arbeitskräfte zu Verbesserungen seines eigenen Grundstücks übrig bleiben; zu solchen Verbesserungen hat ein Pachtbauer jedoch zufolge der früher angeführten Gründe keine hinreichenden Motive. Er ist eigentlich genöthigt, einen Theil seiner jährlichen Einkünfte, oder etwas Ruhe aufzuopfern, um dem Grundkapitale seines Hofs einen größeren Werth zu verschaffen; da dieses ihm aber nicht gehört, wird er bei den Verbesserungen beinahe Schaden leiden; und da erhöhetes Einmiethegeld so wie höhere Abgabe stets eine Folge der Verbesserung seyn werden, gewinnt nicht einmal der Nachfolger, selbst wenn er auch von seiner eigenen Familie wäre, durch diese Verbesserungen.

Im zweyten Falle, wenn die Frohn nämlich unbestimmt, mit andern Worten, zu groß ist, und eine größere Arbeitskraft verlangt, als für den eigenen Betrieb des Frohnbauers erforderlich ist, kann derselbe bisweilen von dem Betriebe seines eigenen Hofs und der Frohnarbeit noch Arbeitskraft erübrigen, weil die Quantität nie genau bestimmt werden kann, sondern immer etwas größer seyn muß, als nothwendig ist, um stets hinreichend zu seyn, und er kann daher seinen Hof verbessern, wenn er will. Dieß scheint auf den Widerspruch hinzuleiten, als wenn eine schwere Frohn dem National-Vermögen zuträglicher seyn könne, als eine leichte. Indem aber diese Vergrößerung

rung des Betriebs-Kapitals, ohne größere Einnahme, Verlust verursachen muß, weil sein eigener Betrieb dadurch theurer wird, als er sollte, (da die Bestellung mit mehr Pferden und Leuten geschieht, als sonst nothwendig wären) ist seine Einnahme geringer, und sein Zustand kraftlos. Da überhaupt die Frohnarbeit dem Bauern mehr kostet, als seine eigene Arbeit zu Hause, wird sein Verlust dadurch um so viel größer, je mehr Arbeit er auf die Frohn verwenden muß.

Mit Hinsicht auf Verbesserungen der Grundstücke des Bauern hat die Frohn keinen Einfluß, weder um solche zu befördern, noch sie zu hindern, obgleich das letzte oft behauptet wird. Die Ursache davon ist dieselbe, wie bei den gewöhnlichen Pachtbauern, die, obschon frohnfrei, sich doch auch nicht mit Grundverbesserungen befassen. Alle freie Bauern und Frohnpflichtige können dagegen wohl Arbeit zur Verbesserung unternehmen, die sich in ihrer muthmaaßlichen Lebenszeit bezahlt, bevor ein neues Einmiethegeld ihren Fleiß taxiren kann; sie können ihren gewöhnlichen Ackerbau mit Ordnung treiben, und dies können Frohnbauern eben so wohl wie Freibauern, obgleich mit größerer Anstrengung, oder durch Anwendung einiger Industrie. Auch geschieht es selten, daß Frohnbauern in dieser Rücksicht dem Pachtbauern nachstehen, so wie sie mit ihrer eigenen Bestellung auch häufig früher fertig sind, als die Güther mit der ihrigen.

Die Frohn ist deshalb, so wie sie jetzt in Dännemark ist, hinsichtlich der Bauer-Ländereien nicht besonders schädlich. Wenn sie auch alle von freien Bauern bestellt würden, möchte die Verbesserung doch nicht von Bedeutung seyn.

Welche Würkungen hat aber die Frohn für den Guthsherrn selbst auf die Ländereien seines Guths, und durch diese auf das National-Vermögen?

Der Guthsherr hat einen großen Theil des festen Betriebs-Kapitals, was seine Ländereien bedürfen, im Gange; er hat seinen Viehstapel; von dem jährlichen Betriebs-Kapitale ist gleichfalls vieles benutzt, er hat feste Dienstleute, Auflage unabgesetzter Produkte. Durch die Frohn erspart er nur einen geringen Theil des ersten zu Geräthschaften oder Inventarium, von dem letzten erspart er, was mehr Leute und Lastthiere erfordern würden, besonders gewinnt er an Tagelohn; denn da viele Arbeit schnell geschehen muß, und in wenigen Tagen viele Hände erfordert, kann er die einmal mitunter nothwendigen Leute nicht das ganze Jahr hindurch halten.

Der Guthsherr gewinnt also durch die Frohn:

1. Die Zinsen von einem Theile des festen Betriebs-Kapitals.
2. Die Zinsen von einem großen Theile des jährlichen Betriebs-Kapitals.
3. Er ist gegen den zufälligen Verlust gesichert, der durch Mangel an Hände, um in der Eile wichtige Arbeiten, als da sind Heu- und Kornerndte, zu verrichten, Statt finden könnte.

Diese Vortheile kosten ihm aber:

1. Einen bedeutenden Abgang an Einmiethegeld, jährlicher Landsteuer, Fuhren, welche Frohnbauern weniger entrichten, als gewöhnliche Pachtbauern.
2. Einen bedeutenden Verlust bei einer an einen gewissen Plan gebundenen Methode des Ackerbaues. Die Frohnen sind zu gewissen jährlichen Gang- und Spanntagen angesetzt,

gesetzt, die Beschaffenheit der zu verrichtenden Arbeit ist bestimmt; folglich kann bei der Frohn kein verbesserter Ackerbau Statt finden, alles muß so ziemlich beim Alten verbleiben. Will der Guthsherr etwas neues einführen, ist er genöthigt, die Arbeit selbst zu verrichten.

3. Ein Verlust, oder doch die Möglichkeit desselben, durch die größere Unterstützung, die ein Frohnbauer mehr bedarf als ein Freibauer, da der Wohlstand des Frohnbauers ihm wichtiger seyn muß, als der Wohlstand des Freibauers, und er jenem folglich williger hilft, als diesem letztern; nämlich durch Anleihe, Vorschuß, Creditiren der Steuern u. s. w.

In wie fern wiegen nun diese Ausgaben die früher bemerkten Vortheile auf?

Gewöhnlich sind sie größer als der Nutzen, und die Frohn wird folglich ein Verlust für den Guthsherrn.

Wir wollen den Beweis durch ein Exempel darthun. Eine billige Frohn für einen Bauerhof von 6 Tonnen Hartkorn beträgt selten $\frac{1}{6}$, oft $\frac{1}{7}$, ja häufig nur $\frac{1}{8}$ von der auf seinem eigenen Hofe zu verrichtenden Arbeit. Der Bauer giebt gern 40 bis 50 Rbthlr. für Frohnfreiheit. Der Guthsherr kann alsdann selbst sein Feld mit einem Betriebs-Kapitale bestellen, welches dem gleich ist, was $\frac{1}{6}$, $\frac{1}{7}$ oder $\frac{1}{8}$ u. s. w. seiner frohnpflichtigen Bauern bedarf; mit anderen Worten, er bedarf für jede 6, 7, 8 Frohnbauern das Betriebs-Kapital eines Bauern, hat aber, da er schon einen Theil des jährlichen Betriebs-Kapitals in Activität hat, nur nöthig, dasselbe bis zu einem gewissen Grade zu vermehren. Dies ist nun zufällig und local; wir wollen es deshalb nicht mit in Anschlag bringen, sondern nur annehmen, daß der Guthsherr zum Betriebe

seiner

seiner Ländereien selbst eine Vergrößerung seines jährlichen Betriebs-Kapitals bedarf, welche so groß ist, wie ein Kapital, was $\frac{1}{8}$ seiner Frohnbauern gebraucht. Für jede 8 Frohnbauern ist er also genöthigt, einen Pflug, zwei oder vier Pferde und einen Knecht und Burschen zur Feldarbeit und zur Wartung der Pferde zu halten. (Die Anzahl des Nutzviehes wird nicht vergrößert, die dazu erforderlichen Leute waren auch schon da.)

Der Guthsherr bekömmt von jede 8 Bauern 400 Rbthlr. Frohngeld. Wird $\frac{1}{4}$ davon als Zins der Vergrößerung gerechnet, deren das feste Betriebs-Kapital bedarf, beträgt es à 8 pCt. 1250 Rbthlr., die $\frac{3}{4}$ als Zinsen derjenigen Vergrößerung, welche das jährliche Betriebs-Kapital erfordert, zu 16 pCt. = 1875, zusammen ein Betriebs-Kapital von 3125 Rbthlr. Da nun ein Bauerhof von 6 Tonnen Hartkorn mit einem festen Betriebs-Kapitale von 1000 Rbthlr. und einem jährlichen von 500 Rbthlr. hinreichend versehen ist, begründen die 400 Rbthlr, die er von 8 Bauern erhält, ein weit größeres Betriebs-Kapital, als der Betrieb der Bauerhöfe selbst, oder $\frac{8}{9}$ = der Arbeit eines Frohnbauers auf den Hoffeldern, nemlich 3125 Rbthlr. Um schadlos zu bleiben, soll der Guthsherr nur haben 1000 Rbthlr.

à 8 pCt.	80 Rbthlr.
500 Rbthlr. à 16 pCt.	80 :
	160 Rbthlr.
er bekömmt aber	400 :
also einen Ueberschuß von	240 Rbthlr.

Dies macht an Kapitalwerth à 4 pCt. 6000 Rbthlr. zu viel von 8 Bauerhöfen, welche zusammen die Arbeit eines Bauerhofes auf den Hoffeldern verrichteten.

Da

Da dies Kapital gebunden ist, kann es durch den Guthsherrn nicht in Würksamkeit gesetzt werden; es ist für ihn verloren, so lange die Frohn Statt findet.

Für diejenigen, welche die Kraft des Beweises unter der eben hergesetzten Form vielleicht nicht fühlen, werde ich es unter einer andern Form darstellen.

Will ein Frohnbauer sich gegen 50 Rbthlr. jährlich für einen Hof von 6 Tonnen Hartkorn von der Frohn loskaufen, so geschieht es, weil er seine Rechnung dabei findet. Er erklärt also dadurch seinen Hof um 50 Rbthlr. jährlich besser, als vordem; oder mit anderen Worten, dies zu 4 pCt., denselben 1250 Rbthlr. mehr werth in der Kaufsumme.

Von 8 frohnpflichtigen Bauern kann der Guthsherr also 8 × 50 = 400 Rbthlr. jährlich, oder 8 × 1250 = 10,000 Rbthlr. Kapital erhalten, wenn er die Frohn, welche dem Betrieb eines Hofes von 6 Tonnen Hartkorn gleich kömmt, selbst übernimmt.

Ein solcher Hof bedarf zufolge des früher angeführten nur ein jährliches Betriebs-Kapital von 500 Rbthlr. (80 Zinsen). Ein Guthsherr bedarf gleichwohl kein grösseres Betriebs-Kapital zu seiner übernommenen Arbeit, die = 8 Frohnen ist, als 1500 Rbthlr., das sind 1000 zu 8 und 500 zu 16 pCt., 160 Rbthlr. Nun hat er aber 4 pCt. Zinsen von 10,000 Rbthlr. . . . 400 Rbthlr.
bedarf nur . . . . . 160 :

hat also übrig . . . . . 240 Rbthlr.
für 8 Frohnen, oder ein Kapital von 6000 Rbthlr.; denn er bedarf, wie gesagt, nur $\frac{16}{40}$ oder $\frac{2}{5}$ der 400 Rbthlr., die er bekömmt. Er kann folglich die Arbeit für 8 Frohnen, oder die gesammte Frohn mit $\frac{2}{5}$ desjenigen verrichten, was

die

die Bauern geben wollen. Sieht man nun die Arbeit der Bauern für $\frac{5}{5}$ an, geht bei der Frohn $\frac{3}{5}$ der Arbeit verloren, wenn der Guthsherr, so wie hier, nur einen Werth von $\frac{2}{5}$ erhält, und die Frohnarbeit kostet dem National-Vermögen $\frac{5}{5}$, anstatt daß sie nur $\frac{2}{5}$ kosten müßte.

Da diese Arbeit ein würkliches Kapital repräsentirt, (denn es kann ja zuwege gebracht werden, sobald die Frohnhöfe verkauft werden,) kann es, so bald es realisirt ist, vom Guthsherrn selbst zur Verbesserung seiner Hoffelder angewandt, oder von ihm an andere Ackerbauer ausgeliehen werden, die den Ackerbau damit verbessern oder erweitern können. Dieß kann jetzt nicht geschehen; die Frohn bindet das Kapital, zum Nachtheil für den Guthsherrn und für das National-Vermögen, folglich ist die Frohn schädlich, selbst wenn sie auch noch so unbedeutend wäre.

Es kann seyn, daß diese etwas ungewöhnliche Ansicht ein wenig fremd scheinen, und das es vielleicht schwierig werden dürfte, sie mit demjenigen, was die Erfahrung lehrt, zu vereinigen. Ob sie ungewöhnlich ist oder nicht, thut nichts zur Richtigkeit derselben. Die Frohn wird mit einem viel zu beschränkten Blicke angesehen, wenn man bloß auf die unmittelbare Würkung derselben auf den Frohnbauer und auf Hoffelder sieht. Der Bauer kann sich, seiner Frohn ungeachtet, gut stehen, und sein Grundstück eben so gut beackern, wie ein gewöhnlicher Pachtbauer; man sieht es auch häufig, ja weit häufiger, als man glauben sollte; die Hoffelder können auch durch Frohn sehr gut betrieben werden, man findet sie auch gewöhnlich in gutem Stande; die Ursachen davon sind aber häufig Zehenten oder andere außerordentliche Vortheile, und die stattfindende größere Ordnung in der gewöhnlichen Behandlung.

Man könnte einwenden, daß der angeführte Beweis nicht mit der Erfahrung zu stimmen scheint. Wäre das Abstellen der Frohn für den Guthsherrn so vortheilhaft, wie behauptet wird, warum läßt er denn nicht häufiger die Frohn fahren? Die Ursache ist sehr einfach. Für's erste ist es ein großer Unterschied, ob ein Proprietär eine jährliche Abgabe als Erstattung für die Frohn bekömmt, oder ob er ein für allemal ein Kapital erhält. Im ersten Falle hat er simplen Zins von einem gebundnen Kapitale, im anderen ein Kapital, von welchem er sich die höchst möglichen Zinsen verschaffen kann. Für's zweite bilden die Hoffelder ein großes Grundstück. Ein solches läßt sich bei gewöhnlichem guten Ackerbau stets mit größerem Unterschiede zwischen den Kosten der Produktion und der reinen Einnahme bestellen, als ein kleines Grundstück, wo die Kosten sich mehr der reinen Einnahme nähern. Ein großes Grundstück ist deswegen verhältnißmäßig weit einbringender, als ein kleines. Aber das große Grundstück bietet auch bei jeder Verrichtung eine große Masse von Arbeit dar, und es werden viele Arbeiter erfordert, wenn alles in rechter Zeit geschehen soll. Fällt die Frohn weg, wird das Guth auf seine Dienstleute beschränkt, die bei mancher Gelegenheit nicht hinreichend sind. Tagelöhner oder Arbeitsleute sind nicht immer zu haben, folglich kann das große sich selbst überlassene Grundstück oft in große Verlegenheit gerathen, ja großen Verlust leiden.

Diesem Verluste fürchten die Frohn-Eigenthümer ausgesetzt zu werden, und bleiben deswegen lieber bei dem wenigeren und gewissen stehen, als daß sie sich mit dem größeren aber unsichereren befaßten.

Drittens ist es oft das nämliche, sich von der Frohn zu scheiden, als die Hoffelder zu zerstückeln.

Viertens kann ein Proprietair die Frohn nicht verkaufen, bevor der Bauer sie kaufen will, und dieses findet bei einer billigen Frohn Schwierigkeiten.

Uebrigens steht diese Materie mit folgenden: Ueber die Größe der Grundstücke, über ein gutes System für die Klasse der Tagelöhner und einer würksamen Landpolizei, in Verbindung.

Solchergestalt müssen wir die Frohn für eine höchst schädliche Bürde erklären, die Ungleichheit unter den Bauern verursacht, dieselben in ein schlechtes bürgerliches Verhältniß zum Guthsherrn stellt, die vollkommnere Kultur der großen Hoffelder zum wahren Verlust für die Frohn-Eigenthümer selbst hindert, weil sie denselben ein anderweitig zu brauchendes Kapital entzieht, macht, daß der Nation eine große Menge Arbeit verloren geht, und ein großes Kapital bindet, welches auf eine nützliche Art zur Vermehrung des National-Vermögens, also zu einer vergrößerten Staats-Einnahme beitragen könnte.

Außer der Frohn an einzelne Personen müssen dem Staate auch oft Frohndienste geleistet werden. Dahin gehören alle Fuhren, Königsreisen, Wegearbeit, Einquartirung u. m. dgl.

Alle solche Lasten sind äußerst drückend, weit mehr, als die eigentliche Frohn; denn diese ist bestimmt, wird bezahlt oder vergütet, und überrascht nicht, denn ein jeder Frohnbauer kann, wenn er sonst will, sich selbst ansagen. Die Frohnarbeit wird mit Ordnung und rücksichtlich einer Besparung an Zeit und Arbeit verrichtet. Die öffentliche Frohnarbeit nimmt dagegen gar keine Rücksicht auf diese wichtigen Punkte. Sie ist zeittödtend und verderblich, das persönliche Gefühl öfters im hohen Grade beleidigend. Bei aller scheinbaren Bestimmtheit ist sie häufig ganz und

gar

gar willkührlich. Was kann z. B. bestimmter scheinen, als daß ein Bauer sich in Ringsted einstellt, um nach Slagelse zu fahren? Welcher Unterschied aber, ob er um 12 Uhr eintreffen muß, und erst um 6 Uhr fährt? ob, wie Rothe sagt, ein gutmüthiger gesetzter Mann, oder ein an Galoppaden gewohnter Husar auf dem Wagen sitzt?

Diese Frohn an den Staat kömmt stets ungelegen, weil sie meistens unerwartet und zum Theil unbestimmt ist. Außerdem ist sie überaus ungleich auf die Staatsbürger vertheilt, so daß Einige gänzlich davon befreiet sind, andere dagegen, die unglücklicher Weise in Gegenden wohnen, wo sie häufig vorfällt, davon erdrückt werden, während gewisse Gegenden die Last derselben nur selten fühlen. Bei einer durch die Rentekammer im Jahre 1785 veranlaßten Untersuchung ward befunden, daß im Amte Kopenhagen jährlich eine Fuhr für jede 1½ Tonnen Hartkorn gethan wurde, während in gewissen anderen Aemtern auf jede 100 Tonnen nur eine Fuhr kam.

Diese Last ist überaus drückend, und die ungleiche Vertheilung derselben bringt auch hier den früher bemerkten schädlichen Unterschied, oder die schädliche Ungleichheit hervor, die unter den Ackerbauern des Landes Statt findet, und deren heillose Folgen auf die Menge und den Preis der Produkte wir schon gezeigt haben.

Das Steuersystem hat einen wesentlichen Einfluß auf den Ackerbau. Es kann so beschaffen seyn, daß es diese wichtige Quelle zum National-Wohlstande ganz unterdrückt, theils vermöge seiner Einrichtung, oder der Vertheilung der Steuern und Abgaben auf die ackerbauenden Personen und die Ländereien, theils auch, indem es eine, die Produktions-Kraft übersteigende Summe verlangt. Wir bemerken:

1. Daß

1. Daß alle in Abgaben und Auflagen stattfindende Ungleichheit beleidigend für die Klassen, Stände oder einzelnen Personen ist, die, weil andere ausgenommen sind, darunter leiden.

2. Daß Ungleichheit der Steuern auf Ländereien, so wie jede Ungleichheit in den Lasten einen schädlichen Einfluß auf die Menge und Preise der Produktion äußert, indem die Waaren einen verschiedenen Tauschwerth bekommen, während dieselben Preise bleiben. Durch einen niedrigeren Kaufschilling wird die Ungleichheit für die schon vorhandenen Steuern zwar gehoben, nicht aber für neue.

3. Daß alle Besteuerung, welche vorzüglich die Produktivkraft oder das Betriebs-Kapital trifft, drückend und verderblich ist. Auflagen dagegen, welche mittelst der reinen Einnahme einzig und allein das Grund-Kapital treffen, sind die einzigen, die ohne verheerende Folgen, oder wenigstens ohne eine höchst schädliche Hemmung getragen werden können.

Diejenigen Lasten, welche die Produktiv-Kraft treffen, greifen, so zu sagen, das Herz des Ackerbaues an; sie machen die Produktion schwierig, die steigende Verbesserung im Ackerbaue unmöglich. Wenn der Landmann seine Zeit, seine Arbeitskräfte auf Fuhren und Frohndienste verwenden soll, leidet sein Geräthe und sein Arbeitsvieh darunter, mit anderen Worten, sein Betriebs-Kapital ist nicht hinreichend für seine eigene Arbeit, die darüber versäumt werden muß. Ist er genöthigt, sein Heu und Stroh zu Zehenten und Lieferungen zu verbrauchen, vermissen die Felder es zur Erhaltung ihrer jetzigen Fruchtbarkeit; diese muß also progressiv abnehmen, und die Produktion geringer werden. Selbst auch, wenn er volle Bezahlung für die Heu- und Stroh-Lieferungen erhält, verliert er; denn

für

für Geld kann er gewöhnlich von solchen Sachen nichts zu Kauf erhalten, und es ist ihm mehr um die Sachen selbst, als um ihren Geldwerth zu thun.

Selbst Lieferungen an Kornwaaren sind dem Landmann schädlich, nnd er mag weit lieber das Korn bezahlen, als es in natura liefern. Bei der Korn-Ausschreibung kömmt der inländische Handel aus seinem gewohnten Gleise, der Landmann verliert seinen Credit in den Städten, indem diese lieber Kornwaare als baares Geld für die verkauften Waaren annehmen, weil letzterer Handel ihnen nur auf eine Art Vortheil bringt, während sie bei dem ersten sowohl als Verkäufer, wie als Käufer gewinnen.

Bei der Ablieferung solcher Waaren leidet der Landmann immer; denn die Hebungs-Beamten sorgen dafür, daß sie selbst nicht in Gefahr kommen, irgend einen Verlust zu leiden, den sie nicht tragen können. Der Landmann bezahlt deshalb solche Auflagen stets theurer, als er sollte.

Wir schließen hiemit unsere Bemerkungen, indem wir nur noch erwähnen, daß solche Lasten keinesweges nothwendig sind, vielleicht mit Ausnahme außerordentlicher Fälle, als z. B. Krieg. Doch finden weder im Kriege noch im Frieden solche Arbeiten, Fuhren, Frohnen, Korn- und andere Lieferungen Statt in einem der meist blühenden Staaten, nämlich in Großbrittanien. Da spannt kein Farmer vor seinen Wagen, liefert nicht ein einziges Bund Stroh oder Heu ohne baare Bezahlung, es wäre denn, daß er eine Parlementsacte dafür sähe. Also ein Beweis davon, daß solche Abgaben, Arbeiten, Auflagen würklich entbehrt werden können.

Zu den Hindernissen des Ackerbaues haben wir diejenigen gerechnet, welche die Kornpolicey aufstellen kann. Durch Einschränkungen im inländischen Handel,

durch

durch Ausfuhr-Verbote oder hohe Ausfuhr-Zölle kann die Kornpolicey den inländischen Handel nicht allein hemmen, sondern gänzlich ruiniren. Sie kann sowohl durch die Beschaffenheit der Gesetze als durch die Unbeständigkeit derselben schaden.

Ist der gesetzliche Kornhandels-Plan dem Ackerbau eines Landes nachtheilig, wird diese schädliche Würkung doch bald bemerkt, wenn der Plan befolgt wird, und eine gewisse Zeit geltend bleibt. Beobachtungen hierüber werden aber schwierig, sobald der Kornhandels-Plan mit jedem Jahre eine neue Gestalt bekömmt. Wenn ein Landmann nicht mit Sicherheit weiß, daß seine Produkte immer zu gangbaren Preisen Absatz finden, gebricht es ihm an Aufmunterung. Weiß er wegen Veränderlichkeit im Plane des Kornhandels nicht, welche Produkte er mit Vortheil bauen kann, so beschränkt er sich nur auf's Nothwendige. Wie aber sollten die Ackerbauer Dännemarks, um nur ein Beispiel anzuführen, in den hundert Jahren von 1672 bis 1774 hievon zur Kunde gelangen können, um ihre Wirthschaft nach einem erweiterten Plane zu behandeln, da der Kornhandels-Plan in diesen hundert Jahren nicht weniger als sechs und siebenzig Veränderungen erlitt. Selbst seit der Zeit hat er bei weitem keine Festigkeit gehabt, indem er von 1774 bis 1806 im Ganzen sieben Veränderungen unterworfen war. Keiner, der etwas tiefer in die Natur des Ackerbaues gedrungen ist, wird in allen diesen Veränderungen eine der wichtigsten Ursachen zu der niedrigen Stufe, auf welcher diese nützliche Kunst hier im Lande stehen geblieben, verkennen.

Dännemark hat also, selbst in einem Mitteljahre, das nothwendige Korn zum eigenen Verbrauch, und kann zugleich Norwegen versorgen, so wie Holstein zum Theil Hamburg mit dem nothwendigen Getreide versieht. Dies

Quan-

Quantum ist aber auch beinahe der ganze eigentliche wichtige Korn-Export des Dänischen Staats. Und doch könnte es durch den Flor des Ackerbaues weit ansehnlicher werden, denn Aussicht zum Absatz guter Kornwaare im Auslande fehlt keinesweges. Schweden bedarf jährlich 5 bis 600,000 Tonnen Korn, Norwegen eben so viel, und England mehr als 800,000 Tonnen Weizen und wenigstens 200,000 Tonnen Hafer. Eine Nation, die sich selbst in einem mittelmäßig guten Jahre mit dem Nothwendigen zu versehen im Stande ist, und eine so sichere Aussicht zum Absatz des Ueberflüssigen hat, kann im System seines Kornhandels etwas dreister zu Werke gehen, als eine Nation, die oftmals selbst anderer Hülfe bedarf. Hier ist die übertriebene Aengstlichkeit, die sich in den immer wiederholten Regulirungen äußert, welche die Ackerbauer zuletzt ganz verwirrt, nicht vonnöthen.

Die Hindernisse für das Fortschreiten des Ackerbaues, welche wir bisher betrachteten, tragen alle gemeinschaftlichen Charakter, daß sie mehr moralisch als physisch würken, um den Ackerbauer in den Stand der Mittelmäßigkeit zurück zu drängen [20]). Sie verursachen eine moralische Unmöglichkeit, den Ackerbau zu verbessern, der Landmann wird unter diesen Umständen nicht verbessern, wenn er auch könnte. Die Hindernisse, welche wir jetzt betrachten wollen, tragen ein anderes Gepräge, sie betref-

---

[20]) Ob übertriebene Natural-Prästationen und Abgabe des Zehenten in natura mehr moralisch als physisch würken, könnte doch vielleicht zweifelhaft scheinen, so wie übertriebene Frohnen, die den Frohnbauer unmittelbar nöthigen, seine eigene Arbeit zu versäumen. Freilich kann er alles dies beseitigen, wenn er Kapitalist ist; doch darf dies ja nicht in Betracht kommen, wo die Oekonomie der Wirthschaft streng beurtheilt werden soll.

treffen den Ackerbau selbst, sie beschränken die praktischen Mittel des Landmanns, sie verursachen, daß er seinen Ackerbau nicht verbessern, noch zur möglichsten Vollkommenheit bringen kann, selbst wenn er auch wollte. Zu dieser Klasse gehören:

Gemeinschaft.
Servituten.
Mangel an Kapital.
Zu kleine oder zu große Grundstücke.
Mangel eines guten Systems für die Klasse der Landarbeiter.
Mangel an einer hinlänglichen Landpolizey.

Daß Gemeinschaft ein sehr großes Hinderniß für eine gute Wirthschaft ist, geht so deutlich hervor, und ist so allgemein anerkannt, daß es keines weiteren Beweises bedarf. Gemeinschaft der Ländereien beruhet nicht darauf, daß Leute in Dörfer beisammen wohnen wollten, sondern darauf, daß diejenigen, die beisammen wohnen wollten, sich nicht auf andere Art, als indem sie die Ländereien streifenweise unter sich vertheilten, gleich gute und gleich große Grundstücke verschaffen konnten. Taxation war noch nicht bekannt, konnte bei der Urbarmachung auch nicht gebraucht werden. Ein Dänischer Staatsökonom hat jetzt nicht nöthig, die Schädlichkeit der Gemeinschaft zu untersuchen, indem sie in Dännemark als gehoben angesehen werden kann, und zwar nach einem guten Plane. Doch wäre zu wünschen gewesen, daß man sich bei der Dänischen Austheilung einer andern Taxationsart, oder richtiger, eines andern Taxations-Formulars bedient hätte. Das gebrauchte ist freilich hinlänglich genug, um die Ländereien eines Dorfs auszutheilen, giebt aber weder dem Statistiker noch dem Staatsökonom irgend eine Uebersicht

sicht von den Ländereien des Landes, weil der Ausdruck der Taxation keinen unmittelbaren Begriff von der Beschaffenheit und Produktivität des Bodens giebt. Was für einen Begriff erhält man z. B., wenn man hört, daß ein Grundstück zu 12 taxirt ist? Bezieht sich dies auf einen Normalboden, so kennt man denselben nicht genauer, als daß er entweder 8 oder 24 sey. Was dieser Boden aber einbringen kann, davon giebt die Taxation keinen Begriff. Die Preußische Taxations-Weise bestimmt dagegen, indem sie die Ländereien in gewisse Klassen stellt, was diese in gewissen Jahren produciren können, und bezeichnet dadurch deutlich und anschaulich den Werth des Bodens, z. B. Weizen-, Gerste-, Roggen-, Hafer-Land, jedes in zwei Klassen.

Eins der größten Hindernisse für das Emporkommen des Ackerbaues ist dasjenige, was Mangel an Kapital dem Landwirth in den Weg legt. Es hemmt seine Bestrebungen in jedem Zweige der Arbeit zum Nachtheil für sein privates Vermögen und für's National-Vermögen.

Hier ist es nicht das Grundkapital, welches in Betracht kömmt; dies ist von keiner eigentlichen Würkung auf die Kultur. Es ist das Betriebs-Kapital, durch dessen Hülfe die Verbesserung einer Wirthschaft vor sich gehen soll. Eine jede bestimmte Acker-Bestellung bedarf ein verhältnißmäßiges Kapital, um gehörig durchgeführt zu werden. Will man eine Verbesserung in der Wirthschaft vornehmen, muß das Betriebs-Kapital vergrößert werden. Woher aber bekömmt der Landmann dies große Kapital, wenn er es nicht selbst besitzt, wie dieses mit den meisten Landwirthen der Fall ist? Die Hypothek, welche sie dafür stellen können, Vieh, Ackergeräth, noch vorhandene Waaren, die keimende Saat, ist unsicher; niemand will darauf leihen, und die Verbesserung unterbleibt.

Die Unsicherheit, der die Betriebs-Kapitale des Ackerbaues unterworfen sind, ist freilich groß, und deshalb sieht man auch, daß das mobile Vermögen eines Landes oder einer Nation sich leicht vom Ackerbau nach anderen Nahrungszweigen wendet, die im Grunde doch noch weit unsicherer sind. Denn was kann wohl unsicherer seyn, als ein Schiff mit Ladung nach China zu senden? Und doch giebt man sein Kapital lieber dieser unsicheren Speculation hin, als daß man es zum Betriebs-Kapitale einer Landwirthschaft verwendete. Der Grund hievon ist, weil ein Handels-Kapital, besonders ein solches, was dem Risico ausgesetzt ist, stets hohe, und bisweilen überaus hohe Zinsen giebt. Das Betriebs-Kapital eines Grundstückes giebt immer hohe, aber nie ungewöhnlich hohe Zinsen, weil der Ackerbau ein so allgemein verbreiteter Nahrungszweig ist, daß die Produkte desselben, wegen der großen Concurrenz der Verkäufer, die nicht allein zum Verkauf, sondern auch zum schnellen Verkaufe genöthigt sind, stets zu dem möglichst niedrigen Preis verkauft werden müssen. Der Kaufmann kann häufig sehr hohe Preise erhalten und dadurch gewinnen; bekömmt ein Landmann hohe Preise, gewinnt er nur selten, denn die hohen Preise sind (gewöhnlich) Folgen eines geringen Produkts, des Mißwachses oder des Mangels. Der Kaufmann kann deshalb durch seinen Handel reich werden, ein Landmann dagegen kaum; im Allgemeinen erreicht er nur einen gewissen Grad von Wohlstand, mit ziemlicher Aussicht auf die Beständigkeit desselben. Werden Landleute reich, so geschieht es nicht durch den Ackerbau, sondern durch Handel als Ackerbauer, durch Urbarmachung, beträchtliche Verbesserung, Kauf und Verkauf von Besitzungen u. s. w.

Aus dieser Ursache wird der Eigennutz mehr vom Handel, als vom Ackerbau gereizt, und der erste lockt

Kapi-

Kapitale zu seinem Betriebe an sich, die dem Ackerbau dadurch entzogen werden. Dies mußte um so mehr Statt finden, da man ein Mittel erfand, um das damit verbundene Risico, dem ein Handels-Kapital unterworfen ist, durch Assecuranz für Schiff und Ladung, für Packhäuser und der darin befindlichen Waaren, ganz zu heben, oder doch sehr zu vermindern. Ein Landmann kann seinem Betriebs-Kapitale, besonders dem jährlichen, nicht die nämliche Sicherheit verschaffen. Gegen Feuersgefahr kann er es größtentheils, gegen Beschädigung seiner Saat durch Natur-Ursache aber kann er sich nicht sichern, so wie ein Kaufmann seine Ladung gegen Seeschaden [21]). Ein Kaufmann bezahlt seine Waare, wenn er sie empfängt, er weiß, was er bekömmt. Ein Landmann dagegen bezahlt seine Waare oder Produkte (Arbeit und Saat) immer im Voraus, und weiß nicht, was er wieder erhält, ob das 4te oder 8te Korn, schlechte oder gute Waare. Diese Ungewißheit im Verein mit dem möglichen Verlust an Pferden und Vieh macht, daß ein Landmann die Objecte oder Produkte seines Nahrungszweiges, theils zur Fortdauer ohngefähr der nämlichen jährlichen Einnahme, theils zur Aufrechthaltung seines Eigenthums sonst nirgends, als bei sich selbst gesichert bekommen kann. Deswegen ist es so schwierig für einen Landwirth, sich das hinreichende Betriebs-Kapital zu verschaffen, und da der Mangel des-

---

21) Assecuranz-Gesellschaften gegen Verwüstung durch Hagelschlag, auch wohl Ueberschwemmung u. s. w. scheinen diesen Satz zu widerlegen. Gegen Mißwachs könnte man sich, in Uebereinstimmung mit der vom Verf. obenangeführten Uebersicht von der Beschaffenheit des Bodens, demzufolge er hier nur partiel eintreffen kann, eben hier auch wohl Assecuranz-Gesellschaften als möglich denken.

desselben ihn auf eine unvollkommnere Wirthschaft beschränken muß, sieht man, wie wichtig dieser Umstand, dies Entbehren ist.

Mangel an Kapital für den Ackerbau gründet sich gewöhnlich auf folgende Punkte:

1. Daß die Hindernisse, die den Ackerbau drücken, verursachen, daß dieser Nahrungszweig weniger gesucht, und deshalb manchen überlassen wird, die aus Noth dazu greifen. Doch fangen nach gerade mehrere an, sich des Ackerbaues zu befleißigen.

2. Daß entweder die positiven Veranstaltungen der Regierung, oder locale, so wie auch Zeitumstände bewürken, daß Fabrikation und Handel einen größeren Theil von dem mobilen Vermögen der Nation an sich reißen, als billig ist, wodurch folglich für den Ackerbau ein Mangel entstehen muß.

3. Mangel an Assuranz fürs Betriebs-Kapital. Gegen Mißwachs kann wohl keine Assuranz Statt finden, es wäre aber leicht möglich, Pferde und Hornvieh zu sichern, und demselben dadurch einen bleibenden, also einen hypothekarischen Werth beizulegen.

Mangel an Kapital verursacht, daß kein Grundstück, es sey groß oder klein, zur höchst möglichen Vollkommenheit gebracht werden kann. Mit einem hinreichenden Kapitale kann aber ein jedes Grundstück dahin gelangen. In diesen Sätzen liegt die Auflösung der so oft gemachten und bestrittenen Frage: Ob die Vertheilung der Ländereien in große oder kleine Grundstücke oder Wirthschaften am vortheilhaftesten sey.

Um die eigentliche Bedeutung dieser Frage einsehen zu können, müssen wir folgende Bemerkungen vorausschicken:

1. Wenn

1. Wenn auf einem großen Grundstücke die höchst mögliche Kultur vorausgesetzt wird, giebt es weder ein größeres noch besseres Produkt, als das nämliche Grundstück geben würde, wenn es in viele kleine Grundstücke zertheilt wäre. Die letzten fordern nur ein größeres Betriebs-Kapital oder mehr Arbeit. Theilte man eine Wirthschaft von 300 Tonnen Land in 100 kleine, jede zu 3 Tonnen Land, so bliebe (versteht sich, bei der nämlichen Cultur) das Produkt dasselbe. Ein Garten von 300 Tonnen Land z. B. ist unter hinreichenden Betriebs-Mitteln absolut möglich, eben so wohl, wie 100 Gärten von 3 Tonnen Land; es ist aber leichter, 100 kleine Gärten, als einen großen zu bestellen, und gewöhnlich findet man, daß das Total-Produkt von einer Menge kleiner Grundstücke mehr beträgt, als das von einem großen. In der Nähe großer Städte bemerkt man dies häufig, eben so wie in vielen Gegenden Belgiens und der Pfalz.

2. In dem nämlichen Verhältnisse aber, in dem die Kultur aus Mangel an Betriebs-Kapital sinkt, oder auf einer niedrigen Stufe stehen bleibt, entsteht ein merklicher Unterschied in der Produktion des großen Grundstücks und der kleinen Grundstücke. Die Produktion des großen wird die Summe der kleinen übersteigen, und dies um so mehr, je schlechter der Boden und die Bestellung, und je geringer die Kapitale sind, mit denen man auf beiden Seiten wirthschaftet. Sinkt das Produkt von den kleinen Grundstücken dann so tief, daß es bloß den Besitzer nährt, so giebt es keinen reinen Ueberschuß, und nichts davon geht zum National-Vermögen über. Es hat bloß eine größere Volksmenge ernährt, fruchtet aber nichts, weil diese im besagten Falle nichts zu einer vergrößerten Einnahme beigetragen hat. Sie kostete nämlich eben so viel, wie sie einbrachte, und die bloße Volksmenge frommt der

Na-

Nation nicht. Dagegen wird die Produktion des großen Grundstücks stets einen reinen Ueberschuß vom Verbrauche behalten, und denselben zum National-Vermögen übergehen lassen. Bei schlechter Wirthschaft sind kleine Grundstücke schädlich; sie können dann für die Nation als verloren angesehen werden. Mangel an Kapital ist auch gewöhnlich Schuld daran, daß sie schlecht bestellt sind.

3. Die kleineren Grundstücke erfordern ein größeres Betriebs-Kapital, als die großen. Um alle Arbeit zur rechten Zeit bestreiten zu können, muß jedes Grundstück im Ganzen nothwendig einige Arbeitskraft übrig behalten.

In der würklichen Praxis scheint diese für kleine Grundstücke zu große Arbeitskraft wohl nicht bemerkbar zu seyn, ist aber doch würklich vorhanden. Halten kleine Wirthschaften von 3 bis 6 Tonnen Land nicht immer Pferde, müssen sie entweder mit Arbeit oder angenommener Frohn den größeren Wirthschaften theuer bezahlen, um die nothwendigen Spanntage oder Spannarbeit verrichtet zu sehen. Der Besitzer bringt also das erforderliche größere Betriebs-Kapital in der Form vermehrter Arbeit, oder einer größeren Anstrengung an. Da diese vermehrte Arbeit auf dem großen Grundstücke aber nicht mehr einbringt, wie gewöhnliche Arbeit, so ist es keine vortheilhafte Anwendung derselben. Die Arbeits-Masse, die 100 Grundstücke von 3 Tonnen Land zu einem gewissen niedrigen Ertrage bestellt, könnte wenigstens ohngefähr 4 bis 500 Tonnen Land zu dem nämlichen Ertrage, und zu größerer Einnahme für die Nation, bewirthschaften.

4. Hieraus geht hervor, daß wenn sowohl das große Grundstück, wie die kleineren, zur möglichsten Vollkommenheit bestellt werden, so daß die Produktion derselben von der nämlichen Größe ist, und zwar so groß, daß von beiden Seiten etwas zum National-Vermögen übergeht, der

Beitrag von den kleinen Grundstücken doch immer weit geringer seyn muß, weil er der Nation weit mehr kostet, und diese Beköstigung erst abgezogen werden muß. Diese Kosten rühren von der unverhältnißmäßigen Größe des jährlichen Betriebs-Kapitals her, unter welchen auch die Ausgaben zum Unterhalte der mehreren Menschen, oder des vergrößerten Verbrauchs der Produkte hinzuführen sind.

Die Vertheilung der Ländereien in kleine Grundstücke hat also folgende nähere Würkungen für die Nation:

1. Der Ackerbau eines Landes bedarf eines desto größeren Betriebs-Kapitals, je mehr kleine Grundstücke es enthält.

2. Die Produktion der kleinen Grundstücke kostet dem Staate mehr, als die der großen, und der Beitrag zum National-Vermögen von jenem ist weit geringer.

3. Da ein kleines Grundstück auch nur ein kleines Produkt trägt, ist jede zufällige Schmälerung dieses letzteren dem Wirthe, der stets des Ganzen bedarf, sehr gefährlich. Deshalb unterliegt der Besitzer kleiner Grundstücke bei eintreffendem Mißwachse oder sonstigen Unglücksfällen so leicht dem Mangel und der Armuth. Ein Landmann, der Landprodukte kaufen muß, ist der ärmste von allen Dürftigen, die noch arbeiten können; denn jeder andere Arbeiter kann seinen Arbeitslohn erhöhen, wenn die Lebensmittel steigen; der Landmann, dem diese fehlen, hat als Landmann nichts zu verhandeln. Er kann nur seine Arbeit als Tagelöhner für andere etwas theurer verkaufen, nie aber seinen Tagelohn so viel steigern, wie die Noth erfordert; weil der Tagelohn sich nicht in kurzer, sondern erst nach langer Zeit ins Gleichgewicht mit den Preisen der nothwendigen Lebensartikel setzt, mit andern Worten, er muß noch mehr für andere arbeiten, um leben zu können, und deshalb seine eigene Arbeit versäumen.

4. Klei-

4. Kleine Grundstücke vermehren die Volkszahl, nicht aber eine nützliche Volksmenge, es wäre denn, daß sie einen Ueberschuß an Produkten über ihren Verbrauch hervorbrächten, der Tauschwerth hat, und als solcher dem National-Vermögen zuträglich seyn könnte.

5. Dies kann durch hinreichende Arbeitskraft oder Kapital geschehen, es bestehe nun in würklichem Kapital, oder in Tauglichkeit, Gewandheit und Fleiß bei der Arbeit. Hierin hängt aber vieles vom National-Charakter ab.

6. Doch ist die Arbeitsamkeit stets von der Zeit beschränkt. Wenn die Kräfte des Wirths vom Alter geschwächt werden, bedarf er eines noch größeren Betriebs-Kapitals, um Arbeiter an seiner Statt zu halten. Auf allen Seiten gränzt ein kleines Grundstück an das Territorium des Armenwesens.

Der Schluß hievon wird denn, daß

die Bestellung kleiner Grundstücke im Verhältniß zu den großen, der Nation zu viel kostet;

daß der Besitz derselben für ihre Wirthe mißlich ist, so daß die daraus hervorgehende Volksmenge nicht immer heilsam, sondern sogar schädlich seyn kann;

daß die Besitzer dieser kleinen Wirthschaften sich selbst in keiner glücklichen oder sichereu Lage befinden.

Diese Gründe sind hinreichend, um zu beweisen, daß eine Regierung wenigstens nicht zur Vertheilung der Ländereien in kleine Grundstücke anspornen oder reizen darf.

In denjenigen Staaten, wo man durch positive Mitwürkung zur Zerstückelung der Ländereien in kleine Grundstücke beitragen wollte, oder doch wünschte, daß sie geschähe, sieht man den Nutzen derselben aus drei Gesichtspunkten an. Erstlich, daß sie die Volksmenge befördern. Wir

haben

haben aber schon gehört, daß Volksmenge an und für sich allein keine wünschenswerthe Sache sey. Für's zweite hat man geglaubt, daß die Nothwendigkeit, in der die Wirthe kleiner Grundstücke sich befinden, nämlich größtentheils, wo nicht ganz, von einem kleinen Flecke Landes zu leben, sie dahin bringen müsse, diesen Fleck bis zur höchsten Vollkommenheit zu cultiviren. Geschähe dieses, so wären kleine Grundstücke allerdings sehr vortheilhaft. In dieser Hoffnung wird man aber sehr häufig betrogen. Man kann zwar nicht läugnen, daß bei der Errichtung von kleinen Wirthschaften ödes Land häufig urbar gemacht wird, daß die Wirthe mit Anstrengung arbeiten; es liegt aber auch eben so klar am Tage, daß die Bestellung derselben im Ganzen kraftlos seyn muß, weil das Betriebs-Kapital ihnen fehlt, weil die Masse, auf die sie wirken, nur klein, und ein jedes sie betreffende Unglück deshalb groß ist. Man findet auch, daß es sich in allen Ländern gerade so verhält, wenn man nämlich den gehörigen Unterschied zwischen Klima, Boden und andern Umständen gehörig in Erwägung zieht. Denn ein Grundstück, was in Dännemark als klein angesehen wird, ist es nicht unter einem bessern Klima. Hier ist ein Grundstück von 5 Tonnen Land klein, eine Bauerfamilie kann nicht davon leben; in der Pfalz haben die meisten Bauern nicht mehr, und leben davon; in Brabant sind 5 Tonnen Land noch groß genug, um eine Familie ernähren zu können. Klima, Arbeitsamkeit und Thätigkeit sind aber auch kräftige Kapitale in der Pfalz und in Brabant, welche Dännemarks Landvolk nicht besitzt.

Endlich hat man auch das Zerstückeln der Ländereien in so kleine Theile begünstigt, daß die Inhaber derselben davon allein nicht leben können, in der Hoffnung, daß sie erstlich Handwerker abgeben sollten, (wozu aber dieses, kann man mit Recht fragen, da Handwerker auf dem Lande

gewöhn-

gewöhnlich schlechte Arbeiter und Pfuscher sind,) und demnächst als Tagelöhner dem Mangel an Händen auf den großen Grundstücken abhelfen könnten, um es auf diese Art möglich zu machen, solche zu bestellen, ohne eine übergroße Menge fester Leute zu halten. Diese Bestimmung ist unleugbar von großer Wichtigkeit. Und der Zweck wird doch einigermaßen erreicht, wenn auch nie völlig, wovon wir uns jetzt überzeugen werden, indem wir untersuchen, welches System für die Landarbeit das vorzüglichste sey.

Ein jedes Grundstück, es sey groß oder klein, bedarf fremder, oder solcher Arbeit, die nicht zur gewöhnlichen Arbeitskraft gerechnet werden kann. Ein kleines Grundstück behilft sich in dieser Rücksicht mit der größten Anstrengung der disponiblen Kräfte, die auch hinreichend ist, da die Menge der Arbeit bei einer kleinen Wirthschaft nur gering ist, und die in einzelnen Fällen eintretende Anhäufung der Arbeit, so wie z. B. in der Erntezeit, doch nur höchstens einige Tage währt. In großen Wirthschaften dagegen ist der Bedarf fremder Arbeit groß, weil viele ungewöhnliche Arbeit in einer gewissen Zeit verrichtet werden muß. Hiezu bedarf man Arbeiter außer den festen Dienstboten. Es muß sich eine hinreichende Menge Arbeiter in einem Lande befinden, um Verbesserungen ausführen zu können.

Diese Arbeiter sind entweder Besitzer von Häusern ohne, oder mit wenigen Ländereien, und beide entweder Pächter (Fästere) oder Eigenthümer.

Hausleute ohne Land oder Justen haben nichts, wovon sie leben können, als ihre Arbeit; sie müssen sich deshalb im Allgemeinen der Ordnung und Tauglichkeit befleißigen, um gesucht zu werden. Gewöhnlich bezahlen sie ihre Abgabe an den Eigenthümer des Hauses mit Arbeitstagen, erhalten dagegen Tagelohn für die übrigen Tage, oder auch Bezahlung

lung zufolge einer deshalb getroffenen Uebereinkunft. Ihre Wochentage sind Frohn; sie sind mehrentheils schlechte Arbeiter, zum Theil alt und gebrechlich. Ihre Verfassung gränzt nahe an Elend. Diese Art Hausleute bildet das arbeitende Landvolk in England. Wenn ihre Zahl im Verhältniß zur Arbeit, die sie erhalten können, auch nicht zu groß wäre, sind die Arbeitstage, die sie von der Frohn übrig behalten, doch selten hinreichend, um sie so zu ernähren, daß sie einen noch so geringen Grad von Wohlstand erreichen könnten. Sie sind dürftig, und enden häufig in großer Armuth.

Diese Klasse der Arbeiter darf daher keinesweges befördert werden.

Pacht-Hausleute mit Land sind allgemeiner hier im Lande, als sonst irgendwo, und die Lage derselben ist unleugbar sicherer, als die der Insten.

Ihre Verfassung ist folgende: So verrichten Frohn oder Wochentage für ihre Pacht, und arbeiten als Tagelöhner an den Tagen, die sie von ihrer eigenen Arbeit erübrigen, für denjenigen, der ihrer bedarf. Sie sind also Pächter, sie verrichten Frohn, schon zwei sehr unvortheilhafte Verhältnisse. Sie sind aber zugleich Tagelöhner, stehen also unter noch mehr Herren. Bei allen dem haben sie zugleich die Besorgung ihrer eigenen Arbeit, folglich beruht ihre Verfassung auf vier, unter einander zum Theil streitigen Verhältnissen. Bei dieser Klasse von Hausleuten hat sich also würklich eine unbestimmte Frohn eingeschlichen; die an den Grund-Eigenthümer ist bestimmt, die Abhängigkeit aber, in der ein solcher Käthner sich zu denjenigen, für die er arbeitet, befindet, ist es bei weitem nicht. Er bedarf des Bauern, um seinen Acker gepflügt zu bekommen, indem er selbst keine Pferde hat, oder wenigstens auf einem Grundstück von 3 Tonnen Land keine halten muß;

er

er kann den Wagen des Bauers nicht entbehren, wenn er ein Fuder Torf oder Heu nach Hause wünscht. Deswegen befindet er sich in der Gewalt des Bauers, und dieser mißbraucht nur zu häufig die Noth desselben.

Daß das Grundstück dieses Wirths, als Pächters und frohnverrichtenden Tagelöhners, nicht gut bestellt seyn kann, ist eine Selbstfolge. Er hat kein anderes Kapital, um den Acker zu bauen, als seine eigenen Hände, und diese muß er für andere gebrauchen.

Diese Klasse ist also auch nicht glücklich in ihrer Lage.

Die dritte Klasse, Eigenthums-Hausleute mit Land, sind diejenigen, zu denen man vorzüglich wünschen möchte, daß die Tagelöhner auf dem Lande hingehörten, indem ihre Besitzart ermunternd ist.

Diese Klasse der Landarbeiter müßte der Staat also vorzüglich begünstigen.

Hier, so wie bei allen Ansiedelungen, kömmt in Erwägung:

1. Ihre Anzahl müßte sich nach der Menge der Arbeit richten, weil sonst entweder Arbeiter fehlen, oder die Tagelöhner nicht leben können. Die Regulirung hievon ist einer Regierung unmöglich. Sie muß die Niederlassung derselben den Eigenthümern der großen Grundstücke überlassen.

2. Da kleine Grundstücke gewöhnlich auf eine, für das National-Vermögen unvortheilhafte Art gebauet werden, müssen diese Grundstücke der Hausleute so klein wie möglich seyn, um den Verlust zu vermindern.

3. Die Größe derselben kann aber nicht bestimmt werden, denn sie muß von dem auf den Boden anzuwen-

den-

denden Betriebs-Kapitale des Besitzers, von der Arbeitsamkeit und der Menge der Arbeit in der Gegend abhängen.

4. Der Zweck bei der Ansiedelung solcher Hausleute ist, eine Arbeitsklasse zuwege zu bringen. Um die Ungleichheit in der Einnahme von der Arbeit auszugleichen, und um der Familie die ersten Lebensbedürfnisse einigermaßen zu sichern, muß ihr ein kleines Grundstück zugetheilt werden. Die Absicht mit dieser Klasse ist also nicht, daß sie vorzüglich Ackerbauer seyn, und sich nur erst dann, wenn sie dadurch das Nothwendige nicht zuwege bringen kann, der Arbeit ergeben soll, sondern umgekehrt. Dies ist der Grundsatz für die mit Land versehene Klasse der Landarbeiter, von der man gewöhnlich gerade das Entgegengesetzte annimmt.

5. Da ihre Tagelöhnerarbeit und nicht das Bauen ihrer kleinen Aecker die Hauptsache seyn muß, sieht man ein, wie unpassend es ist, in den Tag hinein überall Hausleute mit Grundstücken von derselben Größe anzusetzen.

Sie müssen nirgends angesetzt werden, als wo sie Arbeit erhalten können, denn sonst leben sie in Armuth, da sie sich nicht von ihrem Acker ernähren, und weiter nichts verdienen können.

Wo sie nur wenig Arbeit bekommen können, müssen sie sich mehr auf ihren Acker verlassen; dieser muß folglich im Verhältniß zu der geringeren Arbeit größer werden. So wie diese abnimmt, müssen die Grundstücke stets vergrößert werden, und wenn gar keine Arbeit zu haben ist, müssen die Grundstücke so groß seyn, daß Hausleute mit ihrer Familie davon allein leben können.

Diese Sätze sind sonnenklar, und werden doch nicht beachtet. Ueberall werden Hausleute mit 3 Tonnen Land

angesetzt, ohne daß man auch nur im geringsten darüber nachdächte, wie schädlich sie oft sind, und wie häufig sie unglücklich werden.

Man stellt sich vielleicht kaum vor, wie zerstückt das Land ist. Wir wollen deshalb Anleitung geben, dieses beurtheilen zu können.

Die Harden Tudse, Meerlöse, Aarts und Skippinge in Seeland (zum Amte Holbeck gehörig) haben 16696 Tonnen Hartkorn und ein Areal von 195780 Tonnen Land.

Der Matrikuls Nummern sind 5784

davon

unter 2 Tonnen Hartkorn . . 217 Nr.
unter 1 T. Hk. bis zu 1 Schff. Hk. 2615 "
und unter 1 Scheffel Hartkorn 975 "

3807

Der Nummern über 2 Tonnen Hartkorn also 1977

Eine Tonne Hartkorn kann im Durchschnitt hier zu 76,000 □Ellen angenommen werden, welche 5$\frac{4}{7}$ Tonnen Land geben. Von 5784 Nummern haben 3590 also nur höchstens 5$\frac{4}{7}$ Tonnen Land und 975 nur 9600 □Ellen jede [22]).

Man darf behaupten, daß dies schlechte Verhältniß in Dännemark allgemein Statt finde.

Es läßt sich nicht leugnen, daß es einer Regierung schwierig werden möge, die rechte Vertheilung dieser Arbeitsklasse zu treffen. Eben aber, weil es schwierig, ja unmög-

[22]) Hier scheint sich ein Rechnungsfehler eingeschlichen zu haben; denn zufolge der obenangeführten Summen von Hartkorn und Areal müßten wohl mehr als 5$\frac{4}{7}$ T. Land für 1 T. Hartkorn heraus kommen. Bruun rechnet auch 8 und 8$\frac{1}{2}$ T. Land pr. 1 T. Hk. für diese Harden. Uebrigens hält die dänische Tonne Land bekanntlich 14000 □Ellen.

unmöglich ist, muß sie hierin ganz und gar nichts vornehmen. Wenn der Ackerbau erst von den Ketten, die denselben drücken, befreiet ist, wird er die übrigen Beschwerden bald selbst abzuändern wissen. Die großen Wirthschaften werden Hausleute ansiedeln, wo es nothwendig ist, und die Grundstücke werden von selbst so groß oder so klein werden, wie sie es den localen oder temporairen Umständen zufolge seyn müssen.

Es ist eine sonderbare Idee, die Größe der Grundstücke bestimmen zu wollen. Ein Grundstück ist nicht schädlich oder nützlich, weil es groß oder klein ist, sondern weil es ohne Kraft und hinreichendes Kapital gebauet wird. Ob dieses vorhanden, kann niemand besser wissen, als eben derjenige, der sich ein Grundstück anschaffen will und kann. Da man nun vermuthen darf, daß er selbst einsehen werde, ob es zu seinem eigenen Vortheile oder der Beförderung der Cultur seines Ackers dienlich sey, wenn er ein Stück desselben veräußert, weil das Ganze für sein Betriebs-Kapital zu groß, oder denselben mit einem Stücke vergrößert, weil er im Verhältniß zu seinem Betriebs-Kapitale zu klein war, thut der Staat am besten, ihn ungestört seinen eigenen Vortheil erwägen zu lassen, und ihm keine Hindernisse in den Weg zu legen. Also muß die Zerstückelung der Ländereien in große und kleine Parcelen einem jeden erlaubt seyn, so wie es auf der anderen Seite auch wiederum einem jeden frei stehen muß, sein Grundstück beliebig zu vergrößern. Die Grundstücke nehmen in einem jedem Lande von selbst eine gewisse Größe an, als z. B. 1 Pflug oder 2 Pflüge, mit anderen Worten, sie nehmen eine gewisse ökonomische Größe an.

Das erste räumt man gutwillig ein; das zweite wird dagegen als schädlich angesehen, und ist bei uns gewissermaaßen verboten, wenigstens wird in gewissen Fällen verboten,

Haus-

Hausmanns-Familien anzusiedeln. Das ist eigentlich Familien zu etabliren, von denen man im Voraus weiß, daß sie sich nicht ernähren können.

Die Freiheit, Ländereien in große oder kleine Grundstücke zertheilen oder sammeln zu dürfen, ist der erste Schritt zu einer guten Verfassung des arbeitenden Landvolks, und somit zu einem verbesserten Ackerbau. So wie diese Klasse jetzt beschaffen, da sie aus Hausleuten ohne Land, oder überall mit 3 bis 4 Tonnen Land besteht, ist sie in den meisten Gegenden unzulässig, indem ihr die Hauptbedingung, nämlich die Möglichkeit, sich selbst mit den Mitteln zu ihrer Ernährung ins Gleichgewicht zu setzen, abgeht. Aus der Verfassung dieser Klasse gehen andere Hindernisse für den Ackerbau, die Verbesserung und Erweiterung desselben hervor, welche sogar andere Hindernisse, als wie Frohnen, bleibend machen; denn die Abstellung derselben kann ohne eine hinreichende Menge Arbeiter, die nicht immer gleich vorhanden sind, wenn es nöthig thut, nicht geschehen.

Das letzte Hinderniß für das Aufkommen des Ackerbaues, welches wir jetzt betrachten wollen, ist Mangel an einer tüchtigen Landpolicey.

Die Arbeit eines Landmanns ist ein fortwährender Streit gegen die Natur; sie würkt ihm auf mancherlei Art entgegen. Soll er dieselbe überwinden können, muß er versichert seyn, daß die anzuwendenden Mittel ihre volle Würkung thun werden. Dieß läßt sich nicht erwarten, sobald Unordnung oder Widerstreben von außen sich als Hindernisse darstellen. Kann ein Landmann nicht auf seine Dienstboten, auf seinen Accord mit dem Tagelöhner, auf Feldfrieden bauen, muß der Muth ihm sinken. Hierin kann die Regierung ihm aber mit einer würksamen Landpoli-

policey beistehen, die ohne Aufschub und verderbliche Formalitäten richtet. Wie es seyn sollte, ist leicht zu erfahren; wie es einzurichten, lehrt das bürgerliche Justizwesen. Hier bemerken wir nur, daß man derselben in Dännemark höchlich bedarf.

Andere Hindernisse, als schlechtes Ackersystem, Mangel an inländischem Verkehr, Wege, Kanäle und ordentliche Kaufleute in den Städten, wollen wir hier ganz übergehen.

Würksame Mittel zum Emporkommen des Ackerbaues in Dännemark.

Bei der Uebersicht der Hindernisse, die den Ackerbau in Dännemark hemmen, kann es dem Aufmerksamen nicht entgangen seyn, daß dieser Nahrungszweig, wie sehr er auch von inländischen, staatsökonomischen Hemmungsursachen zurückgehalten wird, doch in sich selbst Kraft genug besitzt, um einigermaßen durchzubrechen, und sich selbst zu heben. Unser Vaterland beweist dieses. Vor 6 bis 700 Jahren hatte das Land kein Korn zur Ausfuhr. Die Hansestädte begannen Korn hier zu kaufen, und nun ward mehr und mehr producirt, bis in unseren Tagen, da wir eine Million Tonnen vom inländischen Gebrauche übrig behalten, obgleich hier jetzt gewiß 500,000 Menschen mehr versorgt werden, als vor 700 Jahren. Und man denke nur daran, unter welchen Umständen, und unter welchen staatsökonomischen Verhältnissen der Ackerbau bis zu diesem bedeutenden Resultate hinanstrebte. Man erinnere sich der Verfassung des Dänischen Bauern, wie sie noch vor wenigen Decennien war. Die unbeschränkte Gewalt des Adels über das Leben seiner Bauern, die Leibeigenschaft mit dem hölzernen Pferde, dem Kerker und der Peitsche des Frohnvoigts

voigts, nebst der willkührlichsten Frohn, der Abgabe des Zehenten in natura, der Gemeinschaft, in wenigen Worten, mit beinahe allen möglichen Hindernissen.

Was war es für eine geheim würkende Kraft, darf man wohl fragen, die solchergestalt alle Hindernisse überwand, und einen, wenn auch nicht glänzenden, doch fortschreitenden verbesserten Zustand schuf? Absatz, — dieselbe Kraft, der aller Werth seine Entstehung verdankt — das stete Streben der Industrie, den Erwerb ins Verhältniß mit dem Verbrauche zu setzen. Hierin liegt das wahre Geheimniß, und hierin liegt zugleich die Erklärung des Phänomens, welches so manche nicht begreifen können, nämlich, warum der Ackerbau, obschon er überall vorwärts schreitet, doch nur mit so langsamen Schritten vorwärts kömmt. Eben weil er überall vorwärts geht, kann er nur langsam empor kommen. Denn wozu sollte ein bis ins Ungeheure vermehrtes Produkt des Ackerbaues angewandt werden? Um die wachsende Volksmenge zu versehen? Dazu gehört äußerst wenig. Um die Menschen der verschiedenen Nationen reichlicher und mit besseren Lebensmitteln zu versehen? Dies geschieht wenigstens nicht in der jetzigen kultivirten Welt, da die Fleischspeise, welche doch, besonders in den kälteren Klimaten, stets als der vorzüglichste Bestandtheil der menschlichen Nahrung angesehen werden muß, wegen der immer höheren Preise mehr und mehr eingeschränkt wird, mit anderen Worten, der Viehstapel kömmt dem Landmanne im Verhältniß zum Kornbau, immer theurer zu stehen. Dies ist eine Folge von den Fortschritten des Ackerbaues. In wenig angebauten Ländern hat das Vieh nur einen geringen Werth. In einigen Gegenden von Rußland werden viele tausend Ochsen geschlachtet, von denen man bloß den Talg und die Haut nimmt, den übrigen Körper aber liegen läßt. So wie der Ackerbau

sich

sich ausbreitet, muß das zu haltende Vieh sich auf die unangebaueten Felder beschränken (Wiesen und Triften ausgenommen), und der Boden, das Produkt des Bodens, welchen das Vieh verbraucht, oder den es anderweitig zu benutzen verhindert, wird der Maaßstab für den Werth desselben. Da nun ein bestimmtes Grundstück, z. B. eine Tonne Land immer im Stande ist, ein weit größeres Quantum vegetabilischer als animalischer Nahrung hervorzubringen, so muß die Folge davon seyn, daß die Landleute darnach streben, ein gleichmäßiges Verhältniß zwischen diesen beiden Produktionen zuwege zu bringen, das will sagen, die Fleischpreise müssen steigen. Für den jetzigen Augenblick stehen Fleisch und andere Fettwaaren in einem so niedrigen Preise gegen Korn, daß der Viehstapel dem Landmanne ein reiner Verlust wird, oder mit anderen Worten, der Dünger ist der einzige Grund des Viehhaltens, und diesen bezahlt er theuer genug durch den Verlust. Deshalb findet, wie wir behauptet haben, dasjenige, was man von einem vergrößerten Produkte des Ackerbaues erwarten und fordern will, nämlich daß die Menschen besser leben könnten, in der würklichen Welt nicht Statt. Ja, daß diese Forderung sogar gegen die Ordnung der Dinge streiten muß, ersieht man noch deutlicher aus dem gutgemeinten Eifer, mit dem man bei einer jeden Gelegenheit den gemeinen Mann davon abzugewöhnen sucht, daß er die besseren Produkte des Ackerbaues selbst verbrauche, und ihn zu überzeugen strebt, daß er sich mit ganz anderen Dingen, als z. B. mit Pferdefleisch oder Knochen, die zufolge der wissenschaftlichen Theorie alles andere an Wohlgeschmack und Nahrungskräften übertreffen sollen, behelfen kann und muß. Ja was ist der Genuß der Kartoffeln, als Hauptbestandtheil der menschlichen Nahrung anders, als ein offenbares Geständniß davon, daß der Ackerbau die Forderung, dem Menschen bessere Nahrungsmittel zu verschaffen, nicht erfüllt. Ich

will mich in keinen Streit darüber einlassen, ob Kartoffeln gesund sind oder nicht, ich darf mir aber allgemeinen Beifall versprechen, wenn ich Kartoffeln, als Nahrung für Menschen, weit unter Weizenbrod, Roggenbrod, Erbsen und Fleischspeise setze. Ich darf aber fragen, ob es unseren staatsökonomischen Plänen Ehre macht, daß die Menschen nach und nach zu Wurzeln, Pferdefleisch und Knochen zurückkehren, nachdem sie Jahrhunderte hindurch gestrebt haben, sich durch die Kunst des Ackerbaues in den Besitz guter Nahrungsmittel zu setzen, und jetzt, gerade wegen der Fortschritte des Ackerbaues auf schlechtere und kümmerlichere Kost gesetzt werden. Dies deutet offenbar eine Inconsequenz, einen Widerspruch an, dessen Grund man wahrlich kennen muß. Wachsen und vermehren sich alle Mittel zu einem bessern Lebensgenuß ohne Unterbrechung, und wird die Mehrzahl der Menschen diesem besseren Genusse mehr und mehr entzogen, so muß der Grund hievon nothwendig in denjenigen staatsökonomischen Plänen liegen, nach welchen die Staaten jetzt verwaltet werden; denn in der Sache selbst liegt er keinesweges. Dieses näher zu untersuchen, würde uns von unserem eigentlichen Ziele abführen, welches ist, zu bemerken: daß die große Verbesserung des Ackerbaues nicht immer zur nächsten Folge habe, die Klasse der Ackerbauer in eine glücklichere Lage zu versetzen, und daß es eben diese so oft fehlgeschlagene Hoffnung ist, welche derselben einen heimlichen Unwillen oder eine Unlust gegen jede Verbesserung in der Kultur beibringt.

Weiter, sagt man, soll ein größeres Ackerbau-Produkt zuwege gebracht werden, weil die Nation eines Ueberschusses zum Handel mit dem Auslande bedarf. Dieses hat seine Richtigkeit, indem es für eine Nation vortheilhaft ist, so viel wie möglich abzusetzen. Obgleich man nun dies

mög-

mögliche Produkt in Zahlen ausgedrückt hier nicht angeben kann, fällt es doch bei näherer Betrachtung in die Augen, daß der auswärtige Absatz an Korn und Fettwaren, eben so wie der Absatz einer jeden anderen Waare, eine endliche Gränze hat, und die Erfahrung zeigt, daß manche Nationen diese Gränze in Rücksicht vieler Waaren entweder schon erreicht haben, oder derselben doch sehr nahe sind, und daß dieses auf Dännemark mit Rücksicht auf Korn wohl Anwendung finden möchte. Wir haben dieser wichtigen Sache, welche die bis jetzt unbemerkt gebliebene Aufklärung über die wahre Ursache von der Hemmung des Ackerbaues enthält, früher erwähnt. Absatz ist dasjenige, was die Produktion bestimmt. Der einheimische Verbrauch ist hier bei uns einigermaaßen bestimmt, und die Landleute haben für denselben gesorgt. Der auswärtige Absatz ist durch den Gang des Handels einigermaaßen geordnet, also mit Rücksicht auf Quantität auch ziemlich bestimmt. Mehr als ein Land zum in: und ausländischen Verbrauche bedarf, darf ja nicht producirt werden, und steigt der Absatz nicht, bleibt er auf einem gewissen Punkte stehen, so bleibt der Ackerbau, wie bezaubert, an den nämlichen Fleck gebunden, in dem der befriedigte Absatz zu würken aufhörte. So geht es mit allen möglichen Waaren, und noch weit bestimmter mit Kornwaare, als mit vielen anderen Sachen, die zu den sogenannten Luxus:Artikeln gezählt werden können. Der Verbrauch der Kornwaare ist bestimmt, der der letztern aber gar nicht. Man kann sich ein jedes Bauermädchen hier im Lande in Seide und Brüsseler Spitzen, jeden Bauerjungen in Vigogne gekleidet und mit einer goldenen Repetiruhr in der Tasche denken; es ist aber unmöglich, daß ein Mensch anstatt 10 Centner jährlich 20, 30 oder 40 Centner Speise und Trank zu sich nehmen kann. Ich gebrauche eine Uhr, kann aber zehn haben, wenn ich will; ich bedarf nur 3 bis 4 Tonnen Korn jährlich, und

kaufe

kaufe deswegen nicht 4, 8 oder 16 Tonnen mehr, wenn ich sie auch noch so wohlfeil erstehen könnte. Für die ersten 4 bezahle ich jeden Preis, er sey noch so hoch; für die letzten würde ich nicht einmal den niedrigsten Preis geben.

Absatz ist also der immerwährende Regulator der Produktion. Nur in so fern der Staat auf diesen würken kann, ist er im Stande, zum Emporkommen des Ackerbaues beizutragen, und eben, weil der Absatz despotisch würkt, sind alle directe Einwürkungen ohne Nutzen. Gerade deshalb, weil der Absatz zu unseren Zeiten einigermaaßen geordnet ist, befindet sich der Ackerbau überall in einem steigenden Zustande, weil die Zahl der Menschen sich vergrößert; überall aber geschieht dieses Zunehmen langsam. Keine Nation darf sich darüber wundern. Die Frage, warum der Ackerbau sich bei uns auf einer so niedrigen Stufe befindet, ist im Grunde eine Frage, welche sich die meisten Nationen machen können, ja es ist im Grunde dieselbe Frage, welche diejenigen Länder, in welchen der Ackerbau sich in dem blühendsten Zustande befindet, sich selbst aufwerfen können. England kann fragen, warum die dortige Kultur nicht so vollkommen sey, wie die belgische, und in Belgien könnte man fragen, warum die Kultur bei all ihrer Höhe doch nicht zum Ackerbau als Gartenwesen übergegangen sey. Diese Nationen thun die nämliche Frage, wie wir; nur müssen wir uns darüber beklagen, daß wir zurückblieben, und den günstigen Zeitpunkt versäumten.

Daß Dännemark nicht das doppelte oder dreifache, England nicht das doppelte Produkt des Ackerbaues, Belgien nicht die Hälfte mehr hervorbringen, findet nicht Statt, weil England, Belgien wohl nöthig haben könnten, ein größeres Quantum zu verkaufen, sondern weil die Welt dieses größeren Quantums nicht bedarf, und deshalb auch

nicht

nicht kaufen will. Freilich befindet sich in allen Ländern eine Menge Menschen, die jährlich Korn nöthig haben; aber es sind Arme, die nicht bezahlen können, und für solche sorgt der Producent nicht, weil bei ihm die allgemeine Regel gilt: Ohne Käufer keinen Verkäufer, ohne Erstattung keine Produktion.

Alles, was Dännemark und alle Ackerbau treibende Länder jetzt vom Flor des Ackerbaues zu hoffen haben, beschränkt sich auf die Aussicht, daß eine dem Lande nützliche Volksmenge, deren Arbeit sich bezahlt, hervorgehe, und mehr Produkte des Ackerbaues verlange. Demnächst, daß man sich von zufälligen Conjunkturen benutze, um wo möglich einige Veränderung in die jetzige Ordnung des Kornhandels zu bewürken, um nach und nach einen größeren Antheil an der Verproviantirung der Länder, die Korn kaufen müssen, zu erlangen.

Hiezu kann die Regierung aber unmittelbar nichts beitragen. Hier beruhet alles auf die Mitwürkung der Kaufleute, und hier kann und darf niemand reguliren, als sie selbst. Finden sie eine Speculation für eine bis jetzt nicht absetzbare Korn-Quantität offen, muß man ihnen überlassen, es nach ihrer Ueberzeugung bestmöglichst zu besorgen, und dieses verstehen sie stets besser, wie ein Ministerium. Von ihnen können wir Anleitung zu einem größeren Produkte von unserem Ackerbaue, und zugleich einer besseren Produktion erwarten. Und wenn sie freie Hände haben, werden sie den Landmann vorwärts helfen. Bevor dieses aber erreicht werden kann, muß die Korn-Policey so eingerichtet seyn, daß vernünftige Leute sich mit dem Kornhandel abgeben können, — einem Handel, der zufolge seiner Natur überall einer der allermißlichsten ist. Unbeschränkte Freiheit und unerschütterliche Festigkeit im Kornhandel ist die erste und unabweichbare Bedingung

für

für Kaufleute, die sich auf einen bedeutenden Kornhandel einlassen sollen, und da die Würksamkeit der Kaufleute für diesen Handel die erste Quelle zum Flor des Ackerbaues ist, so sind ohne vollkommene Kornhandels-Freiheit keine Fortschritte im Ackerbaue zu erwarten.

Damit der Handel nun auch mit voller Kraft auf den Ackerbau würken könne, müssen die Ackerbautreibenden auch in diejenige bürgerliche Lage und in ein solches Verhältniß zu ihrem Gewerbe gesetzt werden, daß sie ihn so weit treiben können, wie die Umstände erlauben. Hier tritt die zweite Klasse von den Bestrebungen der Regierung für diesen Nahrungszweig hervor, welche darin besteht, alle Hindernisse, die staatsökonomische Einrichtungen bisher aufgestellt haben, aus dem Wege zu räumen. Wir haben früher die wichtigsten genannt, hier rechnen wir sie aber nochmals auf, um sie mit einemmale übersehen zu können, und geben die Punkte an, welche die Regierung vorzüglich vor Augen haben muß.

1. Völliges Eigenthum, doch auch in Verbindung mit Frohnen.

2. Im anderen Falle freie Verpachtungen anstatt Pachtung (Fäste).

3. Abstellung der Frohnen.

4. Abstellung der Entrichtung des Zehenten in natura. Mit diesen beiden Punkten wird eine ansehnliche Arbeitskraft erübrigt. In Dännemark geht durch Frohnen und Zehenten jetzt eine Arbeit = den Fuhren von 2,500,000 Meilen, verloren.

5. Abschaffung aller Fuhren und Natural-Prästationen.

6. Errichtung einer Landpolicey, vorzüglich des Feldfriedens halber.

7. Sorg-

7. Sorgfalt dafür, daß die Volksmenge sich nicht auf zu kleine Grundstücke anhäufe, weil der disponible Ueberschuß dadurch verloren geht.

8. Den Mangel an Kapital betreffend, da finden sich wohl Kapitale zu einem Nahrungszweige, der sich bezahlt. Sonst kann die Regierung auch etwas zu einem größeren Kapitale im Landbau beitragen, indem sie den Landleuten Gewißheit für den Werth ihres Eigenthums durch Festigkeit im eigentlichen Steuerwesen giebt, und besonders dadurch, daß sie nicht durch Monopole und Privilegien andere Gewerbe begünstigt, welche die Kapitale des Landes von der Kultur des Bodens abziehen.

9. Vermehrte und kräftigere Mitwürkung des Handelsstandes zum vergrößerten Absatz und zu reinerer und besserer Kornwaare. In diesem Punkte muß man gestehen, hat die Leichtigkeit des Kornabsatzes nach Norwegen eine Nachlässigkeit bei unseren Landleuten erhalten, die alle Vorstellung übersteigt. Man befürchtete, daß die Scheidung Norwegens ein bedeutendes Hinderniß in diesem wichtigen Absatz bewürken würde. Hiebei muß aber bemerkt werden:

Daß Norwegen von keinem anderen Orte und schneller die benöthigte Kornwaare erhalten kann, als von Dännemark. Außerdem liegt Dännemark bequem für jeden auswärtigen Absatz; denn wenn es erst einmal in Gang kömmt, so kann von den Ausschiffungsorten Dännemarks sowohl im Herbste, als den ganzen Winter hindurch und im Frühjahre, wenn die Schifffahrt in der Ostsee noch weder rathsam noch thunlich ist, Kornwaare nach dem ganzen westlichen und südlichen Europa versandt werden. Alles kömmt nur darauf an, gute, reine und trockene Waare zum Versenden zu haben; dazu muß der Handel aber reizen.

10. Da

10. Da Dännemark ein Kornland ist, so ist das erste, was hier geschehen muß, das Land tüchtig zu cultiviren. Ich räume gern ein, daß eine bessere Art des Ackerbaues gewünscht werden könnte, behaupte aber, daß man in diesem Punkte unseren Ackerbau-Schriftstellern nicht zu sehr auf's Wort glauben müsse. Es ist leicht, mit Theorien und Kunstwörtern um sich zu schlagen, leicht, auf die nachlässigen, dem Schlendrian ergebenen Landleute zu schmälen, und ihnen auf dem Papiere eine Menge Rechnungen vorzumachen, um zu zeigen, was ein besseres Ackerbau-System einbringen könnte, und wie schlecht ihre Verfahrungsart im Vergleich mit derjenigen ist, welche man ihnen, zufolge einseitiger Speculationen, aufdringen will. Alles dies ist leicht, sage ich; es gehört aber ein allgemeiner Ueberblick und tiefere Einsicht in die Sache dazu, als die meisten Bessermacher im Landwesen träumen, um das besondere zum allgemeinen Nutzen tauglich zu machen. Und ich glaube keinesweges, daß es die Landwirthschafts-Schriftsteller sind, welche in irgend einem Lande eine etwas weit um sich greifende Verbesserung bewerkstelligt haben, und daß sie es eben so wenig hier vermögen. Allgemeine Verbesserungen im Ackerbau, denn über andere und kleine einzelne kann keine Frage seyn, sind selten eine Folge von anderen Ursachen, als von staatsökonomischen. Wo diese vermißt werden, richten die Verfasser mit all ihrem Schreiben nichts aus. Kein Verfasser überredet einen Landmann, jährlich 5 Tonnen mehr zu ernten; jeder Kaufmann aber, der sie bestellt, und sich verbindet, sie für immer anzunehmen, richtet es ohne Zweifel aus.

Hat dieses seine Richtigkeit, worüber ich nicht die Meinungen unserer jetzt lebenden ökonomischen Verfasser, sondern richtig beurtheilte Erfahrungen aller getreidebauenden Völker befrage, so ist es von Gesetzen, und nicht von

Bü-

Büchern, woher unser Vaterland einen bedeutenden Stoß zum Besseren erwarten muß. Und es kann alsdann nicht zweifelhaft seyn, womit der Anfang gemacht werden müsse, ob einzelne Landleute mit dem Buche in der Hand vorwärts gehen, oder ob das Ganze nach einem allgemeinen großen Plane zum Ziele streben soll.

Zwei Arten sind nur möglich. Der Ackerbau kann sowohl intensiv als extensiv getrieben werden. So wahr es ist, daß der einzelne Landmann seine Wirthschaft am besten durch intensive Kultur bestellt, so gewiß ist es auch, daß einem Lande, wie Dännemark, im Ganzen am besten mit der extensiven Kultur gedient sey. Diese extensive Kultur setzt eine Würksamkeit auf allen Arten des Bodens, der Sonne und dem Winde so verschieden ausgesetzt, wie möglich, voraus, sie umfaßt alsdann jeden kulturfähigen Fleck des Landes, und giebt Anleitung zur gebührenden Vertheilung der Volksmenge, zur Sicherheit der hinreichenden Einnahme vom Ackerbau in jedem Jahre. Diese Vortheile sind von Wichtigkeit, und übersteigen bei weitem dasjenige, was man von einzelnen vorzüglich cultivirten Gegenden erwarten dürfte. Deshalb halte ich die Urbarmachung unserer manchen unangebaueten Strecken überaus wichtig für Dännemark, und sehe dieses als das Ziel an, nach dem wir vor allem streben müßten. Auf diese Art haben wir ohngefähr 100 Quadratmeilen urbar zu machen, und wenn wir damit fertig sind, ist es für unseren Ackerbau, als Staatsmittel betrachtet, erst Zeit, sich der intensiven Kultur zu befleißigen.

Ich darf hier natürlicher Weise keine Projecte machen, und enthalte mich deshalb der Angabe irgend eines Plans zu diesem großen Ziele, da es mir genug ist, es als das wichtigste angegeben zu haben. Doch kann ich die Mei-

nung nicht verbergen, daß eine solche Urbarmachung von ödem Boden einige staatsökonomische Veranstaltungen zur Erleichterung und Sicherstellung erfordere, so wie, daß sie vielleicht am besten von einer Gesellschaft, die in Actien eingetheilt und übrigens richtig organisirt wäre, bewerkstelligt werden könnte. Ich füge noch hinzu, daß viele Strecken Heide und Moor in England auf diese Art in cultivirten Zustand gekommen sind, und daß es in Irland, zu unserer Zeit dasjenige Land in Europa, wo solche Urbarmachungen vorzüglich geschehen, noch täglich Statt findet.

Andere Natur-Produkte.

Wir haben schon früher gesehen, welche diese sind, und wir haben versucht, die wahrscheinliche Menge derselben anzugeben. Und eben wie wir uns genöthigt sahen, zu gestehen, daß sie meistens nur mäßig, und unserer Kornwaare ganz ähnlich sind, so können wir auch im Allgemeinen kein vortheilhafteres Urtheil über sie fällen. Wie schlecht ist nicht der fyensche Hopfen und die Baumfrucht dieser Provinz. Und die wenigen Fettwaaren, welche Dännemark verschickt, wie sind die? Ohne nähere Beispiele anzugeben, an denen es nicht gebrechen würde, erwähne ich nur der Beschaffenheit des eingepöckelten Fleisches, das im Amerikanischen Kriege in so großer Menge von den, für Französische Rechnung in Randers angelegten Schlächtereien ausging. Die Behandlung war von der Art, daß dieser Export bald allen Credit verlor; und konnte es wohl anders seyn, wenn man bei Eröffnung der Fässer in Frankreich oder Amerika alle Knochen, ganze Köpfe, gar mit den Hörnern daran, vorfand. Und nun

unsere

unsere Dänische Butter, wie ist die beschaffen? Die Beantwortung dieser Frage will ich denjenigen überlassen, die im Auslande von derselben gekauft haben. Die nämliche Klage kann man mit Fug und Recht über manche Natur-Produkte führen, welche Dännemark im Auslande absetzt, und dies führt wieder auf den früher geäußerten Wunsch: daß unsere Kaufmannschaft etwas genauer auf die Beschaffenheit der Waaren sehen wolle, welche sie von unseren Natural-Producenten empfängt. Vielleicht daß der Anfang, den die Kaufleute in einer der wichtigsten Handelsstädte des Reichs, in Aalborg, gemacht haben, ein wichtiger Schritt zum Bessern ist, welcher nie von größerer Bedeutung werden könnte, als eben jetzt, da Norwegen nach seiner Scheidung von Dännemark gern, wenn es nur könnte, dies Land ganz entbehren möchte.

Von den übrigen Natur-Produkten Dännemarks ist nächst dem Korn, dem Lande noch keins so wichtig, wie der Fisch. Wie schlecht die Fischereien auch von Dännemark betrieben werden, ist doch gewiß, daß die Produkte derselben noch bedeutende Nahrungsquellen für die Nation abgeben. Wohl sind die fischreichen Zeiten vorüber, da alle Dänische Gewässer, besonders der Sund, so reich an Fischen waren, daß man, wie Saxo berichtet, vor lauter Häringen kaum von Seeland nach Schonen hinüber rudern konnte. Obgleich nun dieser Ueberfluß des dreizehnten und 14ten Jahrhunderts sich verloren hat, ist doch noch vieles von der vorigen Herrlichkeit übrig geblieben, und die Fischerei ist noch am heutigen Tage ein beträchtlicher Gegenstand für Dännemark, weit größer, als es vielleicht beim ersten Anblick scheint. Ich will nicht der unbestimmbaren Menge von Häring, Aal, Flynder und anderen Fischen erwähnen, die täglich an unseren Küsten gefangen wird, sondern bloß an die nach so vielen Jahrhunderten

noch

noch stets höchstbedeutende Häringsfischerei im Liimfiord erinnern, und einen Begriff davon zu geben versuchen.

Im Jahre 1816 wurde die Ausfuhr an Häring von der Aalborger Zollstätte (das will sagen, eigentlich von Nibe), zu 60,500 Tonnen angegeben. Man braucht den nibeschen Härings-Handel nur oberflächlich zu kennen, um mit aller Gewißheit behaupten zu können, daß nicht die Hälfte der bei diesem Fischer-Orte gewonnenen Häringe daselbst eingepöckelt und ausgeführt wird. Mehr als die Hälfte wird frisch an die Landleute verkauft, die sich, selbst aus einer Entfernung von 10 Meilen, täglich dort einfinden, um frischen Häring zu erhalten, den sie zu Hause zum eigenen Verbrauch einsalzen. Und wenn man nun etwas von den Fischereien an anderen Orten im Lande, in den Belten und im Sunde, und an so vielen anderen Plätzen auf den Dänischen Küsten gesehen hat, hat man Mühe zu glauben, daß die Härings-Fischerei bei Nibe die Hälfte des Härings abwirft, der annoch in Dännemark gefangen wird, obgleich Nibe wohl den wichtigsten Ausfuhrort dieser Waare abgiebt.

So überaus wichtig ist also das Natur-Produkt, der Fisch, in Dännemark, nicht bloß als Ausfuhr-Artikel, sondern auch als Nahrungsmittel für die Nation. Man dürfte deshalb wünschen, daß dieser höchst bedeutende Zweig der Einnahme alle mögliche Unterstützung finden möchte. Außerdem haben einige jütländische Entrepreneure angefangen, sich in den Besitz der Kabliau-Fischerei in der Nordsee zu setzen; es ist aber noch vieles zu thun übrig. Die Härings-Fischerei im Liimfiord hat sich in der letzten Zeit beträchtlich gehoben, und die Waare von daher ist im Auslande zum Theil stärker gesucht worden, als norwegische und schwedische. Das Fischerei-Institut in Altona hält sich auch fortwährend. Es würkt jetzt mit ohngefähr

30 Schif-

30 Schiffen, und liefert treffliche Waare. Von diesem Institute ist auch ein Versuch angestellt, den Liimfiordschen Häring auf flämische Art zu bereiten, doch ohne Erfolg, indem befunden ward, daß der Häring des Liimfiords, eben so wie der der schwedischen Küste bei Gothenburg und Marstrand, bei weitem nicht von der Güte ist, wie der Häring, welcher unter Hetland gefangen wird, und sich folglich nicht zur flämischen Behandlung eignet.

Die Versuche wurden im Jahre 1781 zufolge Veranstaltung der Ober-Steuer-Direction, und 1811 zufolge Verfügung des Finanz-Kollegiums vorgenommen.

Die Fischerei des Liimfiords ist deshalb eine äußerst bedeutende Natural-Produktion für Dännemark, und man kann nicht genug die größte Vorsicht empfehlen, bevor man sich der Möglichkeit aussetzt, sie ganz zu verlieren, welches vielleicht geschehen würde, im Fall der in Jütland jetzt so allgemeine Wunsch, den Liimfiord mit der Nordsee mittelst Durchschneidung der schmalen Landenge im Kirchspiele Agger, in Verbindung zu setzen, Beifall fände.

Vier-

Vierte Abtheilung.

Von der Kunst-Produktion.

Derjenige Theil der Industrie, welcher zum Zwecke hat, einer Sache einen höheren Grad der Nutzbarkeit mitzutheilen, indem die Eigenschaften derselben verändert werden, nennen wir Kunst-Produktion.

Wir haben schon die Behauptung aufgestellt, daß die ganze Sammlung aller Arbeiten, die eine Sache produciren, formen und von einem Orte zum anderen versetzen, nur eine einzige Reihe der Würksamkeit sey, die nur einem einzigen Princip untergeben ist, weil keine Waare den vollständigen Grad ihrer Nutzbarkeit erreicht hat, bevor sie sich in den Händen des eigentlichen Consumenten befindet. Wir gebrauchen deshalb die Benennungen Natural-Produktion, Kunst-Produktion und Handel nur als bequeme Abtheilungen dieser Arbeiten, und rechnen unter jede derselben solche Arbeiten, die vermöge ihrer Objecte, Apparate und Methoden sehr verschieden zu seyn scheinen, und auch würklich von einander so abweichend sind, daß sie die verschiedene Klassification, nach welcher man sie eingetheilt hat, auf eine Art rechtfertigen. Uebrigens ist es aber nicht schwer einzusehen, daß sie ihres inneren Wesens halber, keinesweges als verschieden angesehen werden dürfen. Die Natural- und die Kunst-Produktion lassen

sich

sich durch keine genügende Definitionen unterscheiden; denn wollte man sagen, daß jene ein Natur-Produkt — eine Natur-Idee, diese ein Kunst-Produkt — eine Vernunft-Idee hervorbrächte, ließe sich von Seiten der Metaphysik vieles gegen die Richtigkeit dieses Unterschiedes anführen. Und — arbeitet die Natural-Produktion, indem sie Naturkräfte in Bewegung setzt, durch chemisch-mechanische Operationen der Vegetation, so setzt der Kunst-Producent, indem er Feuer, Wasser, Säure, Alkali, Friction, Schwere, Stöße u. s. w. gebraucht, auch Naturkräfte in Bewegung.

Sagt man, daß die Natural-Produktion rohe Produkte hervorbringe, die Kunst-Produktion dagegen dieselben veredele oder anders forme, ist dies auch nicht richtig. Ein Produkt ist roh in jedem Zustande, aus dem es in eine andere Form übergehen kann. Tuch ist dem Schneider ein rohes Produkt, so wie der Stahl dem Messerschmidt. Das Messing ist ein rohes Produkt, ein Metall, aber ein Kunst-Produkt, in so fern es eine Mischung aus Zink oder Galmei und Kupfer ist. Küchensalz ist ein Natur-Produkt, es kann aber, wie mehrere Natur-Produkte durch Kunst, aus Salzsäure und Mineral-Alkali, hervorgebracht werden. Diese Beispiele zeigen hinlänglich, daß für diese beiden Theile der Industrie keine bestimmte Gränze Statt finde, und der dritte, der Handel ist seinem Wesen nach, gar nichts anders, als ein Hinführen der Waare zum Consumenten, besonders zum letzten, von dem sie verzehrt oder benutzt wird, ohne welchen Transport die Waaren keinen Werth haben. Das Tuch des Fabrikanten hat für diesen nicht den geringsten Werth, wenn kein Krämer es kauft, und das Tuch hat wiederum im Laden des Tuchhändlers nicht den geringsten Werth, wenn es nicht von daher durch den Handel in die Hände des Consumenten gelangen könnte.

Obgleich es sich nun nicht thun läßt, diese drei Industrie-Zweige durch scharf treffende Definitionen zu unterscheiden, so ertheilen ihre von einander so gänzlich verschiedenen Objecte und Arbeits-Methoden doch einem jeden derselben ein besonderes Gepräge, und ihren Produkten eine verschiedene Beschaffenheit, welche die Aufmerksamkeit des Staats-Oekonomen in Anspruch nimmt. Die Fabrik-Industrie hat, objectiv betrachtet, in der bürgerlichen Gesellschaft ganz andere Würkungen, als der Ackerbau, und einen weit verwickelteren tiefer eingreifenden Zusammenhang, als die Einfachheit, mit der die Natural-Produktion sich zeigt. So wie wir früher versuchten, die Natural-Produktion zu bezeichnen, werden wir jetzt versuchen, eine allgemeine Charakteristik der Kunst-Produktion zu geben, um durch Hülfe derselben von den staatsökonomischen Würkungen dieser Produktion und von den nächsten Anwendungen des allgemeinen Princips der Industrie-Politik auf dieselbe, Aufklärung zu erhalten.

Vorläufig erklären wir, daß der Ausdruck Kunst-Produktion die drei Benennungen Manufakturen, Fabriken und Handwerke in sich begreift. Diese Trennung ist unnütz und unrichtig; Manufakturen sollten sich dadurch von Fabriken unterscheiden, daß jene ohne Feuer und Hammer arbeiteten.

Handwerke wurden früher weder Manufakturen noch Fabriken genannt, und doch gehören viele derselben zufolge der angenommenen Definition, unter einem von jenen, z. B. die Schmiede. Das Wesentliche der Sache kann durch das Größere oder Kleinere nicht verändert werden. Wir sehen alle drei unter eins als Fabriken an, — eine Benennung, die auch allgemein zu werden scheint, indem man z. B. eine Baumwollfabrik, eine Tuchfabrik u. s. w. sagt.

Charakteristische Züge
der Fabrikation oder Kunst-Produktion.

1. Fabrikate sind gewöhnlich von Dauer. Da es nicht nöthig ist, daß sie gleich, oder binnen einer gewissen Zeit verkauft werden, können die Preise derselben gleichmäßiger als die der Natur-Produkte seyn, folglich sind sie tauglicher zum Handel.

2. Es beruhet auf den Fabrikanten, welche Waaren-Gattungen, und ein wie großes Quantum er produciren will; er kann sich nach dem Absatz richten, und hat die Preise deshalb mehr in seiner Gewalt, wenn er bloß dafür Sorge trägt, daß der Markt nicht überfüllt wird. Mit den Natur-Produkten ist es etwas ganz anders.

3. Fabrikation veranlaßt Produktion. Oft giebt sie Sachen, die sonst verloren gegangen wären, als z. B. Stroh zu Hüthen, Lumpen zu Papier, einen Werth, oder ertheilt Dingen, die gar keinen Werth hatten, einen gewissen Werth.

4. Durch Fabrikation kann ein Land sonst zum Absatz nicht geeignete Sachen mittelbar absetzen. Zum Unterhalt des Fabrikanten dienen nämlich manche der Art, als frischer Fisch, Gemüse, Früchte, Eier und viele andere Sachen, die nicht verkauft werden können, so wie auch Torf. Solche Sachen verkauft das Land mittelbar durch die Fabrikwaaren.

5. Der Werth oder Preis der Fabrikate ist aus vier Bestandtheilen zusammen gesetzt, nämlich aus

dem Preise des rohen Materials,
den Arbeitskosten,
dem Unterhalt der Arbeiter, und
dem Vortheil derselben.

Die drei ersten müssen erstattet werden, und dadurch wird kein eigentlicher neuer Werth gebildet, sondern der vorige nur erhalten. Doch kann ein Land, zufolge No. 4 und 3, deshalb wohl durch Fabrikation für's Ausland Vortheil erringen.

Der vierte Bestandtheil ist ein neuer Werth als Beitrag zum National-Vermögen, wenn die Waaren im Auslande Absatz finden. Werden sie im Lande verbraucht, so entsteht dadurch kein neuer Werth, sondern nur eine Vertheilung des Vermögens, doch mit Ausnahme solcher Waaren, welche die Nation sonst vom Auslande beziehen müßte, in welchem Fall der Vortheil im Lande bleibt, das dadurch eine Ausgabe spart.

Dieser Vortheil, dieser Ueberschuß ist es eben, von dem die ganze Fabrikation abhängt. Kann derselbe nicht zuwege gebracht werden, so ist die Fabrik unmöglich; denn auf der Größe dieses Ueberschusses beruhet die größere oder geringere Produktivität der Fabrikation. Das allgemeine Streben geht deshalb darauf aus, denselben zu vergrößern, findet aber Widerstand in der allgemeinen Concurrenz, die im Fabrikwesen, vermöge der demselben eigenen Beschaffenheit weit stärker und ganz anders würkt, als im Ackerbau.

6. Die Theilung der Arbeit und Maschinen geben ein Mittel an die Hand, den Ueberschuß zu vergrößern.

Produktion ist von der Natur begränzt, Fabrikation aber nicht. Durch die Theilung der Arbeit wird der Ueberschuß vermehrt, weil die Arbeiter alsdann eine größere Fertigkeit erlangen, so daß sie in der nämlichen Zeit, das will sagen mit den nämlichen Unterhaltungskosten, weit mehr Arbeit verrichten.

Die Theilung der Arbeit läßt sich überdem in den Fabriken weit leichter bewerkstelligen, als in der Natural-Produktion.

7. Endlich beschäftigt das Fabrikwesen auch eine Menge für den Ackerbau überflüssige Menschen, ist also in einem gewissen Grade sowohl für jedes Land, als auch für's Menschengeschlecht im Allgemeinen nothwendig. Doch darf man sich hierunter keine recht große Vorstellung machen. Von der ganzen Volksmenge Dännemarks beschäftigen Fabriken, Manufakturen und Handwerke nur etwas über 80,000 Individuen.

Das Fabrikwesen hat aber auch seine Schattenseite.

1. Bis auf einige wenige Nationen, versehen alle übrigen sich selbst mit den ersten Lebens-Bedürfnissen. Korn, Fettwaare, Feurung, die einfachsten Waaren zur Bekleidung; hierin ist deshalb für diejenigen Nationen, welche etwas, z. B. Korn, übrig behalten, nicht viel zu machen; der Absatz derselben ist begränzt und in Rücksicht auf Quantität geordnet. Hier hat man keine Rivalität, keine bedeutende Würkung der Concurrenz zu befürchten, selbst im Kriege wird der Feind von seinem Feinde Korn kaufen, wenn die Noth ihn drängt.

Bei der Fabrikation solcher Waare dagegen, welche andere Nationen nöthig haben, oder von Fremden kaufen wollen, können alle Nationen sich mit ihren Waaren einfinden, wodurch die Fabrikanten denn in die ausgedehnteste und in die von allen gefährlichste Concurrenz, nämlich die unter den Verkäufern gerathen, durch welche sein Ueberschuß auf ein Minimum herabgesetzt wird, ja bisweilen ganz verschwindet. Man hat Beispiele genug, daß Fabrikate unter dem Fabrikspreise verkauft werden müssen. Verschwindet der Ueberschuß, so werden die Arbeiter zu

Grun-

Grunde gerichtet, und die Fabrik geht ein; die Nation verliert dadurch den wichtigsten Beitrag zum National-Vermögen, welchen die Kunst-Produktion vom Auslande zuwege bringen sollte. Deshalb kann die Lage der Fabrikanten so leicht mißlich werden, wenn ein Land sein Fabrikwesen übertreibt.

2. Diese Uebertreibung gründet sich theils auf die höchst mögliche Theilung der Arbeit, theils auf die allgemeine Anwendung des Maschinenwesens. Eine Fabrik kann ihre Produktion im Verhältniß zum Absatze nicht so leicht augenblicklich einschränken, wenn jede Person nur eine Sache verfertigen kann. Eine Fabrik wird z. B. durch 10 einzelne Arbeiter getrieben, und ist mit diesen vollständig versehen. Sie producirt nun eine gewisse Quantität Waare. Wenn aber auf einmal nur die Hälfte derselben Absatz finden können, so kann die Fabrik doch keinen der 10 verabschieden, sie muß 10 bezahlen, die bloß für 5 arbeiten.

Eben so geht es mit den Maschinen. Eine Fabrik gebraucht z. B. eine Dampfmaschine oder eine Pferdemühle mit einer Kraft von 24 Pferden, kann aber, wenn sie dieser vollen Kraft nicht länger bedarf, keinesweges nur die halbe Maschine gebrauchen, obgleich die Kraft von 12 Pferden für den Absatz hinreichend wäre.

3. Die Folgen solcher Uebertreibungen sind der Nation äußerst nachtheilig. Eine Menge Menschen wird brodlos, und muß dem Oeffentlichen zur Last fallen, weil sie durch ihren Fabrikfleiß zu allen anderen, einer einzigen Arbeit ausgenommen, untauglich geworden sind. Wenn eine Fabrik zu Grunde geht, weil sie sich nicht bezahlen kann, so geht außerdem der größte Theil des Betriebs-Kapitals verloren, die Maschinen, zum Theil auch die Gebäude und das Inventarium sind von keinem Nutzen, und gerade

des-

deshalb wachen die Regierungen so emsig über das Fabrikwesen und suchen durch alle Mittel einen jeden Stoß abzuhalten; hieraus politisch gespannte Verhältnisse, ja wohl gar oft blutige Fehden. Eine Landwirthschaft kann dagegen nicht zu Grunde gehen. Sind die Gebäude eingeäschert, ist das Vieh gefallen und das Inventarium zernichtet, so bleibt die Cultur-Fähigkeit des Bodens doch zurück, sie ist das größte Kapital einer Wirthschaft, ja so groß, daß man beim Handel über Länderei-Besitzungen für die Gebäude häufig gar nichts rechnet. Unsere Landleute bringen gewöhnlich nichts für die Wohnung in Anschlag.

4. Der Unterhalt des Menschen bei der Fabrikation ist theurer, als der des Landmanns; ihm sind nicht, wie diesem, die Bedürfnisse des Lebens in natura gesichert. Die unstäten Preise incommodiren ihn, weil sein Tagelohn nicht verhältnißmäßig steigt, und deshalb ist die Lage des Fabrikanten mißlich; hiezu kömmt noch, daß die Fabrikation gewöhnlich ein der Gesundheit sehr nachtheiliger Nahrungszweig ist, der den Geist abstumpft. Die Volksmenge, welche durch sie erhalten wird, gehört keinesweges zu dem glücklichsten Theil der Nation.

Aus diesem für und wider geht hervor, daß das Fabrikwesen einen sehr wichtigen und nothwendigen Theil der National-Würksamkeit abgiebt, und daß es im hohen Grade zur Vergrößerung des National-Wohlstandes beitragen kann. Es liegt aber auch am Tage, daß einige Bedenklichkeiten eintreten, wenn die Rede davon ist, solches bis zu einer irgend beträchtlichen Höhe zu bringen, und vorzüglich mit Rücksicht auf auswärtigen Absatz zu würken, und daß es die Pflicht der Staats-Verwaltung seyn muß, darüber zu wachen, daß es keine gefährliche oder schädliche Richtung nehme. Die Erfüllung dieser Pflicht ist nicht schwierig; denn in der Natur der bürgerlichen Gesellschaft

und

und in der Beschaffenheit der Nahrungszweige liegt eine natürliche Ordnung für den Fortgang aller Industrie. Diese Ordnung muß aufgesucht und befolgt werden.

Bevor ich aber zur Darstellung dieser Ordnung übergehe, werde ich eine Bemerkung über die national-bereichernde Kraft der Fabrikation anbringen, um diese schärfer zu bestimmen, als bis jetzt geschehen ist. In den gewöhnlichen Systemen wird sie viel zu hoch geschätzt, so wie von den Colbertisten, die geradezu annehmen, daß die Differenz zwischen dem Preise des Fabrikats und dem Werth des rohen Materials reiner Gewinn und eine Summe sey, mit welcher der Fabrikant das Land bereichert habe. Flachs für einen Thaler, aus dem Spitzen verfertigt wurden, die 100 Thaler werth sind, sollte zufolge dieser Meinung das Land um 99 Thaler reicher machen. Wie reich müßten dann nicht Brabant, die Gegend von Tondern, ja alle Länder seyn. Eine andere staatsökonomische Secte schlägt sie viel zu niedrig an. Die Physiokraten sahen den Schlußfehler der Mercantilisten ein, übertrieben aber wiederum die Berichtigung. Sie sahen ein, daß der Fabrikant während seiner Arbeit leben, mit anderen Worten, Sachen von Werth verzehren mußte; die Summe dieser verschiedenen Ausgaben mußte natürlicherweise aufs Fabrikat gelegt, und wieder abgezogen werden, wenn man sagen wollte, was es würklich gekostet habe. Wir haben uns schon darüber erklärt, aus welchen Bestandtheilen der endliche Preis einer Waare besteht, und mit dieser Analyse können wir uns nicht genug darüber wundern, wie irgend jemand von Spitzen zu 100 die 99 als einen neuen Werth berechnen konnte, wenn die Spitzen-Klöpplerin während der Arbeit Korn, Butter, Fleisch, Brennholz, Licht und so viel anderes von einem Werthe, der dem der Spitzen gleich kömmt, ja vielleicht noch wohl übertrifft, und sonst verkauft

seyn

seyn könnte, verbraucht hat. Alles, was als neuer oder hinzugekommener Werth gerechnet werden dürfte, kann allein im Gewinn bestehen, der, im Fall das Ausland ihn bezahlte, ein reiner Zuschuß zum National-Vermögen wäre. Die Nation könnte aber auch zur nämlichen Zeit den Flachs, der einen Thaler an Werth war, und das Korn, die Butter, das Brennholz, Licht u. s. w., welches die Klöpplerin verbrauchte, aus dem Lande verschickt, und darauf gleichfalls einen Gewinn erlangt haben. Worin besteht denn hier der Gewinn von der Fabrikation? In so fern haben die Physiokraten Recht, daß die Kunst-Produktion keinen neuen Werth schaffe, den die Natur-Produktion nicht auch zuwege bringen könne, obgleich sie die Heilsamkeit eines blühenden Fabrikwesens für den National-Wohlstand einräumen. Wenn sie nun auch den Fehler der Colbertisten einsahen, ließen sie sich doch beinahe eben so grobe Fehlschlüsse zu Schulden kommen, wie wir gleich sehen werden.

Adam Smith verwirft nicht ganz diese Ansicht der Physiokraten. Diese räumen nämlich die große Wichtigkeit der Fabrikation als mittelbar produktiv ein, verwerfen aber die Meinung von der unmittelbaren Produktivität derselben. Smith meint, daß obschon man wohl mit den Physiokraten anzunehmen genöthigt sey, daß die Fabrikation der Nation einen ähnlichen Werth an rohen Materialien und verzehrten Sachen koste, so sey die bloße Erhaltung des Werths, der ohne Theilnahme von Seiten der Fabrikation verloren gegangen, doch eine würkliche Werth-Vergrößerung, und somit eine würkliche Produktion; denn das neu erschaffene Fabrikat repräsentire alle zu demselben verbrauchte Sachen, die bald verschwunden und verloren seyn würden, wenn das Werk der Industrie sie nicht erstattete oder aufrecht hielte. Eine Ehe ist ja, sagt er, keinesweges unfruchtbar, weil sie nur zwei Kinder hinterläßt.

Unleugbar hat Adam Smith uns hier, so wie überall in der politischen Oekonomie, auf den rechten Standpunkt hingeführt; denn die Erhaltung des Werths ist ohne Zweifel der wahre Grund von der bereichernden Kraft des Fabrikwesens. Ein bald vernichtetes Natural-Produkt kann durch die Fabrikation einen dauerhafteren Zustand erlangen, und die Nation bereichern. Milch kann in Käse verwandelt werden; dieser kann gegen andere Sachen, Gold, Silber, Kupfer, Leinwand, Möbeln u. m. dgl. umgetauscht werden, so daß die Größe dieser sämmtlichen Quantitäten zuletzt ein bedeutendes National-Vermögen bildet, das einzig darauf beruhet, daß der Werth der Milch vom Golde und den anderen Sachen repräsentirt, oder vermöge derselben erhalten wird.

Adam Smith hat uns aber nur auf den rechten Standpunkt hingeführt; er hat es leider, eben hier an einer etwas schwierigen Stelle, seinen Lesern überlassen, selbst zu schauen. Dadurch hat er denn verursacht, daß die ganze Sache bis jetzt noch von einem verwirrenden Nebel bedeckt wird, den wir zu zerstreuen versuchen wollen.

Wir werden den Versuch machen, mit einiger Bestimmtheit den Grund zur unmittelbaren Produktivität der Fabrikation anzugeben, oder zu zeigen, in wie fern und auf welche Art sie zur Vergrößerung des National-Vermögens beiträgt.

Wir übergehen hier die mittelbare Produktivität derselben, die ermuthigende Würkung, welche sie auf die Natural-Produktion äußert, das Leben, was sie dem Handel mittheilt, den heilsamen Einfluß auf alles, was zu den Bequemlichkeiten des Lebens gehört, und um durch gute Geräthschaften die Arbeit und Würksamkeit zu erleichtern u. s. w.

Es

Es ist merkwürdig, daß ist allen den drei verschiedenen Anschauungen von der Fabrikation, der der Colbertisten, der Physiokraten, und der von Adam Smith tiefe Wahrheiten zum Grunde liegen. Die Colbertisten sehen den Preis einer Fabrikwaare als reinen Gewinn an, doch nach Abzug des rohen Materials, weil sie hiebei voraussetzen, daß der Werth des Unterhalts nicht abgesetzt werden konnte; wenn dies der Fall ist, haben sie Recht, und dies war und ist in Frankreich oft der Fall. Salat, ranziges Oel, Castanien u. s. w. können nicht unmittelbar abgesetzt werden.

Die Physiokraten statuiren, daß der Unterhalt des Fabrikanten ein Werth sey, der vernichtet wird, und also für die Nation verloren gienge, wenn er nicht durch den Preis des Fabrikats erstattet würde. Dieses ist auch richtig, nur übersehen sie, daß die Materialien, welche der Fabrikant zu seinem Unterhalte verbraucht, bisweilen unabsetzbar, und folglich für die Nation ohne Werth sind. Sie werden gleichwohl durch den Werth des Fabrikats repräsentirt.

Adam Smith setzt die Produktivität der Fabriken in die Erhaltung des Werths, und nimmt folglich gegen die Physiokraten die Produktivität der Fabrikation, mit den Physiokraten aber an, daß der Gesammtwerth der verbrauchten oder verzehrten Waaren mit dem Werthe der Fabrikate von gleicher Größe sey. Dies letzte ist nicht selten unrichtig.

1. Alle drei staatsökonomischen Systeme hegen einen falschen Begriff vom Preise einer Waare, eines Fabrikats und von den Bestandtheilen des Preises, indem sie nicht einen jeden Bestandtheil für sich betrachten. Hierin liegt doch ein Hauptschlüssel zum Geheimniß. Wir haben deshalb auf die vier Bestandtheile desselben aufmerksam gemacht, von denen die drei keinen neuen Werth schaffen; das

Fakri:

Fabrikat repräsentirt ihn nur, erhält ihn nur. Aber der vierte: der Gewinn des Arbeiters, wird eigentlich nicht vom Preise des Fabrikats repräsentirt, ist willkührlich, kann groß, klein, ja gar nicht vorhanden seyn; er ist ein Plus über den wahren Werth der Waare, der also, wenn er bezahlt wird, das Vermögen des Arbeiters, also auch das Total-Vermögen der Nation vermehrt, wenn fremde Nationen ihn bezahlen. Dieser Ueberschuß wird vergrößert durch Tauglichkeit zur Arbeit und durch die Theilung derselben, so wie durch Maschinen; er wird vergrößert durch Modewaare, durch monopolistischen Mangel an Concurrenz unter den Verkäufern im Handel oder im Absatz u. s. w.; er wird auch ansehnlicher für diejenigen Länder, wo rohe Materialien um ein billiges zu haben sind, und wo man leichter leben kann, als in andern Ländern.

2. Alle drei staatsökonomischen Systeme berücksichtigen gar nicht die Nothwendigkeit, den Begriff von *Werth* mit Bezug auf die von den Fabrikanten gebrauchten und benutzten Sachen zu analysiren. Weder das rohe Material noch die Sachen, welche zum Lebensunterhalt des Fabrikanten erforderlich sind, haben für die Nation den nämlichen Werth. Manche der rohen Produkte haben einen geringen, ja wohl gar keinen Werth. Manche haben bisweilen großen Werth; z. B. alle Lumpen eines Landes sind von geringem oder gar keinem Werthe; kann der Papier-Fabrikant sie nun umsonst erhalten, und das Papier im Auslande absetzen, bekömmt er dadurch ein Repräsentativ, das einen weit höhern Werth als die Lumpen hat. Doch können Lumpen auswärts abgesetzt werden, Stroh zu Hüthen dagegen nicht. Das Quantum Käse, welches ein Land absetzen kann, ist das Produkt von einer Quantität Milch, welche das Land nicht so vortheilhaft gebrauchen konnte; andere Materien, als wie Sand, Asche, Feurung,

Fayen-

Fayence-Thon, Spielzeug aus Holzschnitzel, Fußteppiche aus Tuchleisten, haben, was den Grundstoff anbetrifft, keinen Werth; kann eine Nation gleichwohl etwas dafür erhalten, so ist die Fabrikation solcher Materialien weit vortheilhafter, als die anderer Materien, wie Baumwolle, Wolle, Seide, Metalle u. s. w., die alle einen bestimmten allgemeinen Werth haben. Von diesen ist es abgemacht, daß das Land sie auswärts absetzen kann, und eben deshalb haben sie einen bestimmten Werth. Die Nation wird nicht ärmer, als sie war, wenn sie Sand, Asche, Brennmaterial, Thon, Tuchleisten behält, aber reicher, wenn sie diese Sachen, für welchen Preis es auch immerhin sey, absetzt; arm wird sie aber, wenn sie ihr Korn, Wolle, Metalle nicht zu einem gewissen Preise absetzt.

Mancher Werth ist veränderlich. Korn ist in diesem Jahre theuer, im nächsten dagegen für einen billigen Preis zu haben. Der Werth des Unterhalts des Fabrikanten kann also in diesem Jahre größer seyn, als im künftigen Jahr. Die Preise der Fabrikate werden deswegen nicht erhöhet, dies ebnet sich gewöhnlich von selbst. Der jährliche Unterhalt des Fabrikanten ist aber keine bestimmte Größe. In nördlichen Ländern ist er größer als in südlichen, aber selbst in demselben Lande ist er verschieden, und auf dem relativen Werthe desselben beruhet wieder die Produktivität der Fabrikation. Verzehrt der Fabrikant nämlich Sachen von allgemein bestimmten Werth, die überall absetzbar sind, als wie Korn, Fettwaare u. s. w., so wird dieser Ausgaben-Werth seines Unterhalts von einer ganz anderen Würkung für das National-Vermögen, als wenn er größtentheils unabsetzbare Sachen verbraucht hätte. Wenn der Dänische Staat 80 bis 85000 Fabrikanten und Handwerker zählt, und jeder derselben jährlich 1 Tonne Korn weniger verzehrt, dieselbe aber durch Gemüse, Gar-

ten-

tenfrüchte, frische Fische u. s. w., welches nicht absetzbar ist, ersetzt, so würde der Werth ihrer Fabrikation mit dem Werthe von 80 bis 85000 Tonnen Korn vermehrt werden. Hierin liegt also ein wichtiger Umstand für die größere oder geringere Produktivität der Fabrikation, oder für die Kraft derselben das National-Vermögen zu bereichern.

3. Die Nothwendigkeit, einen klaren Begriff von Werth mit der Bestimmung des Gesammtwerths, aus dem der Preis eines Fabrikats besteht, zu verbinden, wird besonders einleuchtend, wenn man den äußerst wichtigen Umstand bemerkt, daß der Theil von dem Werthe eines Fabrikats, welcher aus dem eigentlichen Unterhalte des Fabrikanten, Kost, Logis, Kleidung, Steuern, Erziehung der Kinder u. m. dgl. besteht, nicht selten ganz verschwindet, eigentlich nicht existirt, also auch nicht erstattet zu werden braucht, und im Fall er erstattet wird, einen reinen Gewinn abgiebt, wodurch folglich die Produktivität der Fabrikation ihr Maximum erreicht. Mit dieser im Grunde allgemein bekannten, dessen ungeachtet aber nicht hinlänglich verstandenen und angewandten Sache hat es folgende Bewandniß. Es wird vorausgesetzt, daß ein jedes Gewerbe so einträglich sey, daß der Arbeiter davon leben könne, mit anderen Worten, daß er sich und seine Familie auf eine anständige Art unterhalten, seine Kinder erziehen, seiner Wittwe ihr Auskommen und sein eigenes Schicksal gegen die Hinfälligkeiten des Alters oder unerwartete Unglücksfälle sichern könne; daß er außerdem auch noch alle Beiträge, die der Staat fordert, entrichte. Wenn sein Gewerbe ihn hiezu in den Stand setzt, hat er durch seine Arbeit seine Pflichten als Mensch und Staatsbürger erfüllt. Niemand darf weiter Anspruch auf seine Arbeit machen, und auf dieser seiner Berufs- oder Pflichtsarbeit muß der

Ge-

Gesammtwerth desjenigen, was er verzehrt, angeschlagen werden. Kann oder will er mehr arbeiten, so ist diese größere Arbeit ein Produkt seiner ruhenden Arbeitskraft, und der Werth derselben trägt nicht den Werth seines Unterhalts. Ein Tuchscheerer in einer Tuchfabrik z. B. kann nach einer achtstündigen Arbeit, deren Bezahlung ihn in die vorbenannte Lage setzt, sich in ein munteres Gelag begeben, um zu plaudern, oder er kann mit seinen Kindern spielen, oder geigen, spatzieren u. s. w. Er könnte aber auch einige Stunden täglich drechseln, und somit in vier Tagen einen Arbeitstag gewinnen. Das Produkt desselben könnte er für den Werth des rohen Materials, und, wenn er wollte, einen geringen Gewinn verkaufen, weil er ohne diese Hülfe lebt, verkauft aber zu den Preisen der Drechsler, weil diese eine zahlreiche Klasse bilden, die genöthigt ist, den Werth ihres Unterhalts auf den Preis ihrer Arbeit mit in Anschlag zu bringen. Sein Gewinn wird also sehr groß. Werden seine Waaren im Auslande verkauft, ist es einleuchtend, daß sie dem Lande weit mehr eintragen, als die des Drechslers selbst.

4. Der besondere Fall kann auch eintreffen, da der Staat das Produkt einer ganzen gesammelten Arbeit gewisser Menschen als reinen Gewinn ansehen kann. Wenn nämlich Menschen unter öffentlicher Verpflegung stehen, folglich mit allem frei versehen werden, ist der Preis ihrer Arbeit ein reiner Gewinn, denn sie kosten dem Staate gleichviel, z. B. Hospitalsglieder.

5. Es ist auch möglich und findet häufig Statt, daß Sachen von einem würklich reellen materiellen Werthe hervorgehen, ohne daß Materialwerth irgend einer Art verbraucht wäre. Z. B. jedesmal, wenn ein immaterieller Werth einen materiellen hervorruft. Man denke sich einen Liebhaber der Musik, der für einen Virtuosen ein Gemählde ver-

verfertigt, weil dieser ihm etwas vorspielt. Im täglichen Leben geschieht es häufig, z. B. wenn eine Liebhaberin eine Portefeuille brodirt. Abermals ein Beweis gegen die Physiokraten.

So ist der Werth, den die verschiedenen Produkte der Arbeit haben, ganz verschieden, und muß zufolge dieses Unterschiedes von einer höchst ungleichen Würkung auf das National-Vermögen seyn. Wird hierauf keine Rücksicht genommen, so ist es unmöglich, die Produktivität der Fabrikation zu schätzen, und sich irgend einen bestimmten Begriff von der Vortheilhaftigkeit derselben zu bilden.

Also beruhet der unmittelbare Einfluß der Fabrikation, um das National-Vermögen zu vergrößern auf „die Größe des Gewinns," und diese beruhet auf

1. den Werth des rohen Materials im auswärtigen Handel, und
2. den Werth der Materialien des Unterhalts der Arbeiter im auswärtigen Handel.

Je geringer dieser Gesammtwerth ist, desto vortheilhafter ist die Fabrikation, und sie ist am einträglichsten, wenn der Werth Null ist.

Dieser Satz ist höchst einfach. Wenn er aber solches ist, warum vergißt man ihn denn jedesmal, wenn von Fabriken die Rede ist. Gibt er nicht Aufklärung darüber, warum das Fabrikwesen einiger Länder blühend, dasjenige andrer mißlungen ist, und aus welcher Ursache gewisse Fabriken in einem Lande gut gerathen, andere aber nicht.

1. Eine jede Fabrik, die einen größeren oder eben so großen Werth, wie sie schafft, oder wie ihre Waare repräsentirt, vernichtet, ist schädlich oder unnütz, gedeiht

auch

auch auf keine Weise, wenn sie nicht durch schädliche Kunst erhalten wird. Dies ist eine Folge von unserem Satze.

2. So wie es einleuchtend ist, daß die Fabrikation die vortheilhafteste für ein Land sey, die bei dem geringsten Werth-Verbrauch den höchst möglichen Totalwerth zuwege bringt, so bilden die Arbeiten der privaten Industrie den meist bereichernden Fabrikationszweig. Er unterdrückt freilich wohl häufig einige der eigentlichen Fabriken. So verringert z. B. der häusliche Fleiß unleugbar den Absatz der Woll-Manufakturen, und zum Theil auch der Baumwoll-Manufakturen; die Würkung davon ist aber keinesweges schädlich für das National-Vermögen, sondern — umgekehrt; denn die Waaren werden für den möglichst niedrigen Preis producirt. Es geht dabei freilich etwas Material verloren, theils als eine Folge der getheilten Verarbeitung, theils indem aus guten Materialien nur mäßige Waaren producirt werden; dieser Verlust kann aber die Waaren nie so theuer machen, wie die des Fabrikanten, der die Unkosten seines Unterhalts mit in Rechnung bringen muß. Außerdem ließ es sich bewerkstelligen, in den häuslichen Fleiß einen besseren Arbeitsstyl einzuführen. Die Waare desselben ist selten vollendet, und von ungleicher Beschaffenheit. Durch den Eingriff des Handelsstandes mittelst Bestellungen ließe sich dies berichtigen; so sind die Leinewand-Manufakturen in Schlesien geordnete Werkstätten des häuslichen Fleißes; die Wollenstrumpf-Stricker der Hammerum Harde (im Amte Ringkjöbing in Jütland), in Island und auf den Färöer, so wie auch die Spitzenfabriken in der Gegend von Tondern, arbeiten gleichförmig, weil sie durch Bestellungen dahin gebracht sind. Was Vollendung, Appretur, und besseres Aussehen anbetrifft, ließen die Produkte des häus-

lichen Fleißes sich durch die Anlage von Walkmühlen, Färbereien, Appretir-Einrichtungen u. m. dgl. leicht veredeln.

Diese Fabrik-Einrichtung ist die allervortheilhafteste, und ein jedes Land muß suchen, sie auf alle Art zu unterstützen, um so mehr, da sie außer der Unterstützung, welche sie allen anderen unvollständigen Nahrungszweigen darreicht, der Armuth vorbeugt und Wohlstand verbreitet. In England ist aller Hausfleiß beinahe unbekannt. Sogar Farmers können nicht ihr Geschirr ausbessern, oder ihre Wagen in Stand setzen, es müssen Sattler und Rademacher an die Arbeit; das Frauenzimmer thut gar nichts; deshalb hat aber auch keine Nation verhältnißmäßig mehr Arme, als England.

3. Die allergewöhnlichsten Sachen, deren eine Nation täglich bedarf, machen zusammen einen ungeheuer großen Werth aus. Pflüge, Wagen, Spaten, Sensen, Schlösser, Messer, irdene und hölzerne Gefäße, Hufeisen, Aexte, Sägen, Hobeleisen, Feile, und alles, was zur Bekleidung des gemeinen Mannes erfordert wird, bilden ganz gewiß, was den Werth anbelangt, die größte Masse der Fabrikate, die eine Nation nöthig hat. Alles der Art muß sie selbst verfertigen, denn sie könnte es nicht bezahlen, wenn sie es vom Auslande einführen sollte; dazu ist keine Nation reich genug, es wäre denn, sie besäße unerschöpfliche allgemein gesuchte wichtige Natur-Reichthümer. Der häusliche Fleiß besorgt größtentheils alles dies, und es ist ein Glück, je mehr, je besser; denn, wie gesagt, die Nation könnte es nicht bezahlen. Man denke sich nur, wenn wir uns in der Fremde jährlich 100,000 Paar grobe Laken, eine Million Ellen grobes wollenes Zeug (Vadmel), ½ Million grober Hüthe, wollene Strümpfe, 2½ Million vollständige Pferde-Beschläge mit Nägeln, 500,000 Spaten, eben so viele Pflugeisen,

einige

einige Millionen irdener Töpfe und tausend andere Sachen, ankaufen sollten. In so fern der häusliche Fleiß es nicht zuwege bringt, müssen die geringeren Handwerker, Schmiede, Tischler, Drechsler, Rademacher es verarbeiten, und diese Fabrikation ist es eben, die so äußerst wichtig wird, theils weil sie, im Verein mit den übrigen geringeren Handwerkern, Webern, Färbern, Schustern, Huthmachern, Sattlern, Gerbern m. m. eine ungeheure Menge Materialien verarbeitet, theils auch, weil sie es ist, die der Nation die im täglichen Leben nothwendigen Dinge und Werkzeuge liefert, womit gearbeitet wird, und auf deren Beschaffenheit die Arbeit größtentheils beruhet. Die Vollkommenheit der geringeren Handwerker ist deshalb die erste Bedingung für das Fabrikwesen einer Nation. Sie dient zugleich als Grundlage des feineren Fabrikwesens; denn arbeitet der niedrige Handwerker gut, so können die feineren Fabriken mit guten Maschinen und Geräthschaften versehen werden; und diese Klasse erzieht einen Stamm für eine feinere und tauglichere Klasse. Unter zwanzig Grobschmieden bilden sich leicht ein paar Kleinschmiede, unter zwanzig tauglichen Kleinschmieden wiederum ein paar taugliche Maschinenmacher, mathematische Instrumentenmacher. Ueberhaupt sind die groben ordinairen Fabriken die Quellen der feineren, und deshalb gilt folgende Regel:

Eine Nation darf sich nicht mit denjenigen Kunstanlagen befassen, die viele Tauglichkeit und vollkommene Geräthschaften fordern, bevor die Handwerker und groben Fabriken auf einen hohen Grad der Vollkommenheit gebracht sind. Diese letzten sind die vortheilhaftesten und sichersten, weil sie stets Absatz, und wegen der großen Menge nicht viele ausländische Concurrenz zu befürchten haben.

Hat der häusliche Fleiß sich der groben einfachen Fabrikation bemächtigt, so ist es schwierig, die feineren einzuführen; theils fehlt der Absatz, theils hat das Interesse für die eigengemachten Zeuge den Sinn für bessere Waaren unterdrückt, und theils ist im Lande kein Stamm von Arbeitern, von denen man die vorzüglichsten wählen könnte. Hier muß also ein natürliches Glied übersprungen werden, die feineren Fabriken in einer unnatürlichen Ordnung, und dadurch eine Reihe durch sie nothwendig gewordener Künsteleien hervorgehen.

4. In so fern der häusliche Fleiß sich mit Verarbeitungen abgiebt, die ein Gegenstand der Fabrikation seyn könnten (welches mit einigen der Fall ist), muß derselbe als der stärkste Widersacher des Fabrikwesens angesehen werden. Englands Fabrikwesen ist deshalb zum Theil so blühend, weil der häusliche Fleiß daselbst schlummert. Beinahe alles, was verbraucht wird, ist Fabrikwaare. Bei einer großen Würksamkeit des häuslichen Fleißes kann ein Land im Fabrikwesen in den Arbeitszweigen, in welchen sie collidiren möchten, keine bedeutende Fortschritte erwarten. Inzwischen ist es nicht so schwer, sich darüber zu trösten. Schon die moralische Eigenschaft des häuslichen Fleißes giebt demselben eine Ehrwürdigkeit; er erhält die Sparsamkeit. Durch denselben wird dem Lande eine große Ausgabe erspart. Wenn man allen häuslichen Fleiß hier im Lande abschaffte, würden vielleicht 100,000 Menschen erfordert, um die Arbeit desselben zu erstatten. Diese müßten dann als Fabrikanten leben, und würden unter anderem 3 bis 400,000 Tonnen Korn verzehren, wovon das Land nun das meiste verkaufen kann, und deren Beköstigung auf die ersten Nothwendigkeits-Artikel des gemeinen Mannes, auf Kleidung, Geräthschaften, Meubeln, fallen würde. Es ist also höchst bedenklich, gegen die private

Industrie würken zu wollen, um das Fabrikwesen zu heben. Am richtigsten wäre es ohne Zweifel, darnach zu streben, den häuslichen Fleiß durch Aufklärung, Leitung und Erleichterung zu veredeln. Dadurch kann derselbe viel weiter gedeihen, als dem eigenen Verbrauche abzuhelfen, er kann sogar gute Kaufmannswaare liefern.

5. Weit schädlicher, als der eigentliche Hausfleiß, ist die Schlechtigkeit der simplen Handwerker. Nicht zu gedenken, daß sie das rohe Material verpfuschen, wird die Nation mit Dingen und Geräthschaften schlecht versorgt, wodurch ein indirecter National-Verlust entsteht. Manche dieser Fabrikationen im Kleinen sind aber auch zum directen Verlust. Ein Schmidt hat z. B., um ein paar Hufeisen zu schmieden, ein Feuer auf der Esse, worin er 4, und mit einer Verstärkung des Feuers, vielleicht 8 Paar schmieden könnte. Wie viel Feurung geht nun nicht hier verloren. Bei den geringeren Handwerken, deren Arbeit durch diese oder andere Ursachen wegen Kleinheit der Fabrik theuer wird, müssen Anstalten dagegen getroffen werden, indem man sie größer werden läßt.

Wir können jetzt, nach den aus jenem einfachen Satze hergeleiteten Erklärungen, den praktischen Grundsatz für das Fabrikwesen eines jeden Landes angeben, nämlich: „daß es „in der Ordnung vorwärts schreiten müsse, sich erst mit „denjenigen Fabrikaten zu befassen, bei welchen der geringste „Werth verloren geht, nach und nach aber sich zu erweitern, bis es dem Punkte nahe komme, wo der vernichtete Werth, und der durch das Fabrikat erhaltene Werth „von gleicher Größe werden."

Es ist folglich ganz und gar nicht nothwendig, daß ein Land jegliches Fabrikat, dessen es bedarf, oder was die Bewohner desselben verbrauchen wollen, selbst hervorbrin-

bringe. Die Hauptsache ist nur, daß eine Nation auf eine Sache, die ins Ausland geht, gewinne, was es auf eine andere, die es vom Auslande erhält, verliert. Alles verfertigen zu wollen, ist eine große Thorheit von einer kapitallosen Nation; es zu versuchen, bestraft sich augenblicklich mit offenbarem Verlust.

Das Fabrikwesen wird auch in jedem Lande von selbst die natürliche Richtung nehmen, nämlich erst sich mit den vortheilhaftesten Fabriken befassen, und nachgerade, so wie diese gefüllt oder wohl überfüllt werden, zu den weniger vortheilhaften übergehen, und dies so weit als möglich, mit anderen Worten, so lange daraus für den Privaten noch Vortheil erwächst; und weiter kann es nicht gehen. Es ist eine überaus unglückliche Verblendung, wenn die Staatsverwaltung hierin einen anderen Glauben hegt, und durch Privilegien, Anleihen, Vorschüssen zu niedrigen Zinsen, oder gänzlich zinsenfrei, durch Aufsicht, Vorschriften, Zollgesetze u. s. w. auf's Fabrikwesen zu würken sucht. Es ist eine ewig feststehende Regel, daß wenn eine Fabrikation in einem Lande mit den fremden Waaren daselbst nicht Preis halten könne, sie alsdann unzeitig und schädlich sey. Ein Privatmann beginnt nie solche Anlagen; thut er es dennoch, so geschieht es, weil er unverständig oder der Sache nicht kundig ist, oder weil er eine Betrügerei vor hat, oder weil er durch die öffentliche Unterstützung seinen Verlust gedeckt sieht. Zwei Fälle kann man sich hier denken: der Staat kann die Fabrikate für den gewöhnlichen Preis verkaufen lassen, dem Fabrikanten seinen Verlust vergüten, und diese Ausgabe mittelst einer Auflage auf die Nation decken, welche dieser höheren Abgabe halber wiederum etwas an ihrer eigenen Lebensart schmählern, oder auch die Preise ihrer Arbeit und Waaren steigern muß. Der auf solche Art vergütete Fabrikverlust vertheuert nun eine Menge

ande:

anderer Waaren; z. B. ein Kleinschmidt gebraucht Kohlen, Eisen, Feile, Speise, Kleidung; werden seine Kohlen 10 Thaler theurer, so werden seine Waaren auch 10 Thaler theurer, und dies gilt von jedem Artikel; ist er genöthigt mit Feilen zu arbeiten, die 10 Thaler theurer sind, so wird seine Waare 10 Thaler theurer, und die Nation, die diese Waaren gebraucht, leidet darunter. Oder der Staat kann durch Einfuhr-Verbote oder hohen Zoll die Nation zwingen, die theuren Waaren zu kaufen. Der Contrebande-Handel stellt sich gleich ein, in so weit dieser dem Fehler aber nicht abhilft, fällt der zu hohe Preis auf alle andere Waaren des Landes zurück. Laß z. B. Tuch- und Baumwoll-Fabriken und Gerbereien so begünstigt seyn, daß sie der Nation ihre Waaren 10 pCt. theurer als fremde aufdringen. Laß einen Huthfabrikanten dadurch in eine vermehrte Ausgabe von 100 Rthlr. jährlich gesetzt werden. Er muß nun seine Wohlhabenheit beschränken, schlechte Waare liefern, oder den Preis seiner Hüthe erhöhen. Diese werden also theurer für den Consumenten und fremde Hüthe finden sich ein. Nun muß die Regierung sich wieder des Huthmachers annehmen, die Einfuhr verbieten, und die Ausgabe auf die Nation fallen lassen. Wurden die Hüthe früher im Auslande verkauft, so hindert der erhöhte Preis den Absatz. Was man verlor, indem man fremdes Tuch, Baumwollenzeug, Leder kaufte, ward vielleicht durch die ausgeführten Hüthe gewonnen. Und wo bleibt denn der Gewinn oder die Bilanz. Das Geld für's Tuch bleibt jetzt im Lande, aber die Summen für Hüthe und andere Dinge bleiben aus. Bleibt das Geld im Lande, wie man sagt? Was wird aus dem Wohlleben des Staatsbürgers, der durch solche Maaßregeln mehr und mehr beengt und zu Einschränkungen gezwungen wird, welche den Absatz der begünstigten Fabriken verringern, so daß diese mehr und mehr der Unterstützung bedürfen. Und wird die Stütze einmal weggenommen,

men, fällt das Gebäude zusammen. Die Auslage geht größtentheils verloren, das Betriebs-Kapital auch; denn Maschinen und Geräthschaften, Inventarium sind lauter Siebensachen, und eine Menge Menschen ist, indem sie sich einem Gewerbe hingab, zu jedem anderen untauglich geworden.

Doch fordern wir nicht, daß diese Bemerkung als eine Regel angesehen werde, daß der Staat gar nichts zur Beförderung der Kunst-Produktion beitragen könne; denn er kann unleugbar sehr viel dafür thun. Es muß aber darin bestehen, daß er durch Beseitigung der wichtigsten Hindernisse Fabrikanlagen erleichtert, als indem er den benöthigten rohen Materialien zollfreie Einfuhr verstattet, und wenigstens bei der Ausfuhr der Waare Zollfreiheit giebt. Warum soll z. B. spanische Wolle einen Einfuhrzoll von $1\frac{1}{2}$ ßß pr. ℔ bezahlen, und dies z. B. in einem Lande, wo man Tuchfabriken emporhelfen will? Demnächst, indem der Staat die nothwendigsten Fonds zuwege bringt, doch, wohl zu bemerken, niemals anders, als gegen vollkommene Sicherheit und vor allen Dingen gegen ein anderes Pfand, als die Fabrikanlage selbst. Eigentlich aber ist eine solche Anleihe doch nicht immer heilsam; denn wenn ein Entrepreneur den Eigenthümer von privaten Kapitalen nicht von seiner Tauglichkeit und Redlichkeit, und von der Vortheilhaftigkeit seiner Anlage überzeugen konnte, so muß der Staat in diesem Punkte noch weit behutsamer seyn. Eben so läßt es sich keinesweges leugnen, daß die eine oder andere nützliche Fabrikation ja wohl entweder durch einige Unterstützung von Ausfuhr-Prämien, hohen Zoll oder Verbot der Einfuhr ähnlicher Waare, über die Beschwerlichkeiten des Anfangs hinweggeholfen werden könnte, im Fall eine gegründete Aussicht vorhanden ist, daß diese Mittel dazu beitragen könnten, die Fabrikation im Lande beständig zu ma-

machen. Denn obgleich solche Mittel im Allgemeinen verwerflich sind, und, in irgend einem Umfange angewandt, Schaden anrichten, so würde dieser doch für eine oder die andere einzelne Waare und für eine kurze Zeit nicht von Bedeutung seyn.

Wenn die Regierung übrigens das Fabrikwesen dem Gutbefinden der Privaten gänzlich anheim stellt, ohne irgend eine Aufmunterung als lediglich Aufklärung, und ohne weitere Unterstützung, als die billige Entfernung aller Hindernisse, so befindet sich die Sache in den rechten Händen. Will sie dann nicht vorwärts, so sind bedeutende Ursachen Schuld daran, das will sagen, es ist kein wahrer Vortheil dabei, und die Nation, bei der dies der Fall ist, darf sich wohl beklagen, keinesweges aber trotzen, und eine unübersteigbare Mauer zu überspringen suchen. Sie versuche ihr Glück in anderen Zweigen der Industrie, im Ackerbau, der doch stets die Basis des National-Wohlstandes bleibt, oder im Handel, der die Nation bereichern kann. Sie gebraucht deshalb nicht die Hände in den Schooß zu legen, oder sich als verloren anzusehen, weil sie die Waare des Auslandes billiger kaufen, als selbst verfertigen kann.

Unsere übrigen Bemerkungen über den Gang und die Würkung der Kunst-Produktion werden wir während unserer Untersuchungen über das Fabrikwesen Dännemarks anbringen.

Dännemark ist kein Land für Fabriken, das ist eine Behauptung, die uns gleich aufstößt. Diese Behauptung ist so unbestimmt, daß man sie bejahen oder verneinen kann, je nachdem man sie von der einen oder der anderen Seite betrachtet. Die Behauptung kann nämlich sagen wollen: wir haben nicht so gute und so viele Fabriken, wie wir haben müßten; sie kann auch meinen, daß wir sie

nie

nie erhalten können. Das erste darf man einräumen; das zweite geht aber darauf hinaus, daß unüberwindliche Hindernisse für den Flor des Fabrikwesens bei uns vorhanden seyen. Welche können diese seyn? Vorläufig bemerken wir nur, daß diese Hindernisse sich in der neueren Zeit eingestellt haben müssen, indem sie nicht verhindert haben, daß Dännemarks Fabrikwesen, seitdem Friederich der Vierte die sogenannte Goldhausfabrik, die erste recht wichtige Fabrik im Lande, anlegte, bis zu unseren Tagen ziemlich bedeutende Fortschritte gemacht hat. Diese sogenannten unübersteiglichen Hindernisse werden nun auch nicht unser Fabrikwesen von weiteren Fortschritten abhalten; denn so lange eine Fabrik, es sey eine Tuchfabrik, eine Baumwollfabrik, eine Gerberei u. s. w., die ganz durch private Fonds ohne Unterstützung von Seiten des Staats getrieben wird, noch mit Vortheil bestehen kann, sind die unüberstеigbaren Gränzen für eine Tuchfabrik, eine Baumwollfabrik, eine Gerberei noch nicht erreicht, man ist noch nicht an der Scheide, wo man seine Rechnung nicht länger dabei findet; das Land kann also mehrere Tuchfabriken, Baumwollfabriken und Gerbereien haben, folglich können diese Fabrikationen noch vorwärts schreiten, und dies können alle diejenigen unserer Fabrikzweige, deren Gegenstand Waaren sind, welche wir größtentheils vom Auslande beziehen. Die Richtigkeit dieser Bemerkung ist in die Augen fallend. Also bedeuten die Hindernisse, die man zu sehen wähnt, wenigstens was einige Fabrikate betrifft, nichts, und bedeutende Fortschritte liegen ganz in der gewöhnlichen Ordnung der Dinge.

Aber, wird man sagen, man leugnet nicht, daß das Fabrikwesen bei uns vorwärts geschritten sey; wir haben eins, was von gar nichts ausgegangen ist; es kann auch etwas weiter kommen. Aber bis zu einem irgend hohen

Gra-

Grade, einem florirenden Zustande kaum es nie gelangen. Unüberwindliche Hindernisse stellen sich demselben entgegen. Hier redet man wieder unbestimmt. Was versteht man unter einem florirenden Fabrikwesen? Ein Fabrikwesen, welches das Land mit allen Fabrikwaaren versieht, und beträchtliche Quantitäten verschickt. Zufolge dieser Definition giebt es wohl kaum mehr, als ein Land, England, das ein blühendes Fabrikwesen hat. Recht viele Staaten können es nicht so weit bringen. Die endliche Folge von den Bestrebungen eines jeden Landes für's Fabrikwesen muß seyn, sich selbst zu versorgen, und der Zeitpunkt wird einst kommen, da eine jede Nation nichts weiter, als einige wenige Kunstsachen von den anderen Nationen bezieht. Also hat der Fabrikfleiß eine Gränze in sich selbst. Dies ist um so deutlicher, weil die Fabrik-Industrie eigentlich an kein Land gebunden ist; und ein jedes Land von gewöhnlicher Beschaffenheit kann die allermeisten Arten von Fabriken, einige einzelne ausgenommen, die gewisse Natur-Produkte, oder besondere locale Vortheile vorausseţen, selbst haben; (solche Vortheile sind Feurung, Ströme zum Treiben der Maschinen u. s. w.).

Die endliche Folge von der Erweiterung der Fabrik-Industrie muß deshalb der Zustand werden, in dem keine Nation von der anderen etwas anderes bedarf, als einzelne Waaren, und der auswärtige Absatz wird nach und nach stark abnehmen, ja vielleicht ganz eingehen. Alle Nationen gehen unaufhaltsam diesem Punkte entgegen, und derselbe wird erreicht werden. Gewisse einzelne Fabrikate, als große Spiegel, Gobelins-Tapeten, Porzelain-Verzierungen, kostbare Tafeluhren m. m. darf man vielleicht nicht erwarten, in allen Ländern zum eigenen Verbrauch allein verfertigt zu sehen, weil der bloße einheimische Absatz die Fabriken nicht unterhalten könnte. Von solchen Waaren kann aber

eine

eine jede Nation einige verfertigen, und diese werden immer ins Ausland gehen. Die meisten und wichtigsten Waaren in Rücksicht des Gebrauchs und der Quantität, wird eine jede Nation einst für sich selbst verfertigen.

Das endliche Ziel des Fabrikwesens scheint solchergestalt bestimmt zu seyn; zufolge seiner Natur und dem Zusammenhange mit den übrigen Zweigen der National-Würksamkeit, muß es überall entstehen, gradweise vorwärts gehen, und zuletzt die Nation versorgen und ins Ausland absetzen, nachgerade aber, wie die übrigen Nationen hervortreten, um sich selbst zu versehen, muß der auswärtige Absatz auch am Ende aufhören, bedeutend zu seyn.

In diesem natürlichen Gang der Sache läßt sich nichts verändern, keine Nation kann darauf rechnen, für immer ein Fabrikwesen zu einem sehr großen auswärtigen Absatz zu behalten, nicht einmal, wenn einige einzelne Nationen den Fabrikfleiß auch ganz versäumen; denn es werden doch stets Nebenbuhler in der Versorgung solcher Nationen entstehen. Ist es aber unmöglich, Fabrik-Nation, oder die einzigste Fabrik-Nation zu bleiben, oder lange einen bedeutenden Absatz von Fabrikwaaren nach dem Auslande zu behalten, so ist es eine höchst gefährliche Richtung, die eine Nation ihrer Industrie giebt, wenn sie sich zu einem sehr ausgebreiteten Fabrikwesen hinauftreibt, und das bis zu dem Grade, daß der National-Wohlstand vorzüglich auf diesem überspannten Zustande beruhet. Der Verfall des Fabrikwesens in einem Lande, dessen Zustand größtentheils von dem Flore desselben abhängt, ist überaus schädlich, und, wenn er plötzlich eintritt, verderblich. Gehen einige hundert weitläuftige Fabriken, mit kostbaren Einrichtungen und Inventarium ein, so ist das ganze Kapital der Anlage auf einmal verloren, und dadurch vielleicht weit mehr verloren, als gewonnen ward, indem sie in vollem Gange

waren; außerdem behält der Staat von den umgestürzten Fabriken eine Menge unnützer Menschen, die demselben zur Last fallen, und den Verlust vermehren. Wird die Einrichtung abgenutzt, hat sie sich in der Regel bezahlt; wird sie als unnütz verkauft, bezahlt keiner etwas dafür. Gehen die Fabriken nur langsam ein, wird der Verlust auf mehrere Jahre vertheilt, und nicht so sehr bemerkt, obgleich er immer vorhanden ist.

Es ist deshalb eine gefährliche Sache, sich auf ein blühendes Fabrikwesen zu verlassen, folglich auch, es hervorrufen zu wollen. Jetzt ist die Gefahr weit größer, als vordem; denn bei den meisten Nationen fängt der Kunstfleiß an, starke Fortschritte zu machen; beinahe überall wird die Fabrikation erweitert, der inländische Bedarf mehr und mehr mit eigengemachten Zeugen versehen, und die ausländischen finden deshalb weniger Absatz. Die Aussicht, für's Ausland zu fabriciren, wird also für jedes Land stets beschränkter, und die Unmöglichkeit, einen großen Antheil daran zu bekommen, oder die Ungereimtheit staatsökonomische Pläne auf eine solche Hoffnung zu bauen, und die Unverständigkeit, die Industrie einer Nation durch Zwang auf einen so leicht irreführenden Weg leiten zu wollen, ist dadurch bewiesen. Glücklicherweise wird jetzt keine Nation so leicht auf diese gefährliche Bahn hinausgelockt werden können; die bei den meisten Nationen erwachte Industrie macht einen zu fühlbaren Widerstand.

Alles, was die Nationen jetzt erwarten können, ist, daß eine jede ihr Fabrikwesen bis zu dem Punkte hebe, daß es:

1. sie mit allen den Kunstwaaren versehe, deren Verfertigung der Nation zum Vortheil gereicht; und

2. an=

2. andere mit denjenigen Waaren versehe, welche sie eben leichter als andere Nationen verfertigen kann, und mit welchen sie die Waaren bezahlt, bei deren Verfertigung sie Verlust erleiden würde.

Diesen Standpunkt muß eine jede Nation, deren Kunstfleiß bisher schlummerte, zu erreichen streben. Auf diesen Punkt wird eine jede Nation, die bis jetzt ein blühendes Fabrikwesen hatte, endlich und unumgänglich hinabsinken.

Dieser Zustand ist der natürliche, und hält die Nationen in dem Gleichgewichte, wornach alles, sowohl im physischen, als im moralischen und politischen, strebt. Er ist aber, als der vollkommenste Zustand in allem anderen, fern. Bevor das Gleichgewicht erreicht wird, kann eine Nation Vortheile an sich ziehen oder an sich reißen, welche anderen Nationen fehlen, und dadurch kann ein Land sich interimistisch die Vortheile eines erweiterten Fabrikwesens eben wie zueignen. Was bis jetzt geschehen ist, kann noch geschehen; eben so wie besonders England auf die Fabrikation mannichfaltiger Waaren sich eine Art Monopol für die ganze Welt erschaffen hat, so können noch andere Nationen den Zeitraum benutzen, der vorgehen wird, bevor das Fabrikwesen der Welt in die natürliche Lage kömmt, und dadurch die Vortheile erringen, die auf diesem Wege noch zu gewinnen seyn möchten.

Dürfte man hoffen, daß dieser Weg mit so vieler Vorsicht und Klugheit betreten würde, daß sich keine Uebertreibung einstellte, daß keine Anlage gemacht würde, bei der man seine Rechnung nicht fände, und daß man im Stande wäre, Absatz und Produktion stets im richtigen Verhältniß zu halten, und hätte man es dann in seiner Macht, die Produktion nach und nach, so wie der Absatz

sich

sich verringerte, einzuschränken, so daß man am Schlusse nicht einen Haufen unnützer Gebäude, Maschinen, Waaren und Menschen zurück behielte, so wäre dieser Plan gewiß werth befolgt zu werden. Wenn man aber in einem Lande nach einem blühenden Fabrikwesen ruft, ohne auf diese Zweifel Rücksicht zu nehmen, so legt man wenigstens keine recht weitschauende Umsicht zum Grunde. Und wenn man es einem Lande vorwirft, daß es mit dem Fabrikwesen desselben schläfrig gehe, so übersieht man häufig die wichtigen Umstände, welche lediglich Schuld daran sind. Man sieht nur, was man wünscht, was das Fabrikwesen des Landes seyn sollte, und vergißt zu untersuchen, was es werden kann.

Wir wollen das bis jetzt Gesagte auf den Dänischen Staat anwenden. Man wirft uns den niedrigen Zustand, in dem unser Fabrikwesen sich befindet, vor; man nimmt an, daß es viel weiter gebracht werden könne, und fordert, daß es viel weiter gehen solle.

Wir werfen also einen Blick auf:

a. den Zustand desselben;

b. die Bedingungen für die Fortschritte desselben; und

c. die natürliche Ordnung für die Fortschritte desselben zufolge der Natur-Produkte Dännemarks, den Stand desselben auf der Bahn der Kunst, und dem politisch ökonomischen Schauplatze der Welt.

Bei weitem der größte und wichtigste Theil aller Kunstwaaren, welche das Land verbraucht, ist ein Produkt des häuslichen Fleißes. Die Bekleidung beinahe der ganzen niederen Volksklasse, Wadmel (grobes eigengemachtes Wollenzeug), Hvergarn (eine Art Zeug von halb leinen, halb wollen Garn, das von den Bauern zu Kleidern gebraucht,

ge-

gewöhnlich gestreift ist), Flachs: und Werk-Leinewand, Bühren, Strümpfe, Mützen, weiter Pferdedecken, Säcke m. m. Und es ist nicht bloß für die niedrige Klasse. Sogar ziemlich hoch hinauf würkt der Hausfleiß in den meisten Predigerhöfen, den Häusern der Pächter, bei wohlhabenden Bürgern in den Städten und auf vielen Gütern. Selbst in sehr splendiden Häusern werden verschiedene von den Waaren des häuslichen Fleißes nicht verschmähet, als Bettzeuge, Deckzeug, Fußteppiche, Strumpfstricken. Einige dieser Waaren, so wie Leinewand und Strümpfe, sind sogar ein Gegenstand des auswärtigen Handels. Manche andere könnten es werden, wenn der Hausfleiß richtig angeführt würde.

Wir haben schon bewiesen, daß diese Fabrikations-Ordnung die vortheilhafteste sey, und da sie bei uns von so großem Umfange ist, befindet sich der wichtigste Theil der Fabrikwaare, die das Land verbraucht, in den rechten Händen, und wird auf die vortheilhafteste Art producirt. Will man so etwas nicht Fabrik nennen, so ist es doch ein Surrogat für Fabriken, welches die Sachen zuwege bringt, ohne die eigentlichen Unannehmlichkeiten und Gefahren des Fabrikwesens mit sich zu führen. Doch selbst dieses darf dadurch nicht übertrieben werden, daß alles zu fabrikmäßig für den auswärtigen Absatz, der ja in Stockung gerathen könnte, eingerichtet wird. Dadurch sind die Leinewands-Fabrikanten in Schlesien und Westphalen, die Spitzen-Fabrikanten in Brabant und der Gegend von Tondern, häufig wegen Mangel an Absatz in große Verlegenheit gerathen, welches mit allem Hausfleiße geschehen kann, der auf einen bedeutenden ausländischen Absatz zielt, und dadurch seinen besonderen Charakter verliert, und in den der Fabrikation übertritt, mit anderen Worten, daß die Arbeitskosten ganz von den Preisen der Waaren getragen werden müssen.

Der

Der Hausfleiß versieht uns mit einer unglaublichen Menge Sachen, und für dasjenige, was er liefert oder liefern kann, dürfen wir keine Fabriken anlegen, die immer mit Unkosten verknüpft sind. Der Hausfleiß muß veredelt und so weit gebracht werden, daß man Fabriken entbehren kann. Wo er aufhören muß, da soll das eigentliche Fabrikwesen erst anfangen.

Wirft man einen allgemeinen Blick über dieses, verfolgt man dasselbe von dem einfachsten und gröbsten, bis zu dem mehr zusammengesetzten und feinsten, müssen wir zugestehen, daß es auf keiner recht hohen, zum Theil auf einer sehr niedrigen Stufe steht, und daß es in einer Menge Artikel so weit davon entfernt sey, für ausländischen Absatz zu arbeiten, daß es umgekehrt nicht einmal den inländischen Bedarf befriedige. Von allen Fabriken sind die Handwerke die wichtigsten, erstens, weil sie durch Weber, Schneider, Schuster, Tischler u. s. w. die Waaren der nothwendigsten Bedürfnisse liefern, demnächst, weil die Waaren, welche sie liefern, größtentheils die Beschaffenheit und den Preis aller anderen Arbeit bestimmen, weil sie Arbeitsmittel sind, so wie die Produkte der Schmiede, Rademacher, Gerber u. a. und endlich weil sie eine so ungeheure Menge roher Produkte verarbeiten, welche durch die pfuschermäßige Bearbeitung zum Theil verdorben wird oder verloren geht. Ein Hauptfehler unsers Fabrikwesens ist die mäßige Arbeit der Handwerker, durch Verschwendung des Materials, durch schlechte Geräthschaften, mit denen schlecht gearbeitet wird, und daß diese Klasse von Arbeitern darum eben keinen Stamm tauglicher Arbeiter bildet, die von den gröberen Fabriken zu den feineren übergehen könnten.

Inzwischen bemerkt man doch, daß in Betreff verschiedener Sachen eine Verbesserung in dem Arbeitsstyl dieser Handwerker eingetreten ist. Tischler, Klempner, Schuster,

Weber, Färber, Schmiede, Gürtler, Drechsler, Buchbinder, Huthmacher haben bedeutende Fortschritte gemacht, und die einzelnen Vorzüglichen werden die übrigen nach und nach mit sich ziehen. Einige dieser Handwerke werden sogar fabrikmäßig getrieben, als wie die Eisenfabrik im Thiergarten und die Fabrik in Friederichswerk.

Die Ursache, warum es nur langsam hiemit gegangen ist, liegt vorzüglich in zwei Punkten. Der erste ist eine gewisse Eigenheit im Charakter der Nation, eine Geneigtheit vorlieb zu nehmen, die sich, was gewisse Sachen betrifft, auf Mangel an Geschmack gründet, übrigens aber auf einen Mangel an Gewandheit zur Arbeit, und was andere Sachen betrifft, an Sinn für das Vollendetere, beruhet. Wo dieser Geist sich einmal eingeschlichen hat, steht er einer besseren Fabrikation außerordentlich im Wege. Wenn alles gut genug ist, so ist das beste überflüssig, und wo findet sich denn die Aufmunterung, um es hervorzubringen?

Der zweite Punkt liegt im Zunftwesen, nicht darin, daß so viele Handwerker an Zünfte gebunden sind, denn dies ist in mancher Rücksicht nützlich; sondern darin, daß man nicht häufig genug die Zunftartikel revidirt, und anstatt durch diese zu zwingen, mit der Zeit vorwärts zu schreiten, neue Methoden anzunehmen, bessere Maschinen und Geräthschaften, andere veredelte rohe Materialien zu gebrauchen, die vorigen Formen umzutauschen, alles nach alter Art vorwärts schlendern läßt.

Gegen das Zunftwesen hat man in der neueren Zeit vieles einzuwenden gehabt. Doch ohne Grund; denn es ist eine Frucht tiefer Weisheit, das im Anfang desselben unverbesserlich war; nur wurde gefordert, daß es sich nach und nach den Fortschritten der Technologie, und dem Bedarf

der

der Nation, der in und mit der Zeit neue Forderungen machen mußte, anpaßte. Die Absicht war, gegen schlechte Arbeit, und den Arbeitern ein anständiges Auskommen zu sichern. Daher die Lehrjahre, das Meisterstück; daher die beschränkte Anzahl der Zunftmeister.

Gegen die Handwerks-Zünfte läßt sich einwenden:

1. Daß sie monopolisiren können, indem sie geringe Vorräthe, mäßige Waare haben, Complotte wegen hoher Preise eingehen. Taxen können hier nichts helfen, aber die Privilegien der Zunft können wirken. Sie können mit dem Auslande in Concurrenz gesetzt werden. Man kann ihnen Freimeister zur Seite setzen.

Man kann durch Muster (so wie durch Meubel-Magazine) beitragen, ihren Arbeitsstyl, und ihre Kunst durch technologische Anweisungen (als durch die Committee zur Veredlung der Handwerker in Kopenhagen) zu bilden.

Um die benöthigte Waare zuwege zu bringen, die Aufsicht mit der Arbeit zu erleichtern und zu beurtheilen, ob hinlänglich gearbeitet wird, müßte jede Zunft einen allgemeinen Kaufladen haben, so wie die Tischler in Kopenhagen gemeinschaftliche Kaufläden halten, und die Sattler daselbst auch seit kurzem angefangen haben. Außerdem entsteht dadurch Concurrenz in den Zünften selbst, wo nicht in Rücksicht der Preise, so in Güte der Arbeit.

2. Daß viele Lehrjahre sind, und viele Zeit dadurch verloren gehe.

Die Bursche haben nichts, womit sie ihre Lehre bezahlen; sie müssen also mit ihrer Zeit, persönlicher Arbeit, mittelbarer Arbeit bezahlen. Ohne dieses lernen sie nichts; denn Information in der möglichst kurzen Zeit würde Meister und Gesellen aufhalten.

Die übrigen Einwendungen, daß ein tauglicher Arbeiter oft nicht in die Zunft kommen könne, theils weil er nicht in derselben aufgelernt, theils weil sie vollzählig ist, daß sie häufig nur mäßig arbeiten, daß sie zum Theil noch an einem Haufen ungereimter Gewohnheiten und Sitten hängen u. s. w. können, wie gesagt, alle dadurch gehoben werden, daß man die Zunftartikel einer Revision unterwirft. Und wenn eine wachsame und kundige Aufsicht über das Zunftwesen Statt fände, ist es ein würksames Mittel, die Kunst-Produktion auf eine hohe Stufe zu bringen. Und es ist dann unter anderem nützlich, um zu verhindern, daß die Gewerbe nicht überfüllt werden, und dient zu einer überaus heilsamen Policey über Gesellen und Lehrbursche, eine Policey, deren höchst nothwendiges Daseyn wir jetzt, nach der Erschlaffung des Zunftwesens bei uns, als eine Folge der Verordnung vom Jahre 1800, nur zu sehr bemerken.

Unter allen unseren übrigen Fabrikaten sind nur wenige, die eine Vollendung oder den höchsten Kunstfleiß verrathen, und deßwegen ist der ausländische Markt für sie verschlossen. Ihre Waaren beschränken sich auf die Heimath, woselbst viele derselben nicht einmal starken oder schnellen Absatz finden, wenn ausländische Concurrenz Statt findet. Deshalb sind sie nicht hinreichend, um den eigenen Bedarf zu versehen.

Für manche Art Waaren haben wir gar keine Fabriken, für eine Menge nicht hinreichend, und ein großer Theil von denen, die wir haben, sind nicht gut genug.

Unter den gänzlich fehlenden, oder doch äußerst unzureichenden Fabrikationen sind nicht wenige von großer Wichtigkeit wegen der großen Quantität, die davon verbraucht wird: Fayence, Glas, feine Eisen- oder Stahlwaaren

(höchst

(höchst unzureichend), grobe Eisenwaare, Messer, Gabeln, Scheeren, Sägen, Lichtscheeren, Feuerzangen, Feuerschaufeln, Fensterhaken, Beschläge, Striegeln, Bohrer, Hobeleisen, Feilen, Sensen, theils nicht hinlänglich, theils schlecht. Eine Menge anderer Metallwaaren von Blech, Messing, Plat, lakirte Blechsachen, Knöpfe, Schlösser, Schrauben, Gürtlerarbeit, als Thürbeschläge, Mörser, Leuchter, Plätteisen m. m.; Knopf- und Nähnadeln, Pfeifendeckel, Schnallen, Spielzeug, Schachteln, Drechsler-Arbeit, Bürsten u. s. w.

Daß so viele dieser Waaren eingeführt werden, ist ein bedeutender Verlust, und es ist um so mehr zu beklagen, weil viele derselben so äußerst leicht und die meisten wegen des ausgebreiteten Absatzes an den gemeinen Mann um so viel sicherer zu verfertigen sind, da der größte Theil derselben der Mode nicht unterworfen ist. Ihr gesammelter Werth bildet eine überaus große Summe, und obgleich das rohe Material allzusammen gekauft werden muß, ist doch Vortheil dabei, sie hier im Lande sowohl zum eigenen Verbrauch als zum auswärtigen Absatz zu verfertigen. Die Fabrikation dieser Waaren halte ich für die wichtigste des Landes, und sehe sie als diejenigen an, die erst als Fabrikate vorzüglich unterstützt werden müssen. Daß sie zum Theil vermißt, und zum Theil schlecht verfertigt werden, ist der größte Fehler unseres Fabrikwesens.

Es darf aber nicht unbemerkt bleiben, daß diese Klasse der Fabrikate in den letzten 20 bis 30 Jahren sowohl in Quantität als Qualität sehr viel gewonnen hat. Vor jener Zeit fand man in dem Laden eines Eisenkrämers kaum ein einziges im Lande verfertigtes Stück. Nun findet man deren eine ganze Menge, als Nadeln, Kämme, Drechslerwaaren, gegossene Eisenwaaren, Oblaten, Siegellack, Tabackspfeifen, Feile, Sensen, Messer und Gabeln,

beln; Taschenbücher u. s. w. Diese Veränderung ist keines: weges unwichtig, sie beträgt weit mehr, als man glaubt.

Außer diesen Waaren ist endlich noch eine große Klasse, welche die Versorgung der höheren Stände mit Kleidungs: stücken aller Arten befaßt, und in dieser sind wir gewiß sehr weit davon entfernt, uns selbst zu versehen. Jedes Kleidungsstück oder Putz von Seide ist fremd, so wie das feinste von Baumwolle und Flachs, und ein sehr großer Theil des gröberen und groben gleichfalls. Eben so mit den wollenen Zeugen (Hüthe vielleicht ausgenommen), mit Leder zu Schuh: und Sattelmacher: Arbeit.

In dieser Waaren: Klasse haben wir doch auch bedeu: tende Fortschritte gemacht. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß wir, obgleich viel feines fremdes Tuch eingeführt wird, doch nahe daran sind, uns selbst versorgen zu können; denn es ist bekannt, daß eine nicht unbeträchtliche Menge Dänisches Tuch ausgeführt wird. Unsere Baumwoll: Fabriken haben außerordentlich stark zugenommen, und finden sogar auswärtigen Absatz, die Gerbereien eben so. Geht man nur 20 Jahr zurück, und stellt dann einen Vergleich an, wird man die Verbesserung würklich bedeu: tend finden.

Eine Klasse von allgemeinen Waaren befaßt in sich: Zucker, Wachslicht: Waaren, Wachstuch, Kraushaare, Porcelain, Schreibfedern, Choccolade, Essig, wohlriechende Wasser und Oele, Siegellack, Oblaten, Spielzeug, Drechs: lerarbeit, Bücher, Papier, Malerstoffe, Seife, Tabak, Oel, Uhren, Galanterie: Waaren, mathematische und physische Instrumente, gegossene Eisenwaaren, Maschinen aller Art, Spinnmaschinen, Preßspäne, musikalische Instrumente, ist freilich noch sehr zurück, hat aber bedeutend zugenommen. Die Papier: Fabrikation beträgt noch wohl keine 100000

Ries

Ries jährlich, aber vor 25 Jahren lieferte sie kaum 30000. In Kopenhagen allein werden jetzt zwischen 2 und 3 Millionen Pfund Tabak verarbeitet; vor 25 Jahren keine 500000 Pf. u. s. w. mit den vielfältigen anderen Waaren, deren Fabrikation sich in der letzten Zeit immer mehr und mehr begründet.

Diese ungefähre Uebersicht zeigt wohl, daß unser Fabrikwesen noch sehr mangelhaft sey, zugleich aber auch, daß es sowohl in Rücksicht der Güte, als der Menge und Verschiedenheit vorwärts schreite. Daß dieß geschieht, läßt sich nicht läugnen, und geschieht es, so ist dadurch wohl die Frage abgemacht, ob Dännemark Fabriken haben kann, ob es solche haben darf, und darnach streben soll sie weiter zu bringen, — kurz, ob es das ist, was man unter einem Fabriklande verstehen muß.

Man wird vielleicht einwenden, daß die meisten eigentlichen Fabriken durch öffentliche Unterstützung entstanden sind, und mittelst solcher, also zum Nachtheil für die Nation, getrieben werden. Man hat freilich vieles über diese Unterstützung gehört und gesehen, und obwohl ich gern gestehe, daß diese Unterstützung nicht immer auf den rechten Gegenstand angewandt wurde, und häufig ganz und gar verloren ging, so ist der Betrag derselben im Ganzen nicht besonders erheblich. Von 1736 bis 1774 betragen alle von der Regierung zum Emporhelfen der Handwerker, Fabriken und Manufakturen, als Geschenk, Vorschuß und Anleihe verbrauchten Summen, wenn man sie auch sämmtlich als verloren ansieht, in 38 Jahren nur 800,000 Rthlr. Von 1796 bis 1806 (10 Jahr) hat das Oekonomie- und Com-

Commerz-Kollegium vom Commerz- und Industriefond gebraucht . . . . . 665,000 Rthlr.

Der König unmittelbar durchs Finanz-Kollegium . . . . . 179,000 :

Von 1803 bis 1811 inclusive zu Maschinen für Woll-Manufakturen 526,151 Rthlr. D. C. . . . . 400,000 :

Also mit der Unterstützung von 1736 bis 74 800,000 :

Von 1807 bis 1812 anderweitig 123,000 Rthlr. D. C. . . . . 80,000 :

In allem 2,124,000 Rthlr.

wovon 400,000 Rthlr. Anleihe vermuthlich wieder eingehen werden. In 48 Jahren also 1,700,000, oder etwas über 35,000 jährlich, und vielleicht 40,000, wenn der Zeitraum von 1774 bis 1796 (22 Jahre) hinzukäme. Etwas ist wohl ausgelassen, aber höher als etwa 40 bis 50000 Rthlr. jährlich kann die Unterstützung, als eigentlicher Verlust betrachtet, nicht gerechnet werden. Und wenn auch viele ermunternde Anlagen, als z. B. einige Porzelainfabriken, Seidenfabriken, Kammertuchfabriken, Uhrfabrik, Fayencefabrik, eingegangen sind, so blieben doch die Woll- und Baumwollfabriken, und ein, obwohl vielleicht geringer Grad eines gewissen Fabrikgeistes, oder eines gewissen Tacts zurück, der auf das Fabrikwesen in einem Lande, wo solches vor 60 bis 70 Jahren ganz neu war, gewiß von heilsamen Einfluß seyn muß. Es ist deshalb keinesweges diese Unterstützung, die jetzt überhaupt sehr eingeschränkt ist, die unsere Fabriken am Leben erhält, am allerwenigsten die enigen, die keine Unterstützung empfangen, oder jemals solche genossen haben, und doch gedeihen. Auch sind es nicht Monopole oder Privilegien, wodurch andere gedrückt werden, welche sie erhalten. Das, was sie erhält, ist die

Ueber-

Ueberzeugung, daß sie sich bezahlen, und daß ihre Anlage weder die Natur noch andere entgegenwürkende Umstände gänzlich wider sich habe.

Gleichwohl läßt es sich nicht läugnen, daß unser Fabrikwesen mit Rücksicht auf die Totalwürkung desselben sich noch in einem unvollkommenen Zustande befindet, und daß es nur mit schwachen Schritten vorwärts gegangen ist und einherschreitet. Wir wollen hier nicht an den jetzigen Zeitpunkt denken, indem die Umstände für ein Fabrikwesen, wie das unsrige, am wenigsten zu neuen Anlagen, wegen der hohen Zinsen und der Ueberschwemmung von englischen Waaren, die unter dem Preise verkauft werden, gewiß nicht günstig sind. Wir werden uns aber eine ruhige ordentliche Zeit denken, so wie die Periode von 1807. Warum geschahen in dieser Periode nicht weit größere Fortschritte? Daß wir damals würklich einen Schritt vorwärts thaten, ist gewiß, und eben so gewiß ist es, daß wir nach dieser Periode nicht wieder so weit zurückfielen, wie man erwartet haben konnte, und wie viele glauben. Unser Fabrikwesen machte in jener Periode würklich nicht unbedeutende Fortschritte. Die Schwierigkeit, Geld anzubringen, und die große Leichtigkeit, während des Krieges alles abzusetzen, verursachte, daß eine große Anzahl Fabriken entstand und viele erweitert wurden. Es war aber nicht schwierig, den Ausfall dieses Versuchs der Thätigkeit vorher zu sehen. Sie mußten zugleich mit der Ursache, der sie ihr erzwungenes Daseyn verdankten, wieder fallen. Auch andere Länder, besonders England, sahen sich wegen des gehemmten Absatzes, in dieser höchst verwirrten Zeit in der äußersten Verlegenheit mit ihren Fabrikaten. In Großbritannien hatte man inzwischen fortgefahren zu arbeiten, da man immer Frieden hoffte, und da dieser endlich kam, galt es, Absatz für die ungeheuren Waarenmassen zu finden.

Herab-

Herabsetzung des Preises, sogar bis unter den Fabrikpreis, war eins der Mittel, welches die Englischen Fabriken, als das kleinere Uebel, wählen mußten, wodurch der Continent nun überschwemmt wurde, und da England sich zur nämlichen Zeit ein sehr gelegenes Contrebande-Institut auf der Insel Helgoland erwarb, so waren die neu angelegten Fabriken des festen Landes keinesweges im Stande, diese doppelte Concurrenz auszuhalten; viele derselben mußten deshalb zu Grunde gehen, und so ging es auch einigen unserer neuen Fabriken, die mehr angefangen als begründet waren. Daß mehrere fielen, ist bekannt, daß sie aber doch nicht alle niedriger sanken, als sie eben standen, wird folgende Liste beweisen, die eine bedeutende Menge derjenigen Waaren angiebt, welche in den Jahren 1815 und 1816 im Kopenhagener Zolldistricte producirt sind, und woraus man ersieht, daß der Fall im Jahre 1816 nicht so beträchtlich war.

Verschiedene Woll- und Baumwoll-Fabrikate, verfertigt im Kopenhagener Zoll-District in den Jahren 1815 und 1816.

	1815.	1816.
Tuch	143,419¼ Ellen.	177,612 E.
Casimir	806¼ :	1,334¾ :
Zeuge zu Fußteppichen .	3,360¾ :	7,842 :
Multum	2,632 :	6,430 :
Flanel	9,623 :	19,454¼ :
Chalong	538 :	3,717½ :
Rasch	610 :	994 :
Flaggentuch . . .	8,436 :	2,103 :
Boy	162 :	757¾ :
Baumwollene Zeuge . .	130,249¾ :	166,324¾ :
dito Schürzen .	3,043⅝ Dutzd.	1,957 5/12 D.

Westen:

	1815.	1816.
Westenzeuge von Baumwolle und Wolle	943¼ Ellen.	1,185¾ E.
Madras von Baumwolle und Seide	413 ;	67 ;
Shawls	198 Stck.	64½ St.
Barchent (Bommesie)	27,684 Ellen.	27,375 E.
dito (Olmerdug)	18,936 ;	8,020½ ;
Bettzeuge von Baumwolle	170 ;	6,083¾ ;
Köper	827¼ ;	253¼ ;
Grauer Nankin	90 ;	601½ ;
Baumwollene Strümpfe	1,548 1/12 Dtz.	2,681⅝ Dtz.
Gedruckte Cattune	352,624 Ellen.	358,533½ E.
dito Tücher	77,978 ;	64,929 ;
dito Schürzen	8,489 ;	4,168 ;
dito Borten	1,083 ;	3,015 ;
dito Köper	2,736 ;	522¾ ;

Außerdem findet man im Jahre 1816 folgendes producirt, von welchen Artickeln im vorhergehenden Jahre noch nichts producirt wurde:

Kalmuck	489¼ Ellen.
Wollenes Deltuch	147¾ ;
dito Zuckertuch	76 ;
dito Serge	23 ;
Pique	38 ;
Gedruckte wollene Westenzeuge	20 ;
Gefärbte Kattune	8,587¼ ;
dito wollener Musselinet	39½ ;
dito Manchester	41 ;
Flor von Wolle	20 ;
Pferdedecken-Zeug	89½ ;
Schürzenband	12,720 ;

Was

Was die Versorgung beider Militair : Etats betrifft, betrug sie im Jahr 1816 ohngefähr 60,000 Ellen grobes und 10 bis 12,000 Ellen feines Tuch.

Alle 19 ersten Artikel betrugen:

1816	. . . .	433,107 Ellen.
1815	. . . .	352,039 :
Also mehr im Jahr 1816 .		81,068 Ellen.

Um die Frage zu beantworten, weshalb wir in dieser Periode nicht noch weit größere Fortschritte machten, eine Frage, die zugleich die allgemeine Bequemheit oder Unbequemheit Dännemarks zur Kunst : Produktion betrifft, wollen wir die Bedingungen angeben, unter welchen ein Land ein blühendes Fabrikwesen hoffen darf, und bemerken, in wie fern sie in Dännemark vorhanden sind.

1. Klima; Licht, Wärme, Kleidung, Nahrung sind davon abhängig, Theurung ist eine Folge desselben.

2. Reichthum an rohen Produkten zur Veredlung. Von diesen hat Dännemark kein wichtiges. Ohne Zweifel ist die Wolle der jütschen Schaafe zu Hüthen wohl das einzigste, die übrige Wolle ist mittelmäßig, Merinos-Wolle haben wir von 15,000 Schaafen, im Ganzen 30 bis 40,000 Pfund.

Flachs, Hanf mäßig, Tabak schlecht. An Metallen fehlt es.

Holz von Eichen, Buchen, Eschen, Birken, Erlen haben wir, gebrauchen es aber schlecht.

3. Feurung als Fabrikmittel ist wichtig für viele Fabriken, und nicht überflüssig vorhanden.

4. Der Arbeitsstyl der Nation ist faul und träge, sie hat nur wenig Behendigkeit und Scharfsinn.

5. Die

5. Die feineren Fabriken setzen die gröberen voraus, und ein Arbeitsstamm, Maschinen und Geräthschaften fehlen.

6. Der Hausfleiß ist einem ausgebreiteten Fabrikwesen schädlich, das Nichtvorhandenseyn desselben ist die wahre Stütze des Englischen Fabrikwesens.

7. Der Geschmack und der Sinn der Nation für die Güte und Schönheit des Fabrikats. Hier sieht man bloß auf einen billigen Preis, welches nicht ermunternd ist. Die von Einigen behauptete Lust der Nation zu fremder Arbeit ist nicht bewiesen; die Arbeiten des häuslichen Fleißes werden doch mit Vorliebe benutzt.

8. Inländischer Absatz ist der wichtigste Sporn für den Fabrikfleiß, der auswärtige ist aber auch von Wichtigkeit. Unsere Kaufleute haben sich desselben nicht recht angenommen, die Regierung auch nicht; (doch bisweilen durch Ausfuhr-Prämien). Die Nation hat die gewöhnlichen Staatskniffe anderer Nationen, als Vortheile für das Dänische Fabrikwesen durch Handels-Tractate, oder Benutzung des Kolonial-Monopols, versäumt.

9. Mangel an Kapital.

10. In einem jeden Lande findet eine gewisse natürliche Ordnung statt, in der das Fabrikwesen vorwärts schreiten muß, und dieser ist man hier nicht gefolgt.

Vergleichen wir unsere Nation und unser Land mit den Bedingungen für ein blühendes Fabrikwesen, werden wir bald erkennen, daß das jetzige Gepräge desselben Langsamkeit und zum Theil Mittelmäßigkeit seyn muß. Es verdient bemerkt zu werden, daß man hier im Fabrikwesen und unter den Handwerkern viele, dagegen im Seewesen beinahe gar keine Fremde findet. Erwägt man zugleich

fol-

folgende wichtige Punkte: 1. den geringen Arbeitssinn und die Trägheit der Nation; 2. die daraus hervorgehende Arbeitstheurung; 3. die Kostbarkeit der Lebensart in einem kalten Klima; 4. die übertriebene Genügsamkeit der Nation, welche bewürkt, daß sie sich schlecht bedienen läßt, weil ihr Sinn und Geschmack, also das Bedürfniß nach besseren Waaren fehlt; 5. den Mangel an Kapital bei der Nation, und zwar gegen passende Zinsen zu Fabrikanlagen, und überhaupt die geringe Lust dazu; 6. den Hausfleiß und 7. die verkehrte Ordnung, in der das Fabrikwesen hier empor geholfen ist, wobei das wichtigste ganz und gar versäumt wurde, so kann man unserem Fabrikwesen große Mängel nicht absprechen.

Für Dännemark wäre die richtige Fabrikations-Ordnung ohne Zweifel folgende:

1. Die Fabrikation des Hausfleißes, vorzüglich in Flachs und wollenen Waaren. Eine arme Nation muß sie ermuntern, eine reiche kann dasjenige entbehren, was die Fabrikanten kosten.

Leinwand-Manufakturen können überhaupt wohl nicht gut ohne den Hausfleiß gelingen.

Auch muß der Hausfleiß die Woll-Manufakturen so weit als möglich umfassen; denn wenn auch etwas Material dabei verloren geht, so wird an Arbeitskosten gewonnen. Auf 100 Ellen grobes Tuch gehen vielleicht 2 Pfund Wolle verloren, vielleicht wird aber auch wieder ½ Tonne Korn, einige Pfund Fleisch und Butter dadurch gewonnen. Wird auch etwas Material verpfuscht, z. B. Wolle zu Wadmel, aus der feines Tuch hätte verfertigt werden können, so ist es deswegen noch kein Verlust. 3 Ellen feines Tuch a 3 Species = 9 Species = dem

Ge-

Gebrauche eines Jahrs; 6 Ellen Wadmel a ½ Sp. = 3 Sp. = zum Handel 6 Sp. geringer an Werth; es kostet der Nation aber auch einige Species weniger, als das Tuch, welche Summe im ersten Fall der Nation ein reiner Gewinn wird. Dagegen ist Wadmel zum Gebrauch doppelt so gut wie Tuch, und folglich eine Kleidung von jenem Zeuge noch einmal so dauerhaft, wie eine Kleidung von Tuch. Beim Wadmel geht also im Vergleich mit Tuch nur die Hälfte des rohen Materials verloren, welches der Nation also zum reinen Gewinn ist. Nicht deshalb, weil ein Bauer länger mit seinem Rock geht, als ich mit dem meinigen; denn wir tragen beide unsere Kleider auf.

Der Hausfleiß ist also auch von der Seite wünschenswerth, und muß befördert und veredelt werden. Dies ist bis jetzt versäumt. Unser Handelsstand hat nicht recht darnach gestrebt, denselben zu befördern, indem er zum auswärtigen Handel Zeuge von der nämlichen Beschaffenheit bestellte.

2. Die Handwerker müssen zuvörderst empor geholfen werden. Hierzu könnte ein wohl organisirtes Zunftwesen, unter andern durch öffentliche gemeinsame Verkaufsläden (so wie bei uns die Läden der Tischler und Sattelmacher) beitragen. Auch müßte der Handel sich hier würksam zeigen, um auswärtigen Absatz zu verschaffen.

3. Doch müßten einige Handwerke in Fabriken verwandelt werden, indem durch das vereinzelte Arbeiten viel Material und große Arbeitskraft verloren geht. 100 Grobschmiede verfertigen mit 100 Feueressen und 200 Menschen täglich 1000 Hufeisen, oder Spaten, oder 500 Sensen u. s. w., welches eine Fabrik mit einem Viertheile Brennmaterial, und durch Hülfe einiger Maschinerie vielleicht mit $\frac{1}{10}$ Menschenarbeit vollbringen würde. Hieraus entsteht

ein

ein großer Verlust. Die Waaren werden zu kostbar, und die Steinkohlen werden im Auslande geholt und bezahlt.

Einige von den Arbeiten des Hauswesens, als Brauerei, Bäckerei und Malzmachen müßten mehr ins Große, und fabrikmäßig getrieben werden; welchen bedeutenden Absatz von gutem Bier könnte Dännemark nicht haben.

4. Nächst diesem müssen für die allergewöhnlichsten und einfachsten Sachen zum Bedarf des täglichen Lebens, als grobe Baumwollzeuge für den Bauer und gemeinen Mann, Geräthschaften und Werkzeuge, und überhaupt Metallwaaren, Nägel, Gürtlerarbeit, Blechwaaren, Messer, Gabeln, Schlösser, Beschläge, Hüthe, Leder, Glas, Fayence, die ersten eigentlichen Fabriken angelegt werden; demnächst auch für einige einfache, wegen des häufigen Gebrauchs aber höchst wichtige Artikel, als Seife, Oel, Essig, Tabak, Papier.

Wenn alle solche Waaren hier im Lande gut verfertigt werden, so ist die Nation, sowohl zum unmittelbaren Gebrauch im täglichen Leben, als zu den Mitteln zur weiteren Arbeit gut bedient. Ja, die meisten der hier aufgerechneten Sachen, als z. B. Tabak, Seife, Metallwaaren, Hüthe können auch beträchtlichen auswärtigen Absatz finden. Die Fabriken, welche diese Waaren zuwege bringen, besitzen größtentheils einen bedeutenden Vortheil darin, daß sie zu derjenigen Klasse der Fabriken gehören, die eine Menge Menschen erfordert, und nicht durch irgend eine Arbeit ersparende Maschinerie von Bedeutung getrieben werden kann. Fabriken der Art sind es, deren eine Nation sich zuerst befleißigen muß, und auch mit Vortheil kann, weil der inländische Absatz groß und sicher ist, und der Fabrikant sich deswegen mit wenigen Procenten begnügen kann. Solche Fabriken gewähren auch den wichtigen Vortheil,

daß

daß die Kunst-Produktion die Nation würklich von einer Menge überflüssiger Menschen befreiet, wogegen dieser Vortheil bei Fabriken, welche die meiste Arbeit durch händeersparende Maschinen verrichten, weit mehr beschränkt ist.

Daß viele der rohen Materialien, wie Tabak, Eisen, Kupfer u. s. w. ausländisch sind, sagt nichts, denn sie sind auch zum Theil ausländisch bei den Nationen, die uns jetzt mit Fabrikaten derselben versehen. Wie könnte der längere Abstand von Virginien nach Dännemark, als von Virginien nach Holland uns wohl daran hindern, gute Tabaks-Fabriken zu haben? Dännemark liegt weiter von Westindien, Ostindien und China, als England; verkaufen wir nicht gleichwohl die Produkte dieser Länder mit Vortheil?

Diese Klasse der Fabriken ist die wichtigste, und muß bei uns die erste seyn. Die gemeinsten, das will sagen, die einfachsten Waaren müssen wir in Rücksicht der Quantität zur Vollständigkeit, und hinsichtlich der Qualität zur Vollkommenheit bringen. Mittelst dieser Klasse können wir, durch Hülfe eines Stammes tauglicher Arbeiter und guten Werkzeuges weiter gehen, und dann wird

5. Das Fabrikat der feineren Waaren, als feines Tuch, Mousselin, feine Stahlarbeit, plattirte Waare, Seidenzeug, Porcelain, die nächste Stufe.

Bei allen diesen Waaren muß bemerkt werden, daß sie in mehreren Ländern schon zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gebracht sind. Man hat in England, Frankreich und Holland alles was dazu gehört: tüchtige Arbeiter, vortreffliche Maschinen und Einrichtungen, bei vielen eine Menge kleiner Arcane, man hat Kunstsinn, ist erfinderisch in Veränderungen, man hat die Mode in seiner Macht, man ist im Besitz von der Versorgung vieler Nationen, man hat die Gewohnheit und das Vor-

urtheil auf seiner Seite, um den Absatz zu befördern, lauter große Vortheile, an denen es Dännemark gebricht. An rohen Materialien hat man hier nicht Wahl genug, eine kleine Künstlermenge, um darunter zu wählen, und überhaupt wenig praktische Hülfsmittel. Wir können deshalb in Rücksicht solcher Waaren, die nach ganz anderen kritischen Regeln geprüft werden, als die geringeren, uns andern Nationen gar nicht gleich stellen. Sie müssen weit mehr Forderungen, als die des bloßen Nutzens, zufrieden stellen. Feines Tuch kann gern warm und stark seyn; fehlt demselben aber eine gewisse Art Weichheit, Glätte, und Glanz, hat die Farbe eine kleine Nüanz, welche die Mode nicht billigt, wird das Tuch getadelt. Vollkommenes Tuch, Seidenzeug und Porcelain kann nur in vollkommenen Fabriken, die im Besitz aller der Vortheile sind, welche Dännemark annoch vermißt, verfertigt werden. Haben unsere Fabriken denn auch einige einzelne Stücke producirt, die ihren ausländischen Prototypen an die Seite gesetzt werden können, so werden eine Menge Unkosten darauf verwandt seyn, die natürlichen oder zufälligen Hindernisse zu überwinden, wodurch die Waare entweder theurer wird, als fremde, oder der Gewinn des Fabrikanten zu gering oder nichts ward, so daß die Nation entweder den Verlust tragen, oder die Fabrik eingehen muß.

Man sieht die Richtigkeit hievon bei einigen unserer feinen Fabriken. Warum ist unser Porcelain wohl stark genug, aber doch, was die besseren Arten desselben betrifft, in Form, Regelmäßigkeit und Zeichnung weit hinter dem Französischen, Berliner, Sächsischen u. s. w. zurück? Was sind unsere Seiden-Manufakturen geworden, und wie war wohl die Güte und der Preis ihrer Waare? Unsere feinen Tuch-Manufakturen haben freilich einen gewissen Grad der Vollkommenheit erreicht, und sind gewiß diejenigen unserer

Fabri-

Fabriken, die es am weitesten gebracht haben. Sie sind aber auch die ältesten der eigentlichen Fabriken in Dännemark, vom Goldhause 1677 oder 1718 an gerechnet schon über 100 Jahr alt, also diejenigen, von welchen wir die beste Kenntniß besitzen. Sie versorgen auch größtentheils das Land; denn wird fremdes feines Tuch eingeführt, so geht wiederum ein Quantum Dänisches Tuch ins Ausland. Es werden jetzt ohngefähr 300,000 Ellen feines und halbfeines Tuch verfertigt.

Selbst aber dies Tuch, ist es für einen gründlichen Kenner in jeder Rücksicht so gut, wie das beste ausländische? Ich will diese Frage bloß hersetzen, ohne weitere Bemerkung, was die Qualität des Tuchs betrifft; dagegen ist es aber sicher etwas theurer, als ausländisches Tuch, und erräth folglich eine Unvollkommenheit in der Fabrikationsart, oder einen Widerstand von einigen der Bedingungen für eine würklich vortheilhafte Fabrik. Müssen wir uns dies Geständniß bei derjenigen Manufakturart abnöthigen lassen, die wir am längsten getrieben, an die wir so vieles gewandt, die wir beträchtlich erweitert, die wir durch viele, sogar unrichtige, die Fabriken im Anfang aber erleichternde Hülfsmittel, durch Zölle, Verbote, Vertheilung (die militärische Wollmanufaktur), Anleihen, Vorschüsse, Anstellung von Maschinenbauer, Anschaffung der Maschinen (von 1803 bis 1811 im Ganzen 400,000 Rthlr. D. C. pari Cours) u. s. w. begünstigt haben, — müssen wir nach allem diesem doch gestehen, daß unser bestes Tuch nicht so gut sey, wie das beste Englische oder anderes, so ist es ein entscheidender Beweis dafür, daß dieser Fabrikzweig bei uns sehr große Hindernisse zu überwinden habe.

Man wird sagen, die Fabriken können verbessert werden, und nachgerade einmal Vollkommenheit erreichen.

Die Möglichkeit räumen wir gern ein, erinnern aber nur wieder daran, daß unsere Versuche schon 100 Jahr gewährt haben.

Weiter, sagt man, der Unterschied sey unbedeutend, denn was an Appretur fehle, werde durch Stärke erstattet. Hier müssen wir aber wieder in Erinnerung bringen, daß ein solches Raisonnement sich gar nicht passe, indem die Fabriken dasjenige liefern müssen, was verlangt wird, und nicht verlangen dürfen, daß der Käufer die eine Eigenschaft an die Stelle der andern nehme. Will er hübsch aussehendes Tuch haben, muß die Fabrik solches liefern.

Der Unterschied im Preise, sagt man, ist auch unbedeutend, doch bleibt der Unterschied wichtig. Gebraucht das Land 300,000 Ellen feines Tuch jährlich, und kostet dieses 300,000 Species mehr, als fremdes, das will sagen, mehr als der Consument an Werth bekömmt, so gehen diese 300,000 Species in unvortheilhafter Anwendung von der Arbeitskraft der Nation und dem rohen Material verloren. Was gewinnt alsdann das Land? kann dadurch gewonnen werden, daß verloren geht?

Für den einzelnen Consumenten ist der Unterschied des Preises wohl nicht von Bedeutung. Was einen einzelnen Artikel betrifft, freilich nicht, als wenn Tuch zu einem Rocke im Jahre 3 oder 4 Species mehr kostet. Für diese 3 oder 4 Species wird er doch übrigens das eine oder andere entbehren müssen. Und betrifft der Unterschied mehrere Waaren-Artikel, so daß z. B. ein Handwerker dadurch in eine vermehrte Ausgabe von 100 Species jährlich geräth, so müssen diese eingeholt werden, entweder dadurch, daß er sich und der Familie irgend einen Genuß versagt, den sie sonst hätten haben können, oder dadurch, daß er den Preis seiner Waaren erhöhet, welche dadurch theurer werden, und wo-

wodurch der Absatz geringer wird. Nun sagt man denn, müssen wir aus Patriotismus den Verlust tragen. Wäre die Rede hier bloß von einer einzelnen Aufopferung für einmal, so ließe diese Forderung sich hören; wenn aber dieses patriotische Vorliebnehmen sich einstellt, so sind ja die Fabrikanten geborgen, und die alsdann unnöthigen Verbesserungen stellen sich nicht ein. Und ist die Frage nun vollends von einem steten Vorliebnehmen, und zwar für viele Waaren-Gattungen, so verursacht es dem einzelnen einen dauernden Verlust. Es ist deshalb eine unabweichbare Bedingung für eine jede Fabrik, daß sie so gute Waaren liefere, wie man verlangt, zu dem nämlichen Preise, wofür andere Nationen uns dieselben liefern können; wo nicht, ist die Fabrik schädlich in staatsökonomischer Rücksicht, weil Material und Arbeitskraft dadurch verloren gehen.

Ich will mit diesen Bemerkungen nicht als bestimmter Widersacher gegen unsere feinen Tuchfabriken auftreten. Daß sie ziemlich gut im Gange sind, kann keiner läugnen, und wenn sie sich ausbreiten oder vermehren, so daß eine hinreichende Anzahl von tauglichen Arbeitern in allen Zweigen derselben gebildet, und die Maschinen vollkommnen werden, kann diese Fabrikation vielleicht den Punkt erreichen, wo sie ist, was sie seyn sollte, und die Nation könnte dann endlich einmal die Früchte so vieler Aufopferungen genießen. Was ich sagen wollte, beschränkt sich bloß darauf, den allgemeinen Satz zu verfechten: daß die Fabriken, welche sich mit der Produktion der vollkommensten und feineren Waaren abgeben, bei uns weit mehr Hindernisse zu überwinden haben, als die anderen; sie liegen uns deshalb nicht in der natürlichen Ordnung für unser Fabrik-System, und ich habe unsere langsam vorwärts schreitenden feinen Tuch-Manufakturen als ein Beispiel gewählt, welches die Richtigkeit jenes Satzes bestätigt. Diesen, glaube ich,

berück-

berücksichtigt man, wenn man erklärt, daß Dännemark kein Fabrikland sey, und in dieser Bedeutung möchte die Behauptung ihre Richtigkeit haben; gleichwohl ist man genöthigt, dieselbe durch die Bedingung zu beschränken, daß sie nicht gelte, weil sie nicht auf ausgemachte Natur-Hindernisse gegründet sey, sondern nur so lange Anwendung finde, wie die zufälligen Hindernisse, die sich jetzt dem Flor des höheren Kunstfleißes bei uns entgegen stellen, Statt finden. Es ist also möglich, daß sie wegfallen können, und dann würde Dännemark nichts weiter im Wege stehen, sein Fabrikwesen auf die nämliche Höhe zu treiben, wie eine jede andere Nation. Ein jedes Land von gewöhnlicher Beschaffenheit kann ein Fabrikland werden.

Bevor dies geschieht, wird unser Fabrikwesen nur mit langsamen Schritten vorwärts gehen, und es ist mehr als zweifelhaft, ob man den schnelleren Gang desselben wünschen, oder darnach streben muß, denselben zu beschleunigen. Es soll sich von selbst einstellen, und sich selbst tragen. Wenn es ist, was es seyn muß, wird Absatz nie mangeln.

Diese Behauptung, daß der feinere Kunstfleiß bei uns noch zu früh angebracht sey, ist im Grunde nicht so gefährlich, oder so niederschlagend. Sie deutet keinesweges auf irgend einen National-Verlust. Sind viele Fabrikzweige da, welche die Nation mit Vortheil betreiben kann, so darf man nicht darüber klagen, daß die Natur der Sache selbst es verhindert, sich mit Fabrikationen zu befassen, die mit Verlust verknüpft sind. Es ist ja ganz und gar gleichgültig, was eine Nation producirt, wenn nur der gehörige Werth producirt wird. Kein einzelner Mann verfertigt selbst alles, was er bedarf, und keine Nation vermag es; man kann aber ohne Schande und Verlust von Fremden kaufen, was man bezahlen kann. Hierin ist

nichts

nichts entehrendes; es ist aber entehrend und einfältig gegen Wind und Strom arbeiten zu wollen. Es ist auch kein Verlust damit verbunden, denn man giebt (einige einzelne Mode-Waaren ausgenommen) nicht mehr für ausländische Sachen, als was sie uns Werth sind. Wenn man auch die rohen Materialien ausführt, und Fabrikate von denselben wieder einführt, so ist dies selten so einfältig, wie man glaubt. Wenn wir z. B. schlechte rohe Häute ausführen, und gutes gegerbtes Leder wieder kaufen.

Ich füge noch eine Bemerkung über unsere Baumwoll-Manufakturen hinzu: mit diesen sind wir glücklicher gewesen, denn sie gehen würklich vorwärts. Die Ursache ist, weil sie einfacher als Tuch-Manufacturen sind, und wir uns bei denselben auf die gröberen und Mittel-Sorten beschränkten. Wir haben in Dännemark kaum irgend eine Fabrik gehabt, die sich mit der außerhalb des Osterthors von Copenhagen errichteten Baumwoll-Manufaktur messen durfte.

Man setzt gewöhnlich eine Art National-Ehre darin, sich selbst mit inländischen Waaren zu versehen. Wenn diese Waaren schlechter sind, als fremde, kömmt die Ehre nicht dem Kunstfleiß der Nation, sondern der moralischen Tugend Sparsamkeit, und dem patriotischen Vorliebnehmen zu. Uebrigens ist es aber ein sehr einfältiger Gedanke, daß der Gebrauch fremder Waaren entehrend für eine Nation sey. Unpatriotisch könnte es seyn, wenn man das eben so gute inländische dem nicht besseren fremden hintansetzte. Ist das letzte aber besser und wohlfeiler, so ist es wahrlich nicht leicht zu begreifen, wie ein Mann, der sein Vaterland liebt, und das Aufblühen desselben wünscht, dazu beitragen sollte, daß die Arbeitsamkeit desselben einen verkehrten Schwung nähme, daß die rohen Materialien und die Arbeit vergeudet, und das Leben theuer

und

und beschwerlich würden. Wird nun durch den Gebrauch fremder Waare keine moralische noch staatsbürgerliche Pflicht übertreten, so ist es schwer zu sagen, warum solches entehrend seyn solle. Ueberschreitet man im Verbrauche die Schranken einer gewissen Sparsamkeit oder Mäßigkeit, so kann dies mit Rücksicht auf die private Verfassung ein Fehler seyn; diese Schranken können aber selbst beim Verbrauch inländischer Waaren überschritten werden. Dieser Fehler, Ueppigkeit, Luxus, Verschwendung ist entehrend und verderblich, gehört aber gar nicht hierher.

Der bloße Gebrauch fremder Waaren kann aber an und für sich eine Nation nicht entehren. Giebt derselbe auch zu erkennen, daß die Nation solche Waaren gar nicht, oder wenigstens nicht mit Vortheil verfertigen kann, so ist hierin kein Vorwurf enthalten. Es ist dagegen ganz recht, daß das Fabrikwesen nicht der Natur und den Umständen zum Trotz arbeitet; es ist auch nicht entehrend, daß die Nation in ihrem äußeren Leben den Nationen ähnlich seyn will, mit denen sie auf der nämlichen Stufe der Bildung und gesellschaftlichen Ordnung steht, und überhaupt ist der Gebrauch von Waaren, die man bezahlt hat, eine anständige Sache; gleichgültig ist es aber, ob man diese Waaren selbst verfertigte, oder sie verdient hat, indem man andere Waaren verfertigte, wodurch jene bezahlt wurden. Wir sind geneigt, es als entehrend anzusehen, englische Waaren zu gebrauchen; ist der Gebrauch des ostseeischen Weizens, der Dänischen Gerste und des Hafers, des Russischen Hanfs und Flachses also nicht auch entehrend für den Engländer? Man schreiet darüber, daß Dänen Wein und Seide gebrauchen; wer nimmt es den Südeuropäischen Nationen übel, daß sie Stockfische, Schwedisches Eisen u. s. w. gebrauchen?

Kann eine gewisse Fabrikation mit Fremden nicht Preis halten, so ist es in den allermeisten Fällen ein untrügliches Kennzeichen davon, daß eine solche Fabrikation fürs Land unnatürlich, daß sie zu früh eingeführt sey, oder auch unrichtig getrieben werde; es wird also mehr Arbeit darauf verwendet, als nöthig, und kostet der Nation mehr, als es sollte. Das National-Vermögen leidet dadurch einen Abgang oder eine Verminderung, mit andern Worten, einen Verlust, und die Kräfte des Landes werden vergeudet. Würde diese Arbeit auf einen Fabrikzweig verwendet, den die Natur begünstigt, wozu die Nation reif ist, oder alle Hülfsmittel besitzt, und den es zur Vollkommenheit treiben kann, wäre es der Nation augenscheinlich vortheilhafter.

Das Fabrikwesen einer Nation ist nicht schlecht, weil sie viele Waaren vom Auslande erhält; schlecht ist es nur, wenn die Waaren desselben der Nation mehr kosten, als sie werth sind, oder, wenn Materialien und Arbeit daran verloren gehen.

Und ein solcher Verlust an Material und Arbeit tritt bei manchen Gelegenheiten ein, wo der kurzsichtige Patriotismus ihn nicht gewahr wird. Wenn ein Kleinschmidt um zwanzig Schlösser zu verfertigen, zwei Dänische Feilen aufschleißt, wenn er mit einer Englischen Feile seine Schlösser fertig machen konnte, und eine Englische nicht mehr kostet, als die Dänische, so werden die zwanzig Schlösser um so viel theurer, wie eine Feile kostet. Kaufte er eine Englische Feile, so könnte er die Schlösser wohlfeiler verkaufen. Werden sie auswärts verkauft, so bekömmt das Land seine Ausgabe für die Englische Feile vergütet. Ist die Englische Feile, ihrer doppelten Güte ungeachtet, auch noch wohlfeiler, als die Dänische, so gewinnt das Land sogar, zu geschweigen, daß das Eisen der beiden Dänischen Feilen zur Hervorbringung einer guten Waare, als z. B. guter

Nä-

Nägel, anstatt zu schlechten Feilen, benutzt werden konnte, und daß der Dänische Feilenmacher die Hälfte seiner Zeit verschwendete, indem er zwei Feilen statt einer einzigen verfertigte, und daß die Arbeit des Schlossers nur langsam von Statten gieng, weil er mit schlechten Feilen arbeiten mußte.

Wir wollen das über die natürliche Ordnung für Dänemarks Fabrikwesen Gesagte wiederholen.

1. Veredlung des Hausfleißes.
2. Verbesserung der Handwerker.
3. Die Arbeit einiger Handwerke in großen Fabriken getrieben.
4. Sorge dafür, daß die geringeren Waaren in Menge und zur Vollkommenheit verfertigt werden.
5. Die Fabrikation der feineren Waaren muß gänzlich sich selbst überlassen werden.

In den 4 ersten Punkten könnte die Staats-Verwaltung mitwürken, indem sie die Einrichtung der Zünfte, den Forderungen der Zeit gemäß, veranstaltete; durch gemeinschaftliche Kaufläden; indem sie Acht gäbe, daß die Gewerbe nicht überfüllt werden; daß die Zünfte Waaren genug verfertigten; daß den Fabrikanten alle Freiheit zur Ausübung ihrer Würksamkeit gesichert würde; durch Ebenmachung des Weges für den auswärtigen Absatz, und vorzüglich durch eine solche Einrichtung des ganzen Handelswesens, daß die Kaufleute des Landes zum Absatze mitwürkten; dies letzte ist beinahe die Hauptsache.

Nachdem wir die natürliche Ordnung für den Fortgang des Fabrikwesens, mit Beziehung auf Dännemark, dargestellt haben, müssen wir darauf aufmerksam machen, daß

daß dieselbe hier keinesweges befolgt wurde, und darin eben liegt ein Grund der Langsamkeit. Die Nation hat eine wunderbare Trägheit und Unbehendigkeit in Fabrik-Arbeiten gezeigt. Sie bedurfte deshalb der Bildung. Aber die Handwerker, die gröberen Fabriken, der Hausfleiß wurden nicht unterstützt. Schon Christian der Vierte begann im Jahre 1630 mit Seiden-Fabriken in der Seidenstraße in Kopenhagen, und mit Gobelins Tapet-Manufakturen in Kiöge. Hätte man von 1736 an zur Verbesserung der Handwerker statt für Tuch- und Seiden- und Baumwoll-Manufakturen gewürkt, so hätten wir jetzt gewiß eine sehr taugliche Handwerks-Klasse, und dadurch weit größere Fabriken gehabt; denn was ist eine Werkstätte anders als eine Fabrik. Hätte man die Summen, welche die Porcelain-Fabrik verschlungen hat, auf Fayence verwendet, so hätten die Fabriken in Rendsburg und Castrup (auf Amack bei Kopenhagen) vielleicht das wegen der Quantität so kostbare Wedgewood überflüssig gemacht u. s. w.

Obgleich es wahrscheinlich ist, daß diese jetzt verschwendeten Unterstützungen gefrommt haben würden, wenn sie einen guten Boden oder passende Arbeitszweige angetroffen hätten, wozu die Nation reif war, so ist es doch nicht meine Meinung, daß es rathsam sey, daß die Staats-Verwaltung sich damit befasse, das Fabrikwesen auf irgend eine andere, als mittelbare Weise empor zu helfen, indem sie die Arbeiter in diejenige freie Lage setzt, welche ihre Würksamkeit fordert; alsdann kann sie dieselben sich selbst überlassen, und sie werden fallen, wenn sie müssen, und steigen, wenn sie können.

Zu dieser mittelbaren Würkungsart gehört:

1. daß die Regierung selbst keine Fabriken treibe, oder durch Anleihe (ohne völlige Sicherheit), Vorschuß, Privilegien,

legien, Monopole, Prämien u. dgl. m. sich mit dem Fabrikwesen abgebe;

2. daß die bisher stattfindende Trennung der städtischen und ländlichen Gewerbe verändert werde.

Die Entstehung der Städte ist mehrentheils zufällig, ohne Rücksicht auf Fabriken. Heinrich der Erste legte viele feste Plätze zum Schutz gegen die Streifzüge der Avaren an, daraus entstanden manche Städte Deutschlands. Handwerke und andere bürgerliche Gewerbe suchten dieselben auf, um den Baronen der Lehnszeit zu entgehen. Die Fürsten begünstigten dieselben durch besondere Privilegien; sie erhielten eine republikanische Verfassung, daher noch die Ueberreste in den Municipal-Aemtern.

Die Städte wußten manche ihrer Privilegien zu erhalten, nachdem die bürgerliche Ordnung sich in Europa längst verändert hatte. Manche Vortheile vereinigten sich dort für Fabriken und Kaufleute, sie hielten sich als einzelne bedeutende Massen mit ihrer vom ganzen übrigen Lande abweichenden Verfassung; durch den Unterschied der Nahrungszweige ward ein ihnen eigenes Steuerwesen begründet. Dies hat in den neueren Zeiten vorzüglich dazu beigetragen, die städtischen und ländlichen Gewerbe scharf getrennt zu halten. Hiezu trug auch die Meinung bei, daß das Aufblühen des Landes auf blühende Städte beruhete.

Um sie empor zu helfen, gab man ihnen ausschließliches Recht zu einer Menge Gewerbe, im Kunstfleiß und Handel, welche die Landleute also verloren.

Die Trennung ist jetzt theils unnütz, theils schädlich.

Blühende Städte verbreiten Wohlstand rund umher; aber eine blühende Gegend schafft bald eine blühende Stadt. Sie würken wechselseitig auf einander. Die Städte haben

aber

aber keine Fonds, keine Quelle zum Floriren in sich selbst, mit Ausnahme der Fabrikation und des Handels. Diese sind abhängig vom Absatz und Tausch, also das Resultat vom Wohlstands-Grade des ganzen Landes. Ein armes Land ist nicht ermunternd für's Fabrikwesen, und liefert nur wenige und mäßige Produkte in den Handel, nimmt auch keine große Vorräthe fremder Waaren an, weil sie nicht bezahlt werden können. In einem reichen Lande ist es umgekehrt; folglich beruhet der Flor der Städte auf den Wohlstand der Nation, und wird von selbst vorwärts schreiten, sobald dieser sich vergrößert. Es ist das Land, welches die Städte emporhelfen soll; die Städte können das Land nur heben, indem sie durch langsame und schwache Einwürkungen die Natural-Produktion ermuntern. Eine Würkung, die doch größtentheils wegfällt, wenn die Städte selbst Ackerbau treiben.

Die Städte würken durch das Kapital, welches das ganze Land auf die Kunst-Produktion und den in- und ausländischen Handel anwenden kann, auf die Vergrößerung des National-Vermögens. Der Größe dieses Kapitals zufolge sind die Städte mehr oder weniger blühend, und dies bestimmt also den Wohlstand derselben. Wird es vergrößert, steht es still, nimmt es ab, so thun die Städte das nämliche; diejenigen davon, welche die wenigst günstige Lage haben, gehen nach und nach zu Grunde, und nur die würklich nützlichen bleiben; so wird das Verhältniß sich von selbst hervor drängen. Wenn die Regierung dann durch Privilegien oder auf andere Art, die dem Falle nahen, halbleeren, nahrungslosen Städte zu halten sucht, so fahren sie wohl fort, Städte zu heißen, hören aber auf, nützlich zu seyn. Und aller Kunst ungeachtet gedeihen sie nicht, sondern kränkeln in einem fort; ja sterben endlich von selbst aus, wie bei uns Slangerup.

Wenn wir nach der Ursache von der schlechten Verfassung unserer Städte fragen, ist die Antwort leicht, und man bedürfte keinesweges der vielen Preis-Aufgaben und Preisschriften, welche diese deutliche Sache veranlaßt hat, ohne die wahre Ursache zu treffen. Unsere 81 Städte [23]) sind größtentheils in schlechtem Zustande, weil einige einzelne, Kopenhagen, Aalborg, Randers, Flensburg, Altona, den größten Theil des Kapitals, welches das Land zum eigentlichen städtischen Gewerbe verwenden kann, beschäftigen, so daß dasjenige, was die übrigen Städte davon erhalten können, nur unbedeutend ist, und wenn es auf so viele Städte vertheilt wird, für jede einzelne nur wenig giebt, besonders da viele derselben gar nichts erhalten, weil sie für allen Handel gänzlich unbequem liegen, wogegen die am besten belegenen das meiste erhalten.

Man soll aber deshalb nicht glauben, daß die Nahrung der Dänischen Städte beträchtlich abgenommen habe, weil der Wohlstand von so mancher unserer Städte still steht oder abnimmt, denn sie hat gerade in den letzten 50 Jahren stark zugenommen. Sie hat sich aber selbst da angebracht, wo die Umstände günstig waren.

Der Handel wird sich dahin ziehen, wo ein guter Hafen ist, wo Magazine sind, wo sich eine Börse, schneller Postenlauf u. s. w. findet; in einem abwärts im Innern des Landes belegenen Flecken kann er nicht gedeihen.

Das eigentliche Fabrikwesen findet viele Hülfsmittel in großen Städten, die es in kleinen vermißt. Es gedeiht am besten in der Nähe von Handel und Schiffahrt, weil es daselbst eine Menge roher Materialien und Gelegenheit zum Absatz findet.

An

---

23) Dännemark hat 66, die drei Herzogthümer 31 Städte, welches in allem 97 beträgt.

An Orten, wo Handel, Fabrikwesen und Schiffahrt Leben und Thätigkeit verbreiten, und die Anschaffung von allem erleichtern, ist es munter und interessant sich aufzuhalten; deshalb werden solche Orte von einer Menge Menschen, die leben können, wo sie wollen, zum Aufenthalt gewählt, und die Städte werden groß und wohlhabend.

Durch diese Mittel blühen die Städte empor, und daraus geht dem hervor, daß eine kleine Nation nicht viele große und wohlhabende Städte haben kann. Wir zählten hier in Dännemark nie recht viele wohlhabende Städte; wir haben deren nur eine Menge gehabt, von denen einige dem Handel und Fabrikwesen ihr Entstehen und ihre Erhaltung mehrentheils nicht verdanken; denn als sie entstanden, war weder Handel noch Fabrikwesen im Lande. Alle diejenigen, welche noch gedeihen, haben ihrer bequemen Handelslage dies zu danken, als Kopenhagen, Helsingör, Aalborg, Randers, Flensburg, Kiel, Altona. Die übrigen sind aus einer localen Einnahmequelle entsprungen, als Ribe, andere sind Ueberbleibsel von den Etablissements der katholischen Geistlichkeit, als Wiborg und zum Theil Aalborg, andere von der Ambition, Stadt zu seyn, als Hirschholm, Hilleröd u. s. w. Andere sind durch den Landhandel entstanden, als Hiörring, Slagelse. Und überhaupt ist es dieser Landhandel, der jetzt unsere meisten Städte am Leben erhält. Dieser muß in einem nicht sehr reichen und nicht stark bevölkerten Lande beschränkt seyn, und mit diesem die Städte.

Der Handel ist also die Grundlage der Städte, und wird sich selbst an diejenigen Plätze binden, welche die Bedingungen desselben erfüllen.

Das Fabrikwesen ist aber nicht so durch irgend ein natürliches Band an die Städte gebunden. Es kann sich niederlassen, wo es will, und wird sich da niederlassen, wo es am leichtesten und besten arbeiten kann. Hierin muß den Fakrikanten freie Wahl gelassen werden, und eben darum ist die jetzt stattfindende Trennung des städtischen und ländlichen Gewerbes, wodurch besonders so viele Handwerker ausschließlich an die Städte gebunden sind, nicht vortheilhaft. Es ist manchen Fabriken und Handwerkern im Gegentheil nützlich auf dem Lande zu wohnen, wo die Luft gesunder ist und die Sitten besser sind, und wo der Hausfleiß des Volks mit dem Fabrikwesen des Landes in Verbindung kommen könnte.

Verlieren die Städte auch, so verliert das Land doch im Ganzen nichts; es gewinnt. Die Städte fahren fort, die Niederlags-Plätze des Handels zu seyn, und dies ist ihre wahre, einzige, staatsökonomische Bestimmung. Den Fabriken muß es erlaubt seyn, sich niederzulassen, wo es zufolge ihres eigenen Urtheils für sie am vortheilhaftesten ist; denn da ist es auch dem Lande am vortheilhaftesten.

Die Ansiedelung der Handwerker auf dem Lande betreffend, ist durch ein Canzellei-Plakat vom Jahr 1816 jetzt einige Veränderung, oder eigentlich Ausdehnung der früheren Bestimmungen geschehen.

Wir besitzen auch schon eine Menge Fabriken auf dem Lande, als Usseröd, die Baumwoll-Fabrik bei Buddinge (ein Dorf unfern der Hauptstadt) u. a. O. Gleichfalls Papiermühlen, die Eisenfabrik im Thiergarten, Friederichswerk u. m.

3. Verbote wegen Ein- und Ausfuhr, betreffen:

a. Ausfuhr der rohen Materialien, um das Land zu zwingen, sie selbst zu verarbeiten.

Kön-

Können die Fabrikanten sie mit Vortheil veredeln, so bedarf es eines solchen Verbots nicht. Können oder wollen sie dieselben nicht veredeln, weil sie sie nach ihrem natürlichen Werth bezahlen müssen, so ist das Verbot schädlich, da es die Produktion hemmen muß. Je größer der Absatz, je größer die Produktion; je mehr ins Ausland verkauft wird, desto wohlfeiler werden die Waaren, und die eigenen Fabrikanten des Landes müssen und sollen bezahlen, was Fremde bezahlen können und wollen.

b. Einfuhr-Verbot der Waaren, deren Fabrikation man ermuntern will.

Wenn die inländischen sind, was sie seyn sollen, so verbieten sie von selbst die Einfuhr; sind sie es nicht, müssen sie nicht unterstützt werden. Bei vielen Waaren-Gattungen macht der Contrebande-Handel solche Verbote auch unnütz.

Vom hohen Zoll gilt das nämliche. Er würkt wie ein bedingtes Verbot, und wird wie dieses übertreten. Je höher der Zoll ist, desto weniger wird verzollt, und daraus entsteht Schaden auf mehrere Art; die Befehle der Regierung werden nicht geachtet.

Die Schädlichkeit eines Befehls kann nicht beurtheilt werden, wenn er nur zur Hälfte befolgt wird. Würden die Zoll-Verordnungen überall genau befolgt, wären alle solche an den allermeisten Orten auch wahrscheinlich ganz abgeschafft, oder doch gänzlich verändert.

Hoher Zoll vernichtet die Fabriken, wenn sie nicht zu den Preisen des Auslandes arbeiten können, weil vieles alsdann gar keinen Zoll bezahlt; es entzieht dem Staate eine Einnahme, und ruinirt den ehrlichen Kaufmann.

Obgleich die Behauptung, daß je höher der Zoll ist, desto weniger bringt er ein, allgemein als richtig anerkannt ist, werde ich sie doch aus der würklichen Erfahrung beweisen.

1. In den Jahren 1786 und 87, da der Ochsenzoll für Jütland 2 Rthlr. 40 Sch. das Stück betrug, wurden im ersten Jahre 6,002 Stück zur Ausfuhr angegeben. Der Zoll von Pferden und Hornvieh betrug in jenem Jahre 14,832 Rthlr. Im folgenden Jahre wurden 5654 Stück angegeben, und der Zoll war 14,226 Rthlr.

In den Jahren 1794 und 95, da der Zoll bis unter die Hälfte pr. Stück herabgesetzt war, wurden im ersten dieser Jahre 22,116 Stück zur Ausfuhr angegeben, und der Betrag des Zolls war 29,615 Rthlr.; im zweiten Jahr wurden 18,228 Stück angegeben, und der Zoll betrug 27,310 Rthlr.

2. In den Jahren 1753, 54 und 55 wurde in Norwegen eingeführt:

a. Tuch an Werth 80,000 Rthlr, der Zoll 10 a 12 pCt.
b. Andere wollene und baumwollne Waare 238,000 Rthlr., der Zoll 5 a 10 pCt.
c. Seidene Waaren 65,000 Rthlr., der Zoll 5 a 10 pCt.
d. Branntewein 54,000 Rthlr., der Zoll 10 pCt.
e. Weine 46,000 Rthlr., der Zoll 6 a 9 Rthlr. pr. Oxhoft.

In den Jahren 1765, 66 und 67, da der Zoll zufolge der Verordnung von 1762 erhöhet war, wurde angegeben von

a. 14,000 Rthlr., der Zoll 40 pCt.
b. 54,000 ; ; ; 30 a 40 pCt.
c. 7,000 ; ; ; 40 a 50 ;
d. 33,000 ; ; ; 40 a 50 ;
e. 38,000 ; ; ; 18 a 24 Rthlr. pr. Oxhoft.

3. In

3. In den Jahren 1781, 82 und 83, da der Zoll der nämliche wie 1762 war, ausgenommen, daß der Branntewein noch höher verzollt werden mußte, war zur Einfuhr angegeben:

a. 6,000 Rthlr.
b. 20,000 :
c. 3,000 :
d. 17,000 :
e. 15,000 :

4. Im Jahre 1774, da die Einfuhr-Abgabe von Branntewein aus den Herzogthümern nach Norwegen 4 ßl. pr. Pot ausmachte, brachte der Zoll 8,328 Rthlr. ein; im Jahre 1778, da sie nur 1 ßl. pr. Pot betrug, belief der Zoll sich auf 18,302 Rthlr.

5. In den Jahren 1786, 87 und 88 war der Ausfuhr-Zoll für Felle von Bergen 5422 Rthlr. Im Jahre 1792 ward der Zoll herabgesetzt, und betrug für 1792 sowohl als für 1793 und 94 jährlich mehr als 10,000 Rthl. Diese Beispiele beweisen, daß hohe Zoll-Abgaben den Betrag des Zolls nicht vermehren, und ich denke, man kann es der Leichtgläubigkeit und Erfahrung überlassen, zu entscheiden, ob diese Abnahme daher rühre, daß weniger Waaren ein- und ausgeführt werden, oder ob sie daher kömmt, daß weniger Waaren zur Entrichtung des Zolls angegeben werden.

Wir müssen erkennen, daß unser Zollgesetz von 1797 eins der verständigsten ist, was irgend ein Land besitzt, und es ist äußerst merkwürdig, nach der langen Finsterniß, in der die Grundsätze für das Zollwesen seit der Zeit Christians des Sechsten verborgen lagen, plötzlich ein so klares Licht hervorstrahlen zu sehen. Daraus folgt aber nicht gerade, daß wir ein vollkommenes praktisches Zoll-

wesen besitzen. Wenn man in einigen Städten die schwache Verfassung des Orts laut und einstimmig für die Würkung einer an anderen Orten unbekannten strengen Beobachtung der Zoll-Gesetze erklärt, so scheint dies ein hinreichender Beweis davon zu seyn, daß solche Strenge an anderen Orten nicht Statt finde.

Ueberhaupt ist es fast unmöglich, das Contrebandewesen durch Verbote zu unterdrücken, oder ihm durch hohen Zoll zu entgehen; und als eine Folge davon können diese Mittel zum Emporhelfen inländischer Fabriken, einzelne Waaren ausgenommen, die von der Beschaffenheit sind, daß kein Zoll-Bediente bekannt seyn kann, sie nicht sehen zu können, gar nicht angewendet werden. Mit den meisten Fabrikwaaren ist dies aber nicht der Fall.

Sollen Verbote gegen fremde Waaren gegeben werden, so müssen sie nicht die Einfuhr, sondern den Gebrauch derselben treffen; und dann könnten sie doch keine andere Waaren betreffen, als solche, deren Aussehen gleich den ausländischen Ursprung verräth, denn sonst verschwinden sie zwischen den inländischen, als Hüthe, Tuch. Andere Sachen, als wie Flor, Taffent u. m., die gar nicht im Lande verfertigt werden, sind gleich kennbar. Für solche Waaren könnte ein Verbot wider den Gebrauch derselben würken; denn es ließe sich wohl bewürken, daß es, als gegen guten Ton streitend angesehen würde, solche zu brauchen. Dies ist die einzige Art, auf der gewisse ausländische Fabrikate ausgeschlossen werden können, und hierauf beschränkt sich aller Einfluß, den eine Regierung zeigen kann, um die Einfuhr fremder Fabrikate zu verhindern, entweder in der Absicht im Allgemeinen die Ausgabe des Landes ans Ausland zu vermindern, oder auch, um durch die Ausschließung fremder Waaren den

ähnlichen des Landes, oder auch anderen Fabrikaten an ihrer Statt Absatz zu verschaffen.

Fabricirt ein Land keine Seidenzeuge, feine Mousseline, Zitze, Flor, Spitzen, Tülle u. s. w., so kann eine Regierung solche Sachen leicht außerhalb Landes halten, indem sie den Verbrauch derselben verbietet. Sie kann durch eine feine Wendung den Gebrauch derselben unpassend, ja ganz unanständig machen, z. B. solches bei Hofe, bei Hochzeiten, Confirmationen, auf öffentlichen Spatziergängen, im Schauspielhause u. s. w. verbieten, und man gebraucht nur einen Polizeibedienten einigemal insultiren zu lassen, so ist das Verbot in Kraft. Bei Waaren aber, die im Lande selbst auch verfertigt werden, kann das Verbot wenig oder gar nichts nützen; denn theils fällt die Uebertretung des Verbots nicht leicht in die Augen, theils ist die Beweisführung selbst zweifelhaft, wenn die inländischen Fabriken irgend einige Vollkommenheit erreicht haben. Tuch, Leinewand, grobe baumwollene Waaren, baumwollene Strümpfe, Leder, Hüthe u. m. Sachen verrathen nicht eben gleich ihren fremden Ursprung.

Dieser wichtige Unterschied zwischen Verbot auf Einfuhr und Gebrauch ist ohne Zweifel der Grundsatz, von dem alle bestimmten Veranstaltungen gegen den Luxus und die Ueppigkeit ausgehen müssen, wenn man sonst ein Resultat davon erwarten will. Die Frage bleibt aber doch noch immer, ob solche Verbote irgend heilsame Folgen haben. Wir stehen hier bei der interessanten und sehr wichtigen, zugleich aber schwierigen Materie von der Ueppigkeit, dem Luxus; eine Materie, mit der man nothwendig aufs reine kommen muß, da so manche denselben nicht blos als unschädlich, sondern höchst heilsam ansehen, während eine andere sehr große Parthei denselben als das Grab der Sitten und den Ruin des Staats betrachtet. Die Unter-

suchung hat vor manchen anderen staatsökonomischen Untersuchungen eine Schwierigkeit darin, daß die entgegengesetzten Partheien von entgegengesetzten Punkten ausgehen. Die eine Parthei philosophirt durch lauter abstracte Sätze, die andere raisonnirt auf die allerconcreteste Art, indem sie das Contra-Buch darlegt. Die eine schreitet selbstständig vorwärts, leitet alles aus dem Staats-Princip her, und verschmähet alle heterogene Hülfe, die andere fechtet, bittet, schilt an der Spitze eines ganzen Trupps hinkender Alliirten, der Mäßigkeit, Genügsamkeit, Sparsamkeit, der Sinnesart eines ächten Dänen, des Patriotismus u. m. Die eine Parthei will durch den Verstand, die andere zugleich durch's Gemüth würken.

Wir haben uns schon einmal gegen staatsökonomische Consequenzen erklärt, die milder Gaben, oder ununterbrochener patriotischer Aufopferung bedürfen, um sich zu halten. Kann ein Staat nicht durch sich selbst bestehen, so ist er nur als ein Gegenstand der Liebhaberei seiner Mitglieder zu betrachten, und besteht dann nur so lange, wie das Vermögen der Dilettanten es aushalten kann. Hiemit ist unsere Meinung keinesweges, eine achtungswerthe und ganz natürliche Tugend gering zu schätzen; wir behaupten nur, daß der große Mechanismus des Staats durch sich selbst bestimmt sey, seinen selbstständigen Gang habe, und nicht außerhalb seiner eigenen Sphäre die bewegenden Kräfte suchen, oder solche nöthig haben müsse. Der Staat ist da um der Mitglieder des Staatsvereins willen, es ist die Pflicht desselben, diesen einen bequemen und angenehmen Genuß eines moralisch-richtigen Lebens zu verschaffen. Die Hülfsquellen des Staats müssen in der Staats-Verwaltung selbst liegen; wo nicht, so ist sie verkehrt berechnet, und es ist deswegen immer eine bedenkliche Sache, wenn der Patriotismus als ein Staatsmittel hervorgerufen wird.

Der

Der wahre Verwaltungsgeist verliert seine Wachsamkeit, wenn er sich, wie ein anderer schlechter Haushalter, auf Nachsicht und fremde Hülfe verläßt. Der ächte Bürgersinn wird dadurch abgekühlt.

Also behalte man sich die Theilnahme des Patriotismus allein als eine Nothhülfe bei unerwarteten großen National-Unfällen vor, aber lasse die tägliche Staats-Wirthschaft nach den ewigen Regeln für die gradweise Entwickelung der National-Würksamkeit ihren eigenen bestimmten Gang gehen.

Wir fragen also nicht, ob ein Staatsbürger, aus Liebe für's Vaterland, sich im Genuß seines Lebens beschränken solle, sondern ob es staatsökonomisch richtig sey, daß die Regierung solches verlange, ja wohl gar gebiete; daß irgend eine gesetzliche Beschränkung dem Staatsbürger Vorschriften mittheile, nach denen er sein willkührliches Leben einzurichten habe, oder mit directer Rücksicht auf unsere vorhabende Untersuchung anders ausgedrückt, ob und in wie fern Verbote gegen Ueppigkeit und Luxus nützlich sind?

Die Antwort würde kaum schwierig werden, wenn man durch eine bestimmte Definition angeben könnte, was man eigentlich unter Luxus verstehe, oder wenigstens den Begriff durch ein adäquates Beispiel aufklären könnte.

Luxus ist der Gebrauch überflüssiger Sachen. Was ist es, daß die Stufen der Nothwendigkeit oder Entbehrlichkeit bestimmt?

Die Bedürfnisse eines Staatsbürgers sind die

1. der Nothwendigkeit;
2. der Convenienz und
3. der Willkühr.

Die

Die ersten befriedigen seine physischen oder absoluten Mängel;

die zweiten seine äußere Lage, oder den relativen Mangel, und

die dritten seinen besonderen Geschmack, mit andern Worten, seinen willkührlichen Mangel.

Die ersten sollen, die zweiten müssen, die dritten können befriedigt werden.

Der Convenienz-Verbrauch entsteht durch die Veredlung des absoluten Verbrauchs, durch bessere Wohnung, Kleidung, Nahrungsmittel, und größere Theilnahme am gesellschaftlichen Leben. Er ist relativ zufolge der bürgerlichen Lage des Consumenten, worin entweder der Staat ihn gesetzt hat, oder in welche er sich durch sein Vermögen und seine Bildung selbst versetzt. Die Regeln für die äußere Form der Lebensart in einer jeden staatsbürgerlich geschiedenen Klasse sind allgemein angenommene Gewohnheiten, deren Bedingungen von den Mitgliedern der Klasse, als eine gesellschaftliche Pflicht, erfüllt werden müssen, deren Unterlassung aber den Unterlasser von Seinesgleichen isolirt, und dadurch mit demjenigen, was die allgemeine Meinung der Klasse, und mit dieser die allgemeine Meinung außerhalb der Klasse, für anständig hält, in Widerspruch gebracht wird. Wenn 20 Beamte, jeder mit einer jährlichen Einnahme von 1000 Thalern, ihre Lebensart auf einen gewissen Fuß gesetzt haben, wodurch sie ihre jährliche Gage verzehren, so wird der oder diejenigen davon, die nur einen bestimmten Theil derselben verzehren, sich von Seinesgleichen isoliren. Diesem Verlust könnte er Trotz bieten; er übertritt aber dadurch zugleich eine Pflicht, die der Staat ihm indirect auferlegt hat. Hat der Staat ihm 1000 Thaler an Gage gegeben, so geschah es in der

Absicht, daß er den äußeren Anstand, welchen der Staat dieser Bedienung beilegt, erhalten solle. Diesen Anstand darf er nicht überschreiten. Ein Kapitain kann, ohne deshalb aufzuhören, ein tauglicher Officier zu seyn, wie ein Unterofficier leben, wie unpassend es aber seyn würde, fühlt ein jeder, und daß es nicht der Wille des Staats sey, geht deutlich daraus hervor, weil er Besoldung hat, um den äußeren Anstand seiner Lage damit erhalten zu können. Ein Minister kann sich in grobes Wollenzeug kleiden, wenn er eben will, in einem kleinen Häuschen in einer Nebengasse wohnen u. s. w. Ein reicher Kaufmann kann wie ein Höker leben, ein Bischof wie ein Küster, ein Admiral wie ein Bootsmann. Alles dies läßt sich thun; es ist aber ausgemacht, daß dergleichen Abweichungen von den Gewohnheiten des gesellschaftlichen Lebens den Anstand vernichten, alle Geselligkeit verderben; denn derjenige, welcher in einem Style lebt, der unter seinem Stande ist, lebt mit einer untergeordneten Klasse, und nicht mit derjenigen, die vermöge der gemeinschaftlichen Lage im täglichen Leben, im Staate, in der Cultur seines Gleichen ist, und für ihn folglich die passende Gesellschaft abgeben sollte.

Wir haben uns vielleicht zu starker Gleichnisse bedient; sie sollen keinesweges der Meinung derjenigen widersprechen, die eine anständige Sparsamkeit in allen Klassen wünschen, sondern nur mit wenigen Worten darthun, daß die Forderungen der Convenienz, obgleich den individuellen Klassen nach relativ, doch bis zu einem gewissen Grade würkliche Nothwendigkeiten sind.

Der Verbrauch der Willkühr ist es nicht. Wenn ein Minister mit 10,000 Thalern, diese seine 10,000 verzehrt, so lebt er in demjenigen Convenienzstyle, den der Staat bei der Bestimmung seiner Gage vor Augen hatte. Verzehrt er anderweitig 10,000 von seinem privaten Vermögen,

so

so kann dieses dadurch geschehen, daß er seine Lebensart vergrößert, wodurch er seiner Lust zur Gesellschaftlichkeit gefällt, oder seiner Meinung von der Würde seines Standes, mit anderen Worten, seinem besonderen Geschmack huldigt. Er könnte sein Vermögen aber auch auf Gegenstände der Wissenschaften und der Künste verwenden, und somit auf einer nützlichen und ehrenvollen Weise zum Fortschreiten der Cultur beitragen. Der willkührliche Verbrauch ist also nicht nothwendig, er kann unnütz, aber auch das entgegengesetzte seyn.

Im absoluten Verbrauch fällt kein Luxus vor, also ist hier keine Verschwendung zu befürchten. Fände hier das mindeste Verlorengehn von Werth Statt, so würde es bald ein großer National-Verlust. Der absolute Verbrauch aller Menschen in Dännemark vernichtet einen Werth von 40 bis 50 Millionen Species für die Nation, wenn man eine jede Familie bloß dafür rechnet, was eine in großer Beschränktheit auf dem Lande lebende Tagelöhner-Familie nothwendig bedarf. Würden nun von jedem Menschen überhaupt nur jährlich 1 oder 2 Species zur Verschwendung verbraucht, so käme gleich ein jährlicher National-Verlust von $1\frac{1}{2}$ bis 3 Millionen Species heraus.

Im absoluten Verbrauch ist aber eine größere Vernichtung von Werth nicht gleich eine unnütze Verzehrung. Der absolute Verbrauch ist ein Minimum von dem Bedarf eines Menschen; ist er ganz daran gebunden, so lebt er beschränkt, ja in Armuth. Ein größerer Verbrauch (bessere Nahrung, Kleidung, Wohnung) kann deshalb noch zum nothwendigen gerechnet werden, und wenn man sich z. B. die Lebensart eines irgend wohlhabenden Bauern denkt, müßte sie wohl als das Minimum angesehen werden, zu welchem der nothwendige Verbrauch hingeführt werden könnte. Hier ist also kein Verbrauch der Convenienz oder

Will-

Willkühr, keine Ueppigkeit, oder Luxus, und keine Beschränkung oder Ersparniß wünschenswerth. Und dieser Verbrauch, dieser absolute Verbrauch, beträgt in Dännemark sicher 60 Millionen Species. Eine Ausgabe, an der nichts abzukürzen ist, und von welcher die ausländischen Waaren nur einen sehr unbedeutenden Theil ausmachen.

Der absolute Verbrauch ist bestimmt, sowohl in Hinsicht des Betrags des Werths, als auch der Gattung der Waaren oder verzehrten Sachen.

Im Convenienz-Verbrauche ist der Verbrauch wohl bestimmt mit Rücksicht auf den Betrag des Werths, aber nicht mit Rücksicht der Waaren-Gattungen. Der Regel nach ist die jährliche Einnahme eines jeden Menschen, so wie seine Ausgabe, eine bestimmte Summe; auch nach der Regel, die Ausgabe eines Individuums ist so groß, wie seine Einnahme, oder der Verbrauch desselben ist so groß, wie der Erwerb; obgleich jeder Mensch immer danach strebt, seine Einnahme so viel wie möglich zu vergrößern, bewürken gerade die Bestrebungen aller in diesem Punkte, durch die Concurrenz, daß die Einnahme eines jeden ein Minimum wird. Diese Einnahme kann er darauf verwenden, seine allgemeine Lebensart in Gemäßheit seiner äußeren Lage zu verbessern. Hierzu kann er aber verschiedene Waaren gebrauchen, und bei einigen derselben könnte die Frage aufgeworfen werden, ob der Verbrauch derselben für den National-Wohlstand schädlich sey oder nicht, das will sagen, ob ein solcher Verbrauch nicht unterlassen werden könnte, und als Artikel der Ueppigkeit und des Luxus nicht unterlassen werden müßte?

Es fällt gleich in die Augen, daß ein Mann, ein Staatsbürger, der sich seine Einnahme auf eine erlaubte Art verschafft, auch das Recht haben müsse, seine Einnahme

nahme zu gebrauchen. Der Staat kann fordern, daß er seinen Beitrag zur Erhaltung desselben steuern soll, daß er die Pflichten seines Berufs erfülle, daß er allen seinen Verhältnissen gegen seine Mitbürger Genüge leiste, daß er seinen Kindern Erziehung gebe, daß er seiner Wittwe ein gutes Auskommen sichere. Weitere Forderungen zu machen scheint der Staat nicht berechtigt. Und durch die Erfüllung dieser hat der Staatsbürger Beweggründe genug, seinen Verbrauch einzurichten. Der Staat könnte wünschen, daß er weiter gehen wollte, aber er darf es nur wünschen, nicht gebieten. Zu bestimmen, wie weit der Verbrauch eines Mannes gehen soll, ist überaus unrichtig. Es verjagt die Staatsbürger, denen es frei steht, anderswo hinzuziehen, verursacht Misvergnügen darüber, nicht in dem nämlichen Style leben zu können, in dem Vermögende in anderen Ländern leben, der allgemeinen Civilisation nicht folgen zu können; und in Ländern, wo die Regierungsform, das Klima, der Kulturgrad wenig anziehendes haben, ist eine solche Beschränkung höchst unangenehm, weil Freiheit allein damit versöhnen kann.

Den Verbrauch eines Privatmannes zu beschränken, um ihn zur Sparsamkeit zu zwingen, ist ganz zwecklos. Niemand kennt die heimlichen Aufopferungen, welche er macht, um sich gewisse Sachen der sogenannten Ueppigkeit zu verschaffen oder zu gebrauchen.

Der Privatmann ist nicht im Stande eine Sache zu erhalten, wenn er sich nicht vorher eine Einnahme von dem nämlichen Werth verschafft hat. Eine Nation kann keine ausländischen Waaren erhalten, ohne daß sie inländischen Werth zuwege bringt, mit dem sie jene bezahlen kann, entweder dadurch, daß sie an gewissen Waaren spart, oder auch mehrere andere hervorbringt. Werden nun gewisse Waaren verboten, so verjagen die Verbote eine

Art

Art der Sparsamkeit, um eine andere aufzudringen, oder eine jetzt erwachte Betriebsamkeit wird gehemmt. Durch Gesetze kann Sparsamkeit nicht eingeführt werden, es kann nur so scheinen, wenn sie in einzelnen Fällen erzwungen wird.

So wie der private Verbrauch nicht eingeschränkt werden kann, so darf derselbe auch nicht durch Gesetze eingeschränkt werden.

Der absolute Verbrauch keinesweges; dies ist eigentlich unmöglich. Demselben eine Wendung zu geben, wodurch Sachen von geringerem Werthe vernichtet werden, als Pferdefleisch, Knochensuppe und allerhand Surrogate, ist die einzigste Art, die für eine Nation doch kaum anständig ist; sie verräth Krebsgang.

Der Convenienz-Verbrauch besteht aus:

a. dem absoluten Verbrauch, und etwas mehr, und

b. dem der Wohlanständigkeit. Dieser letzte kann beschränkt werden, muß aber bis zu einem gewissen Grade Statt finden.

Er ist zum Theil physisch nothwendig. Ein Bauer kann eine ganz andere Lebensart vertragen, als ein in den höheren Ständen erzogener Mann.

Er ist aber zum Theil auch moralisch nothwendig. Er wird nicht vom Einzelnen allein, nicht einmal von der ganzen Nation bestimmt, sondern die Meinung der ganzen kultivirten Welt setzt ihn fest.

Während das physische Leben in jedem Momente durch den Tod des Individuums vernichtet wird, schreitet das geistige Leben ununterbrochen vorwärts, und veredelt sich nach und nach, so wie Wissenschaft und Kunst sich entwickeln.

wickeln. Dieses geistige Leben überliefert sich selbst den Nachkommen, es ist die Summe von der vereinigten Würkung der Wissenschaften und der Künste; es bezeichnet in jedem gegebenen Zeitpunkte die Stufe oder den Grad von der höheren Ausbildung der Menschheit, welche das endliche Ziel derselben seyn muß. Mit diesem Standpunkte auf der Bahn muß der einzelne Mensch in Harmonie stehen, und denselben zu erreichen streben, im Fall er sich noch unterhalb demselben befindet. Die äußeren Formen des Lebens, die Lebensart, Kleidung, Wohnung, Vergnügungen u. s. w. sind in einem jeden Zeitalter (einzelne Nationalitäten abgerechnet) im Allgemeinen bestimmt, und es ist also in jedem Zeitalter eine gewisse bestimmte Regel dafür, ein gewisses allgemeines Urtheil darüber. Nach diesem allgemeinen Urtheile strebt ein jeder Mensch sich zu richten. Durch Kultur suchen die Menschen einander ähnlich zu werden, und dieses Streben gebiert eine Leichtigkeit eines wohlwollenden und angenehmen gesellschaftlichen Lebens. Hier ist also keine Frage von Dänen, Italienern, sondern von Europäern.

Ein gebildeter Mensch sieht sich jetzt überall ähnlich. Der persönliche Anstand, eine gewisse allgemeine Aufklärung, der Ton des gesellschaftlichen Umganges, sind jetzt in der ganzen cultivirten Welt dieselben. Das ganze gesellschaftliche Leben, und größtentheils auch das häusliche, sind jetzt auch ziemlich in einer Form gegossen. Abweichung von dem allgemein Angenommenen ist jetzt Sonderbarkeit, diese gebiert eine gewisse Widerlichkeit, eine Abneigung, eine Meinung, als wenn der einzelne oder die ganze Nation durch altväterische Sitten dem allgemeinen Urtheile trotzen wolle, und entweder nicht hoch genug stehe, um das allgemeine Urtheil zu achten, oder auch nicht moralisches Vermögen und Kraft besitze, um auf die Stufe zu steigen, auf

der

der die Bestrebungen von Jahrhunderten die cultivirte Welt gebracht haben.

Daß unsere Erklärung über die Nothwendigkeit des Convenienz-Verbrauchs oder einer Art Luxus, als in der successiven Ausbildung der Menschheit gegründet, und in einem jeden Zeitpunkte durch den Zustand oder die Stufe dieser Bildung bestimmt, richtig sey, bezeugt die Erfahrung. Man läßt uns unablässig unsere Vorväter und ihre Mäßigkeit hören, ja selbst die Dichter treten hervor mit ihren Ansichten von den goldenen gemäßigten Tagen der Vorzeit — uneigennützig genug wenigstens.

Die Wahrheit ist aber: daß weder unsere Vorväter, noch die Vorväter irgend einer Nation eine andere Regel für ihren Verbrauch gehabt haben, als die ewig unveränderliche, daß der Verbrauch dem Erwerb gleich komme; daß sie das Erworbene auf die nämliche Art, wie wir, verbraucht haben; mit anderen Worten, sie haben so gut davon gelebt, wie ihre Bekanntschaft mit den Dingen in der Welt und ihre Beihülfe der Kunst und Wissenschaftlichkeit ihnen erlaubte. Daß wir ihre Lebensart mäßig nennen und unserer jetzigen die Prädicate verschwenderisch, üppig, verderblich beilegen, während wir nichts anderes thun, als was sie thaten, nämlich den jährlichen Erwerb jährlich zusetzen, geschieht bloß, weil wir uns an die Gegenstände des Verbrauchs, welche eigentlich ganz gleichgültig sind, halten, und den Werth der verbrauchten Sachen, nach einem allgemeinen Maaßstab, der Arbeit, beurtheilt, nicht beachten; daß folglich ihre einfachen Verbrauchs-Artikel ihnen einen eben so großen Werth kosteten, wie die unsrigen uns kosten, nicht eben in Geld, sondern in Arbeit ausgedrückt.

Einer

Einer solchen Ansicht zufolge werden unsere Nachkommen nach Verlauf von vier oder fünf hundert Jahren uns ohne Zweifel als Muster der Sparsamkeit preisen und lobsingen.

Bei der Beurtheilung des Verbrauchs früherer Jahrhunderte übersieht man im Vergleich die große Leichtigkeit, mit der wir uns jetzt manche Sachen verschaffen, theils durch unsere wissenschaftlichen Kenntnisse, technischen Fertigkeiten und Maschinen, und theils vermöge der jetzt so sehr erleichterten Handlung und Schiffahrt. Unsere Vorväter entbehrten, weil sie dasjenige, was wir gebrauchen, weil es uns wenig kostet, nicht haben konnten.

Unsere großen Fortschritte in den mechanischen Künsten und die Erweiterung des Handels mußten nothwendig die Waaren verändern, die zum täglichen Gebrauch, vorzüglich was die Kleidung betrifft, dienen, und viele Waaren oder Artikel als Nahrungsmittel für den Genuß zuwege bringen. Unser Sinn für das Schöne und das Bequeme kann zufrieden gestellt, und dadurch ein würklich geistiger Drang danach, das äußere Leben mit unserer Cultur in Harmonie zu bringen, befriedigt werden. Ohne diese Möglichkeit entstände ein sonderbarer Streit zwischen den Mitteln und dem Zweck. Warum wird der Fabrikfleiß veredelt, warum handelt und schifft man? Sollen wir in Fellen und Wadmel und Hvergarn gehen, wozu denn Tuch, Kattun, Taffent u. s. w. Sollen wir Wasser, Molken, Bier, Meth trinken, weshalb holen wir denn Wein, Kaffee, Thee für uns, offenbare Inconsequenzen. Und wenn man absolut produciren, fabriciren, schiffen und Handel treiben will, wer soll denn kaufen und verbrauchen? Was will man denn eigentlich?

Man will, sagt man, zugestehen, daß Dänen in ihrem äußeren Leben die Vorschriften der Convenienz befolgen sollen, und verlangt nicht, daß sie sich durch Sonderbarkeiten oder Grimassen von anderen Nationen isoliren, oder zurück bleiben sollen, wenn die ganze Welt vorwärts geht. Aber selbst in dieser Theilnahme kann Maaß gehalten werden. Felle, Wadmel zum Staat, Meth, Trinkhörner u. s. w. werden nicht verlangt. Aber man bedarf deshalb doch nicht das allerfeinste Tuch, nicht die feinsten Baumwoll-Zeuge, kein Seidenzeug, nicht die theuren Sorten Wein, kein Flitter, Tülle, Spitzen, Flor, kostbare Shawls, Bänder, Blumen u. dgl. m. Man kann sehr anständig, gut und gesund leben, kann in seiner Kleidung der Reinlichkeit, Bequemlichkeit, ja sogar einem Grade von Eleganz huldigen, ohne solche Sachen zu bedürfen. Alsdann lebte man vernünftiger; man beförderte seinen privaten Lebensgenuß und die Sicherheit seiner Verfassung, und nutzte dem Staat, der jetzt, dieses Luxus-Verbrauchs halber, in seinem Handel eine bedeutende Unter-Bilanz leidet.

Unläugbar ist es, daß, gleich viel, ob Luxus sich nun definiren lasse, oder nicht, doch ein gewisser Begriff, eine gute Haushaltung, einem jeden vernünftigen Menschen deutlich genug vor Augen stehe, und zwar so deutlich, daß er sich danach einrichten könne. Der gewöhnliche gesunde Verstand dringt einem jeden Staatsbürger die Nothwendigkeit auf, an den Staat zu entrichten, was derselbe verlangt, mit denjenigen Mitgliedern des Staats, denen er etwas schuldig ist, Abrechnung zu halten, seine Kinder zu erziehen, seine Wittwe zu versorgen, und demnächst übereinstimmend mit seiner Einnahme zu leben, welches letztere er ausdehnen oder beschränken muß, je nachdem die vorher genannten positiven staatsbürgerlichen und moralischen Pflichten erlauben oder verbieten. Er fühlt die

Nothwendigkeit dieser guten Haushaltung, welche die gesunde Vernunft vorschreibt, und merkt, wenn er sich in der Welt umher sieht, bald sowohl aus seiner eigenen als anderer Erfahrung, daß er nur die Vorschriften einer guten Haushaltung befolgen könne. Er ist dazu genöthigt, denn alles außer ihm dringt sie ihm auf. Bezahlt er nicht seine Steuern, so leidet er Execution; versäumt er sein Amt, wird er entsetzt; macht er Schulden, schleppt man ihn in den Schuldthurm; erzieht er seine Kinder nicht, wird er verachtet. Dieses Zusammentreffen so vieler Beweggründe verursacht, daß ein jeder Staatsbürger von dem lebt, was er hat, und von seiner jährlichen Einnahme nichts weiter zu überflüssigen Sachen des Luxus verwenden kann, als was nach Berichtigung des Nothwendigen übrig bleibt, und dies geschieht. Es ist eine Regel, daß man von dem lebt, was man hat, und nicht von mehr. Denn der Leichtsinn, die Eitelkeit, Ostentation, sinnlose Verschwendung, und verderbliche Haushaltung Einzelner sind Ausnahmen, und im Verhältniß zum Ganzen immer unbedeutend, so wie nach der Regel ein jeder Mensch gesund ist, obgleich es Kranke giebt; der Regel nach sind die Menschen nüchtern, obgleich man Trunkenbolde findet.

Selbst unter denen, welche auf diese Art die Regeln einer guten Haushaltung vergessen, und die Einnahme ihres Nächsten auf manche Art unter ihre eigene Ausgaben ziehen, sieht man doch selten, daß sie, ungeachtet all ihres Leichtsinnes, viele von ihren positiven Pflichten, als z. B. die Erziehung der Kinder u. m. dgl. versäumen.

Wenn die Einnahme eines Mannes rechtmäßig ist, und er sie erst gebraucht, um sein Verhältniß als Mensch und Staatsbürger zu erfüllen, und er dann einen Ueberschuß behält, sollte er dann nicht berechtigt seyn, diesen Ueberschuß auf eine seinen allgemeinen Pflichten nicht wi-

der-

dersprechende Art zu gebrauchen? Wir glauben, daß dieser Ueberschuß von einer guten Wirthschaft als Lohn für seine Mühe, oder die Aufopferungen, die er gemacht, um ihn zuwege zu bringen, zu betrachten sey, und daß es niemand anders als ihm selbst zukomme, zu bestimmen, wie er verwendet werden soll.

Man wendet wohl ein, daß dieser von uns so benannte Ueberschuß kein würklicher Ueberschuß sey, sondern nur als einen Theil von der nothwendigen Einnahme eines Mannes betrachtet werden müsse, welchen Theil er von seinen würklichen Bedürfnissen, oder nach der Anschaffung solider Sachen übrig behält, um zu allerlei Tand, zum Luxus und zur Ueppigkeit verwendet zu werden, indem er sich und den seinigen nothwendigere oder nützlichere Sachen entzieht. Dies kann der Fall seyn, und ist es vielleicht auch häufig genug; dabei ist aber mit Gesetzen nichts auszurichten. Wenn ein Mann 1000 Thaler an Gehalt bekömmt, oder sie sich selbst verschafft, so muß man es ihm doch wohl selbst überlassen, sie zu gebrauchen. Für seinen privaten Zustand wäre wohl zu wünschen, daß er diese 1000 Thaler zu einer guten soliden Haushaltung, und so wenig wie möglich auf sogenannte unnütze Sachen verwendete. Wenn er inzwischen, ohne irgend jemand zu betrügen, so lebt, wie es ihm, seiner Familie und dem Kreise ihres Umgangs am besten gefällt, so verschafft er sich den höchst möglichen Lebens-Genuß, und dieser macht ihn glücklich. Kleiden seine Frau und seine Töchter sich dann mit einiger Eleganz, sieht er einmal mitunter seine guten Freunde u. s. w., aber spart er z. B. einige Klafter Holz im Winter, spielt nicht u. m. dgl., so scheint die Sache für ihn selbst in Ordnung zu seyn. Und so lange man nicht weiß, durch welche verborgene anständige Ersparnisse er seinen Ueberschuß zuwege bringt, darf man nicht gleich glauben, daß seine Haushaltung unverständig sey.

Durch Gesetze kann hier nichts ausgerichtet werden. Alles, was man wünschen könnte, ist, daß ein solcher Convenienz-Ton der herrschende wäre, daß die private Haushaltung der Sparsamkeit gemäß eingerichtet werden könnte. Dieser Ton kann aber weder durch Gesetze noch Moralisirung, er kann allein durch Mode, und Beispiele von Leuten von Gewicht, das will sagen, von Stand und Reichthum, eingeführt werden; diese allein können einer solchen Mode Eingang verschaffen. Daß solches geschähe, wäre, wie gesagt, wünschenswerth. Denn wenn der Staat auch nicht das Recht hat, den Staatsbürger, in so fern es das häusliche Leben betrifft, zu beschränken, wenn er nur keine positive Pflichten übertritt, so kann doch nicht geläugnet werden, daß die Convenienz-Lebensart wohl in einen so hohen Ton gestimmt werden könne, daß sie selbst dem guten Haushalter beschwerlich falle, und daß er leicht versucht werden könne, seine Theilnahme daran durch ungebührliche Mittel zu befriedigen. Steht die Lebensart z. B. höher, als die reglementirten Einkünfte eines Beamten zu folgen erlauben, so könnte er suchen die Bilanz durch unreglementirte Einnahme zuwege zu bringen; und auf diese Art könnte der für die Lebensart angenommene Styl sehr schädliche Folgen für's Ganze haben.

Auf der anderen Seite sieht man den Verbrauch, der eine gewisse anständige Häuslichkeit oder Mäßigkeit überschreitet, als höchst schädlich für's öffentliche an, wenn er sich auf ausländische Waaren erstreckt, und vorzüglich zu solchen, die keinem eigentlichen Bedürfnisse abhelfen, sondern bloß dem Geschmack schmeicheln, oder die Sucht des Putzes befriedigen. Für die Berechnung des Privatmannes ist dies eine gleichgültige Sache; wenn Einnahme und Ausgabe balanciren, ist seine Rechnung richtig. Aber für den Staat raisonnirt man anders:

1. Durch

1. Durch den Gebrauch fremder Waaren wird die National-Industrie auf zwei Arten unterdrückt, indem die inländischen Fabrikate für die gleichartigen ausländischen zurück gesetzt werden, und indem die ausländischen Waaren andere ungleichartige inländische in Gebrauch zu kommen verhindern.

2. Durch die ausländischen Waaren bekömmt der Staat Zahlungen ans Ausland. Für die nothwendigen Artikel ist hier nichts zu erinnern, aber die minder wichtigen und ganz unwichtigen, und überflüssigen, verursachen eine Ausgabe an das Ausland, die Unterbilanz zuwege bringt, sobald sie das übersteigt, was man mit Waaren bezahlt.

Diese Behauptungen sind vollkommen richtig, nur ist die Folgerung von der Unterbilanz nicht klar. Was man unter Handels-Bilanz versteht und was darunter verstanden werden muß, werden wir im Folgenden erklären. Mit Rücksicht des Verlustes aber, den der Gebrauch fremder Waaren einem Lande verursachen soll, können wir nicht unterlassen, einige Bemerkungen zu machen.

1. Manche Sachen, die einen Gegenstand des Luxus abgeben, dienen dazu, ein wirkliches Bedürfniß zu befriedigen, z. B. Kleider. Treibt man Luxus in seiner Kleidung entweder mit feinen Zeugen, oder steter Anschaffung von neuem, so hat man erstens Kleider, und zweitens bekommen Andere Kleider, wenn ich meine verkaufe oder verschenke, und auf diese Art werden sie abgenutzt. Hiedurch geht nichts an Werth verloren; es ist nothwendig, daß ich einen Rock jährlich habe, es ist Luxus, wenn ich 36 neue Röcke im Jahre bekomme, und mit einem jeden nur 10 Tage gehe, anstatt mit dem einen 365 Tage zu gehen. Wenn ich einen 10 Tage gebrauchten Rock verkaufe, ist er, bis auf ein äußerst geringes, eben so gut als neu, und ich erhalte ohngefähr mein Geld wieder ohne bedeutenden Verlust

für -

für meinen großen Luxus; verschenke ich ihn, ist er doch als Werth betrachtet, gleich gut. Der, welcher den Rock bekömmt, erhält was er will, und wenn er nicht mehr gebraucht werden kann, macht man eine Knabenjacke daraus. Der Staat bekömmt folglich den vollen Werth fürs Tuch, und so auch mit vielen anderen Sachen. Meubeln z. B. die Anfangs in einem Schlosse paradirten, enden zuletzt in Kellern und Bauerhöfen; Sachen, die von Bestand sind, gehen von den reicheren und modernen Klassen herab zu den niederen, welche der Mode nicht huldigen, und sind deshalb keinesweges verloren, selbst auch, wenn die Nation sie außerhalb Landes kaufte. A. Smith sagt: Die Häuser, Meubeln, Kleider der Reichen werden bald von Nutzen für die ärmere Klasse, die sie kauft, wenn die Reichen dieselben überdrüssig sind. In Ländern, die lange reich gewesen, findet man häufig die armen Klassen im Besitz von Häusern und anderen Sachen, die noch sehr gut sind, vom Anfang an aber nicht für sie bestimmt waren. Jacob des Ersten Brautbett, als ein Geschenk passend von einem Könige an einen anderen, war vor vielen Jahren als eine Zierath in einer Bierschenke in Dumpfernlime zu sehen.

2. So lange Luxuswaaren vom Auslande einem Bedürfnisse abhelfen, spart das Land das von seinen eigenen Produkten, was sonst verbraucht wäre. Wird Thee, Kaffee, Wein getrunken, so spart man doch Milch, Bier. Wird Baumwollenzeug, Seidenzeug eingeführt, so bekömmt das Land etwas Wolle, Flachs, übrig für seinen Handel. Freilich findet ein bedeutender Unterschied im Werthe Statt, aber er muß doch vom Verluste abgezogen werden. Eine ähnliche Rechnung muß auch zwischen fremden Waaren gemacht werden, indem die kostbaren die weniger theuren ausschließen. Wenn eine Bouteille Madera einen Species

kostet,

kostet, und man Wein trinken soll und will, so spart man bey einer Bouteille Madera ein bis zwei Bouteillen Rothwein. Feine Weine, oder viele Sorten Weine bei einer Mittagstafel bewürken nicht immer, daß eine viel größere Menge Wein getrunken wird, als wenn nur eine Art da gewesen wäre. Dasjenige, was von dieser getrunken seyn würde, muß von dem, was die feinen Weine kosteten, abgerechnet werden, und dann sieht man, daß dieser Luxus bey weitem nicht so bedeutend war, wie er aussah.

3. Der größte Verlust, den die Nation bey dem Gebrauch ausländischer Waaren leidet, beruhet darauf, in wie fern sie vollen Werth für ihr Geld bekömmt. Der Regel nach ist im Handel die gekaufte Waare genau das Geld werth, was man dafür gegeben hat. Diese Regel hält immer Stich mit Rücksicht auf gewöhnliche stets gleichförmige Waaren. Wegen der Concurrenz kann keine Ungleichheit im Preise entstehen. Die Producenten oder Fabrikanten erhalten ihre Unkosten vergütet, und einen bis auf ein Minimum herabgesetzten Profit. Dies findet sogar Anwendung bei den frivolsten Waaren, z. B. Flor. Ein Stück Flor zu 10 Species ist würklich, nach aller Waaren-Rechnung 10 Species werth, und der es kauft, bekömmt volle Valuta. Nun tritt aber so oft der Fall ein, daß einzelne Waaren eine Zeit lang ohne Concurrenz der Verkäufer mit einer großen Concurrenz von Käufern verfertigt werden; solche Waaren sind Mode-Artikel; hier kann die Mode verursachen, daß der Preis über den natürlichen Werth hinausgeht, und dann verliert der Käufer. Bey einem Stücke gewöhnlichen Flor, bei ordinairem Taffent ist dies nicht möglich. Laß aber den Flor, den Taffent ein neues Muster bekommen, gleich wird es theurer, als die neue Arbeit es macht. Die Mode macht es theuer. Und diese Göttin, die Mode, ist es, die trügt; aber sie ist genöthigt

dazu

dazu; denn der Fabrikant, der eine Waare in Mode bringt, weiß, daß es nicht lange währt, bevor es Mode wird, sie nicht zu gebrauchen, und muß sich also gegen einen eventuellen Verlust decken. Hierin liegt die eigentliche Theurung der Mode-Waare, und der Verlust dabei. Uebrigens aber wird das Zeug doch benutzt. Von London, Paris u. s. w. wird es nach Kopenhagen verkauft; hier aus der Mode, gilt es in Aalborg, darauf in Hörringe, Thisted. Von der gnädigen Frau geht es zum Kammermädchen, von der Mutter zur Tochter; kurz, es wird nicht weggeworfen, sondern abgenutzt.

4. Wir haben bemerkt, daß so lange die Waaren, die wir vom Auslande erhalten, noch einem Bedürfnisse, einem materiellen Bedürfnisse, abhelfen, als würkliche Kleidungsstücke, Nahrungsmittel und Trinkwaaren, so muß der Werth, den das Land spart, abgerechnet werden, eben so wie ich, wenn ich eine Last Steinkohlen brenne, rechnen muß, 4 Klafter Büchenholz zu sparen. Wenn aber die fremden Waaren keinem solchen materiellen Bedürfnisse abhelfen, sondern nur einem eingebildeten Mangel oder Verlust erfüllen, muß man gestehen, daß die Sache sich bedeutend verändere. Eine Dame kann Taffent, Atlas u. s. w. zu einem Kleide gebrauchen; dies ist zum Theil eine Nothwendigkeit, nämlich das Kleid. Wenn dieses Kleid nun aber mit Tülle, brabanter Spitzen, alle Arten Seidenband, Blumen u. s. w. garnirt wird, so ist dieses bloß Putz, der nicht nothwendig mit zum Kleide gehört, und höchstens eine Art Geschmack befriedigt. Hieraus folgt dann, daß, obgleich das Land wohl Valuta für das zur Bezahlung verschickte Korn, Wolle, Butter nach der Produktions- und Fabrikations-Rechnung bekam, und also direct nichts verloren hat, es doch leicht einzusehen sey, wie man in diesem vollkommen ehrlichen Handel doch zu kurz gekommen ist.

Der Werth, den man verschickte, war reel; er könnte mit den produktiven Mitteln des Landes verbunden worden seyn, und dadurch das National : Vermögen vermehrt haben. Kauft ein Landmann z. B. für einige 100 Species Putz zu seiner Frau, so könnte er mit diesen vielleicht 10 Tonnen Land urbar gemacht, und die Einnahme der Nation mit einem jährlichen Zuwachs vergrößert haben. Er könnte sie auch auf solide Sachen, selbst vom Auslande verwendet haben, als auf Silberzeug, Tischzeug u. s. w., und dann wäre der National-Reichthum um so vieles größer geworden, anstatt daß für die 100 Species nach Verlauf eines Jahrs keine andere Repräsensative übrig sind, als einige lumpne Streifen in den Schiebläden der Kammerjungfrau.

Der Staat könnte also wohl wünschen, daß einem solchen Verlust vorgebeugt würde. Hat das Land nichts, worauf es seinen jährlichen Ueberschuß verwenden kann, so ist nichts darüber zu sagen. Dies ist aber in Dännemark bei weitem nicht der Fall, indem hier unter anderen der Ackerbau noch beträchtliche Verbesserung leiden kann und muß, und so viele würkliche Nothwendigkeits-Waaren von Fremden geholt werden müssen. Dazu gehören Salz, Eisen, Kupfer, Zimmerholz, Tabak u. m., so daß wir alle unsere Exporten nöthig haben, um die Importen zu decken, und vielleicht nothwendige Sachen entbehren müssen, wenn wir einen Theil davon auf Putz verwenden.

Nach diesen Bemerkungen, um die Natur des Verlusts zu bestimmen, den eine Nation durch Waaren der Ueppigkeit vom Auslande leiden kann, gehen wir auf die Untersuchung über, ob diesem Verlust von Seiten der Regierung vorgebeugt werden könne, und vorzüglich, ob Dännemark irgend eine öffentliche Veranstaltung zu diesem Zweck bedarf, oder wünschen muß.

Allgemeine Gründe dawider sind:

1. Es ist ohne Zweifel ein Verlust, wenn ein einzelner Theil der kultivirten Welt mit den übrigen nicht alle die Vortheile oder Bequemlichkeiten theilen kann oder darf, welche Wissenschaften, Künste und Handel bieten. Eine solche Nation ist in derselben Lage, wie eine einzelne Familie, die mäßiger Umstände halber, oder aus anderen Ursachen sich Genüsse versagen muß, welche alle Nachbaren haben. Ein solcher Zwang erregt Unzufriedenheit, und diese Stimmung muß eine Regierung sich vor allen hüten, hervor zu rufen. Als Mensch hat ein jeder Staatsbürger Recht zu jeder Erfindung, jeder Sache, welche die gebildete Welt einig wird als eine ihrer Attribute anzusehen. Man hat seit geraumer Zeit den Gebäuden äußere Verzierungen, Colonnen, Frontispicen, Architraven, Chambranlen gegeben, lauter unnütze Sachen; man bedarf nur ein festes und dichtes Haus. Man wendet aber das Princip der Schönheit hier an, und dagegen hat niemand etwas einzuwenden. Aus der anderen Nothwendigkeit des Menschen, der Nahrung, hat man in der Zubereitung auch einen Gegenstand der Eleganz und der Kunst gemacht. Die dritte, Kleidung, ist gleichfalls mit Schönheit vereint, und in Drapperie übergegangen. Hiezu werden manche Arten Putzsachen erfordert, die zur einfachen Bekleidung ganz überflüssig sind. Und dieser Forderung sind alle Menschen, die etwas von dem Trieb der allgemeinen Gesellschaftlichkeit fühlen, geneigt Genüge zu leisten, und lassen ungern davon ab. Die Regierung kann und darf nicht ohne Nothwendigkeit eine so natürliche und gerechte Neigung anfeinden.

2. Es geht wohl an, daß eine Nation sich der Waaren von anderen Nationen widersetzt, aber man darf doch nicht vergessen, daß Handel oder Umsatz darauf beruhe, daß Waaren zum Tausch vorräthig sind. Wollen andere Nationen

tionen die Waaren einer einzelnen Nation nicht annehmen, so besitzt diese Nation oft nichts, wofür sie von anderen kaufen kann, und der Handel fällt weg.

3. Den Verbrauch gewisser Waaren abzuschaffen, ist nicht immer ein Mittel, die überflüssige National-Einnahme dahin zu bringen, daß sie sich mit den Kräften der Natural-Produktion verbinde; denn diejenigen, welche dadurch sparen, können das erübrigte auf andere Art gebrauchen. Wer keinen Levantin, Tülle, Spitzen u. s. w. kaufen darf, verwendet sein Geld deshalb nicht eben zur Urbarmachung; er kann sich einen englischen Wagen oder Kupferstiche kaufen, das Geld verspielen, mehr Dinees, Bälle geben u. s. w.

4. Es wird desto mehr producirt, je mehr man verbrauchen will. Ein Landmann, welcher weiß, daß seine Rechnung in der Stadt zu Neujahr ohngefähr 500 Rthlr. betragen werde, muß Anstalt machen, diese 500 Rthlr. zuwege zu bringen, einerlei, ob Salz, Zimmerholz, Eisen und Theer, oder Taffent, Tülle, Flor und Spitzen mit dieser Summe bezahlt werden sollen.

Zu diesen allgemeinen Gründen fügen wir folgende mit Rücksicht auf unseren Staat:

1. In einem nicht angenehmen Klima ist die künstliche Verbesserung des Lebens nothwendig, um eine Illusion von besseren Gegenden zu geben. Zwang in willkührlichen Sachen verscheucht am Ende Fremde und die Unabhängigen von den Eingebornen selbst weg. Man ruft darauf: ein armes Volk muß wie ein armes Volk leben. Daß eine arme Nation als eine solche leben müsse, kann man einräumen; warum soll aber ein reicher Mann wie ein Armer leben, weil er unter Armen wohnt?

2. Es herrscht nur ein geringer Grad eines sogenannten Luxus in Dännemark, und er hat nie hier Statt gefunden.

Zu

Zu Christian des Sechsten Zeit begann etwas der Art, vorzüglich unter dem Adel, besonders unter dem, der sich am Hofe aufhielt, und die Minister Christians des Sechsten, aber noch mehr die Friederichs des Fünften lebten mit ziemlicher Grandezza. Im Handels-Stande sah man bis vor ohngefähr 20 Jahren nicht viel brillantes. Jetzt leben unsere Minister und die Pluralität des Adels in einem ziemlich auffallend einfachen Styl. Eben so die wichtigsten Beamte auf dem Lande und in den Städten, so wie in den Collegien. Einige wenige unserer Kaufleute hier in der Stadt machen wohl das, was man ein Haus nennt, ihre Zahl ist aber jetzt nicht groß. Die Bürgerklasse Kopenhagens und die geringer gagirten Beamte, die auf 1500 bis 2000 Rbthlr. stehen, leben notorisch mäßig, und sind wohl dazu genöthigt.

In den Städten des Landes, Altona, Kiel, Flensburg zum Theil ausgenommen, lebt man überall einfach; alle Familien auf dem Lande, bis auf einige wenige Gutsbesitzer in den Herzogthümern, in Seeland und Fyen, leben keinesweges mit Luxus. Wo findet man denn die Ueppigkeit, die hier im Lande herrschen soll? Vielleicht in Kopenhagen, und es ist anzunehmen, daß in der größten Masse von theils reichen, theils wohlhabenden Leuten, in der Nähe des Hofes, der meiste äußere Glanz gefunden werden müsse. Doch selbst da beschränkt sie sich mehr auf Putz, als sie sich auf Bewirthung erstreckt; und trotz allem, was man von dem vielen Putz und Tand meint, bin ich überzeugt, daß der Betrag für's ganze Land eine nicht bedeutende Summe ausmacht.

Ich kann mich hier nicht damit aufhalten, in irgend ein Detail, oder eine Zusammenstellung mit anderen Zeiten einzugehen, um es ausführlich zu beweisen. Wenn man erwägt, wie viel die wahren Bedürfnisse einer Familie

erfor-

erfordern, und die notorische Wahrheit beachtet, daß nur wenige von den 2000 Familien Kopenhagens jetzt 1500 Rbthlr. S. W. oder 700 Species zu verzehren haben, so sieht man leicht, daß Ueppigkeit nicht Statt finden kann, und daß viele Kunst dazu gehöre, daß eine Familie eine glänzende Seite zeigen könne, wenn sie zugleich die übrigen nicht glänzenden Seiten zu verhüllen hat. Aber unsere vielen Kaufläden, sagt man; vielleicht zehn im Ganzen, und dies für die reichsten Familien sammt den Hof, für eine Hauptstadt, für Seeland, einige andere Provinzen und zum Theil für Schweden. Und nun vergleiche man einmal diese Läden mit anderen, z. B. mit Hamburgs.

Ich kann mich nicht davon überzeugen, daß alles, was man Luxuswaare nennt (wozu Kaffee, Thee, Zucker, Wein, Tuch doch nicht gehören) für den ganzen Dänischen Staat eine Ausgabe an das Ausland von 1 Million Species ausmache, und von dieser Summe müßte dann wohl $\frac{1}{5}$ oder 200,000 Species als Besparung anderer Waaren abgerechnet werden.

Die übrigen 800,000 Species machen nicht den $\frac{1}{120}$ Theil [24]) des Werths aus, den die Volksmenge des Landes jährlich zum Verbrauch der Nothdurft und Wohlanständigkeit vernichtet, und dann frage ich, ob es wohl der Mühe werth sey, dafür so viele Bewegungen zu machen?

Wenn diese Summe denn auch aus dem Lande geht, so verliert das Land sie nicht; erstens wird etwas dadurch erspart, und demnächst mehr producirt, um sie zuwege zu bringen; denn der Landmann arbeitet mehr, um Seidenzeug, spanische Früchte u. s. w. zu haben, eben so wohl, als

---

[24]) Würden die früher angenommenen 60 Millionen Species als der Werth gerechnet, den die Nation jährlich vernichtet, so würden diese 800,000 Species doch $\frac{1}{75}$ ausmachen.

als um Theer, Eisen u. s. w. zu bekommen. Die Fabrikanten, Handwerker können auch mehr produciren. Diese Klasse lebt aber, wie bekannt, beinahe ohne Luxus.

Der Handelsstand hat es auch in seiner Gewalt mehr zu verdienen, um mehr verzehren zu können; darf er nicht das letzte, so kann er das erste nachlassen.

Die Beamten stehen auf einem festen Punkte; haben sie vieles übrig? Antwort: alle Beamte in Dännemark haben an Gehalt ohngefähr 850,000 Rbthlr. Silber Werth oder jetzt 425,000 Species jährlich, welche auf beinahe 3000 Menschen vertheilt sind. (Das pecuniäre Vermögen des Militärs ist, wie bekannt, sehr beschränkt.) Die Beamte der Herzogthümer haben 5 bis 600,000 Rbthlr. S. jährlich. Wird das bischen Luxus verboten, so verbietet man auch die größere Produktion, bleibt diese bey, so wird sie doch unter einer andern Form auf Luxus verwendet.

Alles was wir übrigens über solche Ueppigkeits-Verbote anführen könnten, wollen wir mit A. Smiths Worten sagen: Wealth of Nations 2tes Buch. „Unter allen Aussaugungen der Regierung hat dies Kapital (was jährlich auf den Ackerbau des Landes und zur Aufrechthaltung aller Arbeiten verwendet wird,) bei der Sparsamkeit und guten Haushaltung der Individuen, bei ihren allgemeinen und fortgesetzten Bestrebungen um ihren eigenen Zustand zu verbessern, sich doch nach und nach und kaum bemerkbar vergrößert. Es ist dieses, von Gesetzen beschützte, und durch Freiheit zugestandene Streben, sich auf die vortheilhafteste Art zu äußern, welches Englands Fortschritte zum Wohlstande aufrecht erhalten hat, und wie man hoffen darf, es auch in Zukunft thun wird. Denn sonst ist England nie mit einer sparsamen Regierung gesegnet, und Sparsamkeit auch nie ein vorzüglicher Charakterzug seiner Bewohner gewesen. Es ist deswegen der äußerste Grad der

Unver-

Unverschämtheit und Einbildung, wenn Könige und Minister sich damit abgeben, über die Oekonomie privater Leute zu wachen, und ihre Ausgaben entweder durch Luxus-Verbote, oder durch die verbotene Einfuhr ausländischer Ueberflüssigkeits-Waaren vermindern zu wollen. Sie sind selbst, ohne Ausnahme, die größten Verschwender der Nation. Laßt sie nur auf ihre eigenen Ausgaben Acht geben, und sie können den Privaten ganz ruhig ihre eigenen Sachen überlassen." So weit der über England etwas geradezu redende Smith.

Dessen ungeachtet räumen wir gern ein, daß man die Luxus-Ausgaben auf eine bessere Art, sowohl zum Nutzen für die private, als öffentliche Haushaltung anwenden könnte. Die Mittel könnten seyn:

1. Es existirt wohl nur eine Art, auf welche der Staat Geld für Waaren an das Ausland zahlen kann, nämlich für den Verbrauch privater Leute. Ueber dieses machen sie selbst Rechnung, und hier werden Einnahme und Ausgabe zu einander passen. Bei dem Luxus der Regierung findet diese Berechnung aber nicht Statt; wenn diese ausländische Waaren bedarf, so wird der Betrag durch Steuern vertheilt, und hier bekömmt der Staat eine Ausgabe, mit der die gesunde Vernunft oder gute Haushaltung des Staatsbürgers nichts zu thun hat. Mit solchen Ausgaben muß ein Staatsverwalter sich deshalb nur spärlich befassen.

2. Statt den Luxus zu verbieten, im Fall er das Saldo des Staats genirt, muß eine vermehrte Produktion ermuntert und befördert werden.

3. Bey Hofe und durch die Großen könnten Beispiele gegeben werden, daß eine gewisse Lebensart und eine gewisse Ordnung im Putz Mode würde; besonders könnte dadurch verhindert werden, daß neue Moden nicht zu schnell eingeführt werden und einander zu schleunig ablösen.

4. Um

4. Um einer vernünftigen Ersparung Raum zu geben, und die inländischen Fabriken dadurch zu erleichtern, daß man ihnen Anweisung gäbe, ein kleineres Kapital zu bedürfen, könnte es ohne Zweifel ein gutes Mittel seyn, zu befehlen, daß nur gewisse Farben, z. B. schwarzes, oder dunkles blaues oder grünes Tuch, zu Kleidungsstücken gebraucht werden dürfe.

5. Vertheilung guter inländischer Fabrikate, oder ein gezwungenes Kaufen, könnte bisweilen vielleicht angewendet werden.

6. Will man fremde Waaren verbieten, so muß der Gebrauch und nicht die Einfuhr derselben verboten werden.

7. Aufsicht mit unredlichem Verdienst, vorzüglich genaue Beobachtung einer guten Credit-Gesetzgebung, und eine strenge Aufsicht mit den Beamten, deren Bedienung oft in eine Lage versetzt, welche andere, als rechtmäßige Einnahme möglich macht. Montesquieu sagt hierüber sehr richtig: l'impunité des crimes est la cause de tous les rélachemens.

8. Einige Staats-Oekonomen, vorzüglich Büsch, sehen einen leichten Münzfuß als eine große Unterstützung für das Fabrikwesen an.

Fünfte Abtheilung.

Von dem Handel Dännemarks.

Der endliche Grund aller Produktion ist das Bedürfniß des Consumenten zu den Produkten. Der Zweig von der ganzen National-Industrie, der die Waaren in die Hände derselben liefert, muß folglich als die eigentliche Triebfeder zu aller Industrie angesehen werden, und der Handel, welcher die Ueberlieferung besorgt, wird dadurch als der wichtigste Gegenstand bezeichnet, den eine Nation vor Augen haben muß.

Produktion kann eigentlich ohne Handel, mit anderen Worten, ohne daß die Waaren von den Producenten an die Consumenten gebracht werden, gar nicht Statt finden. Im gewöhnlichen Leben bemerkt man diesen Umstand gar nicht, weil der Producent häufig selbst Consument ist, oder weil der Producent und Verbraucher ihren Tausch auf eine so einfache Art bewerkstelligen, daß der ausgedehnte Begriff vom Handel nicht deutlich am Tage liegt; je nachdem aber die Producenten und Consumenten weiter von einander entfernt, ja bis auf die entgegengesetzten Seiten der Erde wohnen, sieht man, daß die Produktion sich allein darauf gründet, daß der Handel die überflüssigen werthlosen Waaren nach Ländern hinführt, wo sie gesucht werden und wieder Werth bekommen. Der Thee, den China nicht

verbraucht, kann in Europa verkauft werden; er würde nicht producirt, wenn der Handel nicht den Absatz öffnete. Deshalb ist Verbrauch Grund der Produktion; und der Handel Anleitung zum Verbrauch; nur auf diesen beruhet es, ob die Quantität der Waaren vermehrt oder vermindert werden soll; auf ihn beruhet es, ob Producenten und Fabrikanten bei ihren gewöhnlichen Waaren-Sorten bleiben, ob sie andere verfertigen, oder den gewöhnlichen eine neue Beschaffenheit mittheilen sollen.

Da der Handel dies in seiner Gewalt hat, ist er dadurch auf eine mittelbare Weise produktiv, und kann somit das wichtigste Beförderungs-Mittel für den National-Wohlstand abgeben; er verdient also, als eins der wirksamsten Mittel, die sorgsamste Aufmerksamkeit der Staats-Verwaltung. Eine Regierung, welche den Handel eines Landes richtig zu leiten versteht, bedarf keiner besonderen weiteren positiven Mitwürkung zur vollständigsten Entwickelung der Nationalkraft. Der richtig geleitete Handel, derjenige Handel, welcher der Natur des Landes gemäß berechnet wurde, wird unter seiner eigenen und der übrigen Nahrungszweige Freiheit, der Regierung viel Regieren sparen. Der Handelsstand studiert die Staats-Oekonomie praktisch, auf dem Markte und der Börse; das sind die wahren Schulen, denn hier treten die Resultate aus der würklichen Welt unwidersprechlich, obgleich häufig nicht leicht erklärbar, hervor. Im Regierungs-Cabinette legt man einen gewissen Wunsch, eine gewisse Hypothese, oder auch wohl einen wahren Grundsatz zum Grunde; doch jener verwirrt, und dieser ist oft nur relativ oder bedingungsweise richtig. In den Cabinetten raisonnirt man so gut man kann, und trifft mitunter einmal das Wahre. Auf dem Markte oder der Börse handelt sich's nur von baaren Werth gegen solchen, und was hier geschieht, wird eine Regel.

Soll aber der Handel irgend eine bedeutende wohlthätige Wirkung äußern, soll die Staats-Verwaltung das Grundprincip desselben zum allgemeinen Muster nehmen, ist die Handels-Politik ein Inbegriff der ganzen Industrie-Politik; so darf dies nur behauptet werden, wenn der Handel eines Landes das ist, was er seyn soll, und dies ist mit unserem dänischen Handel kaum der Fall.

Die Natural-Produktion nimmt nicht leicht eine schädliche Wendung. Geschieht es mit der Kunst-Produktion, so ist der Fehler nur eine Folge der Künsteleien von Seiten des Staats. Von sich selbst wird es kaum eintreten. Der Handel kann sich dagegen leicht verirren, und aus einem gewissen Verhältnisse zum Lande heraustreten, so daß er, anstatt ein integrirender Theil von der Industrie einer Nation zu seyn, ein vom Lande selbst isolirter Nahrungszweig wird. Ein Kaufmann kann sich nämlich bloß als Weltbürger betrachten, und bis auf das bloße Nachleben der Gesetze desjenigen Landes, wo er sein Comtoir und seine Packhäuser hat, dem Lande beinahe völlig fremd seyn, und sich aller Theilnahme an, oder unmittelbarer Mitwürkung für die Produktion desselben enthalten. Der Handel der ganzen Welt könnte gern von einem einzigen Handelshause, mit einer hinreichenden Anzahl Comtoire oder Factoreien in der Welt umher, vorgestanden werden. In so fern der Handel von diesem Geiste befangen ist, verliert das Land, was der Handel mit dem natürlichen Zusammenhange mit den Produktions-Zweigen zuwege bringen sollte. Freilich kann der Handel auch unmittelbar produktiv seyn, das will sagen, es kann aus demselben, durch den Gewinn der Handelnden vom Auslande, ein neuer Werth fürs Land hervorgehen. Doch nicht zu gedenken, daß dieser Gewinn nicht gleich dem Lande gehört, weil er im Lande ist, so kann derselbe durch

unglückliche Speculation, unglückliche Conjuncturen, zufälligen Verlust, leicht verschwinden.

Wir sagen, der Handel sey geneigt auf diesen Abweg zu gerathen, weil er zufolge seiner Natur unnational, bloß cosmopolisch, egoistisch ist, oder doch leicht werden kann. Und er ist geneigt dazu, weil er auf diesem Abwege den Eigennutz weit heftiger in Versuchung führt, als auf dem rechten nationalistischen Wege. Ein ausgebreiteter Commissionshandel, dessen Affairen nach wahrscheinlichen Speculationen berechnet sind, kann häufig mißglücken; hierin liegt Risico, in diesem die Nothwendigkeit eines bedeutenden Gewinns, und in der Aussicht auf diesen der Grund des Vorzugs, der demselben beigelegt ist. Große Handels-Affairen erfordern große Capitale; diese sind weit seltner, als kleine; die, welche sie besitzen, oder sich durch Credit verschaffen können, werden nie eine große Anzahl bilden; deshalb bleiben sie unter aller scheinbaren Concurrenz doch mehr oder weniger Monopolisten, und der Handels-Gewinn wird dadurch auch vergrößert, und das Risico etwas vermindert. Der große allgemeine Handel ist deshalb schädlich für ein Land, welches für seine Produktion und sein Fabrikwesen die Mitwirkung des Handels bedarf, daß er diesen Industrie-Zweigen Capitale entzieht, und verursacht, daß der inländische Handel, auf welchen doch der Wohlstand einer Nation vorzüglich beruhet, sich in kraftlosen Händen befindet.

Wir sehen hieraus, daß ein Land eine bestimmte Foderung an seinen Handelsstand habe, und daß dieser aus seinem staatsökonomischen Verhältnisse heraustrete, sobald er diese Foderung nicht erfüllt.

Die natürliche Bestimmung des Handels ist, der Natural- und Kunst-Produktion eine hülfreiche Hand zu reichen; je mehr derselbe auf einer mittelbaren Art pro-

duktiv

duktiv ist, desto besser erfüllt er seine nächste Bestimmung, und desto vortheilhafter ist er deshalb dem Lande. In so fern er nur unmittelbar produktiv ist, wird der Nutzen desselben im Verhältniß zu dem, was das Land dadurch verliert, daß Capitale dazu verwendet werden, Capitale zu sammeln, die, ohne mit dem National-Wohlstand verbunden zu werden, ungebunden verbleiben, herabgesetzt. Denn privater Reichthum macht die Nation nicht reich; (z. B. Hamburg.)

Um den Handel Dännemarks nach diesem Maaßstabe zu beurtheilen, müssen wir erst einen Blick auf die hinsichtlich des Handels Statt findenden Vorzüge und Mängel unsers Staats werfen.

1. Geographische Lage. Durch diese liegt das Land zwischen der Nordsee, dem Kattegat und der Ostsee. Das letzte ist ein ziemlich ruhiges Meer, die beyden ersten sind aber häufig sehr unruhig, ja das zweite ist in den langen dunklen neblichten Nächten beinahe eins der gefährlichsten Gewässer der Welt. Häufig kömmt Eis hinzu, und die Schiffahrt muß während vier oder fünf Monathen ruhen.

Dagegen hat die Lage des Landes uns, so zu sagen, ein Monopol darauf gegeben, Norwegen und einen Theil von Schweden mit unseren Produkten zu versehen, und der Nation den ostseeischen Handel angewiesen, für welchen keine Nation bequemer liegt, als Dännemark. Hier hat die Natur deutlich genug die Beschaffenheit unsers nächsten Handels bezeichnet.

2. Die allgemeine physische Beschaffenheit des Landes. Alle unsere Häfen sind an der Ostsee und dem Kattegat, zur Erleichterung unsers natürlichen Handels. An der ganzen Nordsee besitzen wir keinen Hafen, recht als wenn

die Natur uns allein jene Gewässer und den Handel jener Länder anweisen wollte. Dieser Umstand ist übrigens sehr wichtig für unseren ausländischen Handel, und demselben im Grunde zum bedeutenden Nachtheil und Hinderniß.

Unsere Küsten sind weit gedehnt und flach; dieses hat die Unbequemlichkeit, daß die inländische Schiffahrt beynahe ganz mit kleinen Schiffen getrieben werden muß; vielleicht daß Schiffen mit flachem Boden der Vorzug zu geben wäre.

Zu einer ziemlich beträchtlichen Schiffahrt und Handlung haben wir eine Menge Produkte, die zum Theil voluminöser sind, als diejenigen würklichen Nothwendigkeits-Waaren, die wir vom Auslande erhalten.

Obgleich wir uns nun keiner so vortheilhaften Lage zum Handel erfreuen können, wie Großbrittannien, welches ohne Zweifel das in dieser Rücksicht am meisten begünstigte Land ist, indem es, so zu sagen, auf der Mitte des Weges zwischen dem nördlichen und südlichen Europa liegt, so haben wir doch eine bequeme Lage für eine oder zwey Arten Handel, wovon die eine, nämlich der Produkten-Handel mit Norwegen und Schweden unsere Hauptsache seyn müßte, und zwar als Unterstützungsmittel für unsere Natur- und zum Theil auch für die Kunst-Produktion mit mittelbarer Produktivität für uns vom Handel, und die andere Art, der Transit-Handel, der Handel auf die Ostsee, der unseren eigentlichen ausländischen Handel begründen, und die Hauptsache des unmittelbar produktiven Handels ausmachen müßte. Dies liegt in der Natur. Die Lage und Natur-Beschaffenheit unseres Landes bezeichnet deutlich genug diesen allgemeinen Plan für unsere Handels-Politik. Und dieses nehme ich als den Probierstein an, nach welchem man beurtheilen soll, ob der

Han-

Handel die heilsamen Folgen für Dännemark gehabt, welche er hätte haben müssen.

Die Frage ist: Hat der Handel direct für Dännemark gewürkt, um den Ackerbau desselben zu heben, oder zur Vermehrung und Veredlung von gutem Getraide, von Fabrikpflanzen, Flachs, Hanf, Hopfen, Tabak, Viehzucht, Wolle, Fischerei, und zur Ordnung des Hausfleißes beigetragen; hat er Einfluß auf die Handwerker, auf den Absatz der Fabrikwaaren (Hüthe, Randerschen Handschuhe) geäußert?

Wir wollen nur einige Umstände anführen, aus denen man selbst abnehmen kann, was auf diese Fragen zu antworten ist.

Es sind erst einige Jahre, seitdem die Kaufleute in einer dänischen Handelsstadt, Aalborg, sich darüber vereinigten, zur Veredlung der Kornwaaren beizutragen, indem sie erklärten, daß sie nur Korn von einer gewissen Güte kaufen wollten. Laß Randers, Aarhuus, Flensburg, Svendborg, Odensee, Corsöer, Callundborg, Copenhagen, Kiöge, Nykiöbing, Stege das nämliche thun, und dänisches Korn wird binnen wenig Jahren gut seyn. Bis jetzt ist aber noch keine andere Stadt diesem Beyspiele gefolgt, und keine hat bis jetzt Anstalt getroffen, unseren Getraide-Waaren eine Eigenschaft, deren das Klima sie beraubt, nämlich Trockenheit, zu geben. Wir besitzen das sinnreiche gernersche Trockenhaus, aber wie wenige bedienen sich desselben. In den Städten, die beträchtlichen Kornhandel treiben, könnten einfachere eingerichtet werden; dadurch würde unser Getraide einen weitläuftigen Markt erhalten, anstatt daß es jetzt beinahe allein nach Norwegen gehen muß. Wie viele Schiffsladungen waren nicht verdorben in den Jahren 1812 und 1813.

Warum haben unsere Kaufleute nicht zur größeren Benutzung unserer Viehzucht beigetragen, indem sie große Schlächtereien zum Einsalzen der trefflichen jütländischen Stallochsen und Marschochsen veranstalteten. Die irländischen Schlächtereien verdanken den Kaufleuten ihre Entstehung.

Gleichgültig haben die Kaufleute sich auch darin bewiesen, unsere Fischereien in Gang zu bringen, und vorzüglich ist dies der Fall mit der Häringsfischerei im Liimfiorde. Es sind noch keine 35 Jahre, da man oftmals in Nibe 80 schöne Häringe für einen halben oder einen ganzen Schilling kaufen konnte, und häufig konnten sie gar keinen Absatz finden, so daß der Fischer ganze Wartung ihrer Netze bloß darin bestand, daß sie die Häringe herausnahmen, und wieder ins Wasser warfen. Diesem Wesen sah die Aalborger Kaufmannschaft eine geraume Zeit zu, und thut es zum Theil noch jetzt. Haben die Kaufleute zur Bierfabrikation beigetragen? Wir haben doch Bier gebrauet, das im Auslande Beifall fand, und Flensburg Branntewein; und wie ist es beschaffen, obgleich der Absatz doch einmal bedeutend war?

Aehnliche Fragen kann man über die directe Mitwürkung des Handelsstandes zum Emporkommen des Fabrikwesens durch Eröffnung eines Ausweges zum Absatz aufwerfen, und ähnliche Antwort erhalten. Warum hat kein anderer von unsern Kaufleuten, als ein Ryberg, uns eine den schlesischen oder westphälischen ähnliche Leinwand-Manufactur verschafft, da doch jene allein der Bestellung und Anordnung der Kaufleute ihre Entstehung zu verdanken haben?

Wir erfreuen uns eines beträchtlichen Hausfleißes, sowohl in Leinewand als wollenen Waaren; wie haben sich

die

die Kaufleute dessen angenommen, wenn man die Spitzenfabriken und das Strumpfstricken ausnimmt. Ja selbst auf Fabrikzweige, zu denen das Land sich vorzüglich paßt, als z. B. Huthfabriken, merkt man nicht, daß sie irgend einen Einfluß äußern. Und nun eine andere Fabrik, die der Randerschen oder nachher Odenseer Handschuhe, eines Dännemark ausschließlich zustehenden Fabrik-Artikels, ist die nicht beinahe ganz eingegangen, weil die Kaufleute das Ordnen derselben unterließen?

Auch auf unser eigentliches Fabrikwesen hat der Handelsstand keinesweges mit Eifer und Kraft gewürkt, ja hat wohl gar eher beigetragen, den Absatz zu vermindern, als zu vermehren; ein unersetzlicher Verlust.

Zu den Ursachen hievon muß vorzüglich gerechnet werden:

1. Man hat die Kenntnisse der Kaufleute nicht genug benutzt, und da alle Produktion über den eigenen Verbrauch auf den Absatz beruhet, so sind es allein die Kaufleute, welche hierin rathen können. Was gethan werden sollte, kann ein Minister wohl wissen, aber ein Kaufmann weiß, was gethan werden kann, und das ist die Hauptsache. Ein Collegium, Departement für das Aufkommen der Produktion muß deshalb genau den Weg folgen, den aufgeklärte praktische Kaufleute anweisen. Eine Fabrik unter der Direction eines Kaufmanns mißlingt selten, unter der eines Landmanns beinahe immer.

2. Die übertriebene Menge von kleinen Städten, die bloß durch Privilegien erhalten sind, hat eine unverhältnißmäßig große Menge Kaufleute ausgebrütet, die doch eigentlich nur Krämer und Höker sind. Die meisten liefen ohne Erziehung, ohne Kenntnisse, ohne Kapital, ohne die geringste Handels-Verbindung, höchstens mit einer lüb-

schen

schen Handels-Freundschaft, in den Stand hinein. Von solchen Personen ist nichts heilsames, eher aber etwas schädliches zu erwarten, indem sie zur Zerstückelung des inländischen Handels-Kapitals in tausend Hände beytragen, anstatt daß selbiges nur bei einer weit geringeren Anzahl seyn müßte, die mit wahrem Handelsgeiste, und ohne schwächende Concurrenz mit Pfuschern, kräftig würkten. Es wäre überhaupt sehr zu wünschen, daß von Seiten der Regierung irgend einige Sorge für den Handelsstand in den kleinen Städten getragen werden möchte, damit dieser Erwerbszweig nicht überfüllt, und nicht mit gänzlich unkundigen Leuten besetzt würde. Was für eine heilsame Würkung kann man aus dem niedrigen Zustande erwarten, in dem die Kaufleute der meisten kleinen Städte sich befinden. Er ist in der Regel jetzt zugleich Krugwirth; seine Wohnstube ist auf einmal Comtoir, Börse, Schenkstube; die Branntweins-Bouteille ist Mäkler, und ebnet alle Schwierigkeiten, gewöhnlich auf Kosten des Bauers. Was steht nun hier zu erwarten? — Der Bauer findet Geschmack an diesem Handelsstyl, und bevor dieser dadurch, daß der Kaufmann auf eine höhere Stufe gehoben, und die Zahl derselben beschränkt wird, damit mehr Kenntnisse erwartet werden dürfen, vertrieben worden, steht mit Grund nicht zu erwarten, daß irgend eine heilsame Veränderung vor sich gehen werde. Für den Augenblick hat Dännemark nur wenig Städte, in denen ein reeller Handelsgeist anzutreffen ist. Copenhagen, Aalborg ziemlich, Randers, Ribe, Odense etwas. — In den Herzogthümern ist es besser bestellt, als in Altona, Flensburg, der Städte Hamburg und Lübeck, die für die Herzogthümer so wichtig und nützlich sind, nicht zu gedenken.

3. Einschränkungen im Handel haben den Kaufleuten häufig die Hände gebunden. Die vielfachen Oscillationen

in

in unserer Kornpolizey haben unter anderen Pläne von Bestand für Kornwaare und andere wichtige Naturwaaren, als Butter, Fettwaare, Wolle u. s. w. verhindert.

4. Die mehrsten unserer Handelsstädte haben nur schlechte Häfen, welche bloß kleine Schiffe, die nur kurze Reisen machen, aufnehmen; — hierin ein großes Hinderniß für lange Expeditionen von Wichtigkeit.

5. Dieser Umstand hat auch den Produkthandel nach Norwegen gebunden, — wohin wir, so zu sagen, ein natürliches Monopol, hin und wieder bis 1788 auch künstliche, hatten. Die Norweger nahmen mit schlechten Kornwaaren fürlieb, entweder weil sie am wenigsten kosteten, oder weil sie, indem sie das Korn zum Theil zu Fladen gebrauchen, in Rücksicht der Beschaffenheit gleichgültiger waren. Wenn auch dieser Ausweg zum Absatz durch unkluge Maaßregel von Seiten Norwegens oder Schwedens in Zukunft nicht so offen und sicher seyn sollte, wie jetzt, ist Dännemarks Lage für einen andern großen Kornmarkt, nämlich Frankreich, Spanien und Italien, doch nicht zu übersehen. Mit einiger Betriebsamkeit und Sorgfalt für die Güte des Korns kann Dännemark stets einen beträchtlichen Antheil daran nehmen; ja es liegt sogar bequem dazu, indem es seine Kornausfuhr dahin im Spätjahre anfangen, und dieselbe viele Winter hindurch und zeitig im Frühjahre fortsetzen kann, wenn die Ostsee noch nicht offen ist.

Diesen und einigen anderen Ursachen, dem Mangel an guten Wegen, Canälen, der mäßigen Vertheilung der Handelsstädte im Lande, besonders auf der Halbinsel, wo die besten Städte an der östlichen Seite liegen, muß es zugeschrieben werden, daß der Handelsstand Dännemarks durch eine mittelbare Vermehrung und Veredlung der

Natu:

Natural- und Kunst-Produktion direct nicht sonderlich auf den National-Wohlstand gewürkt hat.

Die wichtigste von allen Ursachen ist aber der Abweg, auf den unser Handel, theils in Folge seiner eigenen Tendenz, theils durch die Ansicht der Staatsverwaltung und den unmittelbaren Veranstaltungen derselben, um dem Handel eine gewisse Richtung zu geben, gerathen ist.

Wir bemerken, daß die erste Foderung der National-Oekonomie an den Handelstand die ist, daß derselbe direct auf die Produktion, und dadurch indirect oder mittelbar auf den National-Wohlstand würke. Daß so etwas nur in einem sehr schwachen Grade Statt gefunden, zeigt die Erfahrung; einige Ursachen haben wir angeführt. Die wichtigste steht noch zurück, und besteht darin, daß der Handel des Landes sich größtentheils von der Natural- und Kunst-Produktion des Landes isolirte, indem derselbe nur indirect auf die Produktion und die übrigen wahren Quellen des Wohlstandes der Nation würkte; mit anderen Worten, der Handelsvortheil des Landes muß einzig und allein im reinen Ueberschuß, in reinem Geldgewinn, den der Handel abwirft, und in die Kasse des Kaufmanns bringt, gesucht werden. Es geht wohl an, eine Nation auf diese Art zu bereichern, denn der Ueberschuß kann zu den Produktions-Mitteln der Nation übergehen, — und Holland, England, die spanischen Niederlande haben ihren National-Reichthum unläugbar auf diese Art gesammelt, indem sie ihren Boden dadurch trefflich angebauet, und viele Anstalten zum allgemeinen Nutzen angelegt erhielten, als da sind: Wege, Canäle, Brücken, Häfen, öffentliche Gebäude, Fabriken, Stiftungen. Die Zeitumstände aber, unter welchen dieses geschah, sind nicht vorhanden, und stehen keinesweges immer allen Nationen zu Gebot. Der bereichernde Handel Hollands und der spanischen Niederlande beruhete auf das

Mono-

Monopol mit den ost- und westindischen Waaren, welches sie den Portugiesen raubten; Englands dagegen darauf, daß es den Holländern den beträchtlichsten Theil des ost- und westindischen Handels abnahm, und daß alle den Ostseehandel theilten. Reichthümer häuften sich an, und Kapitale, die nicht mit Vortheil im Handel zu gebrauchen waren, flossen in andere Nahrungszweige über. — Dies geschah, aber es geschieht nicht immer. Venedig hat jetzt nichts von den großen Reichthümern, die das Monopol mit den Waaren des Orients einmal dahin brachte; Portugal eben so wenig; nach den einst so wichtigen Besitzungen dieses Landes in beiden Indien hat es nichts. Manche der früher so reichen Hansestädte haben jetzt wenig oder nichts. — Weshalb? weil die Reichthümer bloß persönlich, nicht national waren. Ist Hamburg, des Wohlstandes und der Reichthümer aller seiner Mitglieder ungeachtet, nicht im Grunde ein armer Staat? Weil ein Kaufmann heute eine Tonne Gold gewinnt, ist der Staat deshalb keine Tonne Gold reicher als gestern; er giebt nicht einen Schilling mehr an den Staat, befördert deswegen nicht eine Tonne Korn mehr gebauet; spielt er sein Geld weg an einen Ausländer, so ist es dem Staate ganz gleichgültig. Der Staat ist bei seiner gewonnenen Tonne Gold eben so wenig reich, wie eine Landstraße reich ist, weil ein Wagen mit Geld darüber weg rollt. Wird das Geld hingegen zu einer Urbarmachung von 500 Tonnen Land verwendet, oder in eine nützliche Fabrik angelegt, so kann er den Hof oder die Fabrik gern wegspielen, denn das Land ist einmal eine Tonne Gold reicher.

Auf diese mittelbare Art kann ein Land durch den Handel bereichert werden; theils aber ist dieser unsicher, theils unter den jetzigen Umständen nicht bis zu irgend einer bedeutenden Ausdehnung zu bewerkstelligen, das letzte

nicht

nicht für Dännemark, weil der monopolistische Handel mit sehr gesuchten kostbaren Waaren jetzt nicht in dem Grade Statt findet, wie im funfzehnten, sechszehnten Jahrhundert, und wenn er auch Statt finden könnte, so würde Dännemark nicht im Besitz solcher Handelszweige bleiben. Das erste, unsicher ist diese Art, weil der erlangte Gewinn leicht wieder verloren gehen kann, indem er nur persönlich, ohne Verbindung mit dem Staate, ist. Hat nicht ein sehr einsichtsvoller Verfasser erklärt, daß die Früchte von allem Handel Dännemarks in 20 Jahren auf einmal verloren giengen, da England im Jahr 1807 sechshundert dänische Schiffe mit ihren Ladungen nahm.

Die Behauptung ist vielleicht etwas zu stark; sie ist aber doch größtentheils wahr, und giebt alsdann einen Beweis davon, wie precair der Reichthum ist, den eine schwache Nation sich von der unmittelbaren Handels-Produktivität versprechen darf. (Mehrere Stöße von derselben Wirkung werden nachher angeführt.)

Ist der Reichthum precair, so ist es gefährlich für eine arme Nation, ihren Wohlstand bei dieser Art Handel aufs Spiel zu setzen. Erst wenn des Landes Quellen des Grundwohlstands gereinigt, wenn von allen anderen Nahrungszweigen und auch vom mittelbar produktiven Handel Kapitale übrig sind, erst dann darf die Nation sich in unsichere Handels-Unternehmungen einlassen. Und die natürlichen Fortschritte des Handels sind dadurch bestimmt.

Ob es aber nun den einseitigen Vorstellungen der Staats-Verwaltung von der bereichernden Kraft des Handels, oder der Blindheit über das Natürliche, den der äußere Glanz verursacht, oder der eigenen Tendenz des Handels, sich erst mit den Affairen zu befassen, die den größten Gewinn versprechen, oder allen Ursachen auf

einmal

einmal zuzuschreiben ist, so liegt doch klar am Tage, daß der Handel Dännemarks, schon in seinem ersten Ursprung, auf einen Abweg gerieth, wodurch das Land nichts gewann, sondern bedeutend verloren hat.

Kaum war der Handel der Hansestädte auf die Reiche unter Friedrich dem Zweiten höchst beschränkt, bevor Christian der Vierte Dännemarks Handel in Gang zu setzen begann. Um das nächste bekümmerte er sich nicht viel; Holländer, Antwerpner, Engländer segelten mit ganzen Flotten in die Ostsee hinein und wieder heraus (er bemerkt selbst in eins seiner Tagebücher oder Almanache für 1614, das in einem Tage 300 Schiffe im Sunde lagen) ohne daß es ihm auch nur in den Sinn kam, dem Lande einen Theil dieses wichtigen Handels zu verschaffen, der Copenhagen zu einem der großen Waarenlager der Welt gemacht haben könnte. Cromwell gab nachher seine Navigations-Acte, und nun ist dieser, für Dännemark so natürliche, so vortheilhafte und sichere Handel, zum Theil verloren. Nicht einmal der schleswigsche Canal war im Stande, viel davon in Dännemarks Hände zu bringen, und weder Tönningen noch Holtenau mit den Packhäusern, die man in der Hoffnung baute, halfen.

Christian der Vierte ließ sich in dieser Rücksicht blenden. Schon im Jahre 1616 gab er einer Compagnie Privilegium oder Octroy auf den Handel mit Indien, China, Japan. Nach Verlauf von 14 bis 16 Jahren war die Compagnie dem König 156000 Rthlr. schuldig. 1625 gab er ein Privilegium für eine Compagnie auf Westindien. Spätere Regenten richteten ihre Aufmerksamkeit stets auf den großen Handel. Doch bedeutete dieser, bis zum Ausbruch des amerikanischen Krieges, im Ganzen nur wenig. Entweder war es die Unnatürlichkeit der

Hand-

Handlungs-Zweige, die man rege machen wollte, oder die verkehrte Art der Ermunterung, oder der Mangel an Kapital für den Handel, welche die Hemmung verursachten; gewiß ist es aber, daß der Handel Dännemarks vor jenem Zeitpunkt unbedeutend war, und keinen Reichthum ins Land brachte. Man findet sogar in dieser langen Periode von 1614 bis 1780 nur wenig große und reiche Handelshäuser. Und der ganze Vortheil vom Handel bestand wohl vorzüglich im Zoll, der zum Bedarf der Staatskasse beitrug, wahrscheinlich aber doch mit Zinsen und Zinsen Zins auf mehrere Weise wieder verschwand.

Inzwischen war der Ertrag des Zolls sehr bedeutend. Im Jahre 1806 betrug derselbe von Dännemark allein über 23 Tonnen Gold. Im Jahre 1816 von Copenhagen allein über 400,000 Species und 1,800,000 Reichsbankthaler R. W., soviel als 700,000 Species.

Während des amerikanischen Krieges bekam der dänische Handel einen hohen Schwung. Die dänische Flagge ward respectirt; vom Völkerrechte waren noch einige Reste übrig; einige Neutralität war doch angenommen, und die Bewaffnung der nordischen Mächte gab dem Völkerrecht einiges Gewicht. Ein weit ausgebreiteter Commissions-Handel stellte sich ein, und die Kaufleute des Landes machten theils für eigene, vorzüglich aber für fremde Rechnung, bedeutende Geschäfte. Beim Frieden zu Versailles 1783 verschwand ein großer Theil dieser Flamme, und hinterließ eher Verlust, als Vortheil. Inzwischen war unser Handelsstand in Gang gekommen, und nahm, da der Revolutionskrieg ausbrach, wirksam Theil an den großen Handel, der des Krieges halber den wichtigsten Handels-Nationen sehr beschwerlich fiel. Diese Handels-Periode währte 17 Jahr, von 1790 bis 1807, und ist ohne Zweifel ein glänzender Zeitraum; ich frage aber: gewann das Land

etwas

etwas wesentliches dadurch? ist es diesem zuzuschreiben, wenn unsere Natural-Produktion sich vergrößerte? oder muß es nicht vielmehr den weisen Gesetzen fürs Landwesen zugeschrieben werden? that unser Fabrikwesen von 1790 bis 1807 kennbare Schritte von Bedeutung vorwärts? welche große innere Einrichtungen im Lande riefen diesen Zustand hervor? gewann das Geldwesen des Staats?

Im Gegentheil. Weil man über die Kräfte handelte, und ungeheure Waaren-Auflagen erhielt, die keinen Absatz finden konnten, gerieth der Handelsstand Dännemarks 1799 in eine so schwierige Lage, daß er sich selbst nicht helfen konnte, sondern der Staat demselben die Hand reichen mußte.

Das Jahr 1807 machte dieser Periode ein Ende.

Was der Staat bei diesem ganzen Handel gewonnen hat, können wir eben so wenig, als was er verloren hat, berechnen; ein Theil aber, die directe Staatsausgabe für den Handel, die den Staat jetzt unter der Form von Staatsschulden drückt, kann zum Theil berechnet werden.

Vom Anfang des amerikanischen Kriegs an kann man folgende große Ausgaben, als des Handels wegen geschehen, anführen.

1. Die Kosten der Ausrüstung bei Gelegenheit der bewaffneten Neutralität, mir als zuverlässig zu 60 Tonnen Gold angegeben	6,000,000.
2. Die Actien der verunglückten westindischen Compagnie, von der Regierung mit 5000 Actien a 260 Rthlr. eingelöset . .	1,500,000.
Latus	7,500,000.

Transport 7,500,000.

3. Die Actien der Canal-Compagnie, eingelöset 1784 mit Königlichen Obligationen für ohngefähr . . . . . 500,000.

4. Die Obligationen der ostseeisch-guineischen Compagnie im Jahr 1787 mit 11000 a 70. . . . . 825,000.

Summa 8,825,000.

5. Zu der 1799 errichteten Deposito-Kasse wurden *) ausgefertigt Zettel für . 6,000,000.

Dies sind doch 14 Millionen, oder, wenn man den ersten Punkt, als den Handel weniger direct betreffend, abrechnen will, doch 8 Millionen Reichsthaler ziemlich gutes Geld, welches von der glänzenden Periode des Handels von 1780 bis 1807 zum Theil noch als eine Staatslast auf der Nation ruht, und welche die Nation nothwendig erst abziehen muß, wenn sie berechnen will, was ihr Handelsgewinn in dieser Periode betrug. So lange das Land ausländische Schulden hat, kann sie wenigstens nicht übergangen werden. Daß diese Summe würklich viel größer sey, leidet keinen Zweifel.

Legt man hiezu den freilich zufälligen, aber deshalb nicht minder würklichen Verlust an Schiffen und Ladungen im Jahre 1807, und setzen wir denselben von 18 Millionen Species, wozu wir ihn früher angegeben, als eigentlich dänischen Verlust auf 10 Millionen herab, so haben wir auf unsern glänzenden Handel von 1780 bis 1807 einen Verlust von 17 bis 18 Millionen Species. Wenn diese vom ganzen Gewinn abgezogen werden, so ist der

*) Siehe Oersted über Dännemarks Geldwesen p. 119. Anm. des Verf.

der Rest freilich reiner Ueberschuß. Dieser wird aber kaum so groß, daß er meine Behauptung, daß der Handel Dännemarks bisher auf eine Art geführt sey, die den National: Wohlstand nicht bedeutend vermehrt habe, umstoßen kann.

Wollte man einwenden, daß der Verlust immer zufällig gewesen, daß wir uns im Jahre 1783 verrechneten, daß wir uns 1799 verrechneten, daß wir uns 1807 wieder verrechneten, so ist es unleugbar höchst bedenklich und schwierig, sich mit einem Erwerbszweige abzugeben, in dem man während eines Zeitraums von 27 Jahren, drei solche Mißrechnungen machen konnte.

Den Verlust von 1807 betreffend, der freilich schwer vorherzusehen war, wird man bemerken können, daß der Betrag im voraus schon als Gewinn da seyn mußte, bevor der Verlust Statt finden konnte, daß der Handel also wenigstens diesen Gewinn im voraus abgeworfen, und den Reichthum der Nation folglich vermehrt haben mußte. Ich zweifle aber sehr daran, daß der Verlust, wenn die Summe desselben auch richtig ist, deshalb ganz für dänische Rechnung gewesen. Kann man wohl glauben, daß der dänische Handelsstand einen Verlust von 10 Millionen tragen konnte? — und er ging nach diesem Verlust doch nicht zu Grunde. Der Verlust war deshalb ganz gewiß zum Theil nicht für dänische Rechnung. Der vermuthliche Handelsgewinn, zum Theil Produkt fremder Kapitale, war deshalb auch nicht dänisch. Dies geht auch darauf aus, zu beweisen, daß Dännemarks Handel auf eine unmittelbare Weise nicht viel zur Vermehrung des National: Wohlstandes beigetragen habe. Indem man einigen Nutzen einräumt, muß man sich wohl hüten, daß man sich denselben nicht größer vorstelle, als er wirklich ist.

Dännemark hat also, unserer Meinung zufolge, keine Ursache, seinen großen ausländischen Handel für irgend eine große Wohlstandsquelle anzusehen. Von dem Reichthum, den derselbe ins Land bringen sollte, erblickt man wenigstens keine recht deutliche Spur, und wenn derselbe auch zur Folge hatte, daß die Zollintraden jährlich ansehnliche Summen in die Staatskasse lieferten, woraus der Industrie des Landes vielleicht der Vortheil erwuchs, daß der Steuerbetrag geringer seyn konnte, als ohne solche Zubuße, so hat die Staatskasse auch wiederum, theils zur Beförderung des Handels, theils in Folge des Mißlingens desselben, viele große Ausgaben gehabt, die der Staatskasse jetzt unter der Form von Staatsschulden ankleben. Im Vorbeigehen nannte ich oben einige solche Ausgaben, deren Betrag mehrere Millionen altes Geld ausmachte, und es wäre leicht, diese Summe zu verdoppeln.

Ist unser Handel nun in Zeit von 37 Jahren dreimal blühend gewesen, und dreimal plötzlich wieder gewelkt, ohne die erwarteten Früchte zu tragen, ohne das Land zu bereichern; ist es von allen anerkannt, daß Dännemark alle dreymal, vorzüglich 1807, einen empfindlichen Verlust gelitten; ist es erwiesen, daß von Seiten des Staats viele Millionen auf das Emporhelfen des Handels, oder um denselben oben zu halten, wenn er zu sinken begann, oder um den von demselben verursachten jedesmaligen Verlust zu decken, verwendet sind; ich sage, sind diese Punkte erwiesen, so wiederhole ich die Behauptung, daß dieses Eingreifen in den großen Handel für Dännemark eine höchst bedenkliche Sache sey, und von Seiten des Staats mit aller möglichen Behutsamkeit behandelt werden müsse.

Es ist merkwürdig, daß Dännemarks Handel nicht von selbst irgend recht in Schwung kommen konnte. Bis 1779 oder 1780 hatten wir nur einen höchst unbedeutenden

Han-

Handel, der erst ohngefähr im Jahre 1757 seinen Anfang nahm; eine Menge Schiffe ward damals ins mittelländische Meer geschickt. Im siebenjährigen Kriege war Dännemarks Flagge aber auch eine neutrale Flagge. Vor den Conjunkturen des amerikanischen Krieges und des Revolutionskriegs, und den langwierigen Kriegen Englands und Frankreichs, der Umwälzung Spaniens, der Occupation Italiens, der Einverleibung Hollands in Frankreich, der Unterdrückung der Hansestädte, und ihrer darauf folgenden Vereinigung mit dem übrigen Reiche Napoleons, und dem gigantischen Continentalsystem desselben konnte der ostindische und chinesische, der westindische und der Frachthandel, aller Veranstaltungen unerachtet, nur langsam vorwärts schreiten.

Diese, in den Jahrbüchern der Geschichte so höchst sonderbare lange Reihe von Begebenheiten war es, welche dem Handel Dännemarks Leben gab, und einzig im Stande war, Leben darin zu bringen. So schwierig war es, diesen Steinklotz in einen Merkur zu verwandeln. Das Leben war aber künstlich. Es beruhete auf Umstände, und mußte mit diesen aufhören. Es entsprang nicht aus innerer Kraft und Fülle. Hätte Dännemark, hundert Jahr vor 1780, eine kräftige Theilnahme begonnen, zu einer Zeit, wo der Handel der Holländer und Engländer, aller Ausdehnung unbeachtet, doch, wenigstens noch nicht für England, eine so große National-Nothwendigkeit geworden war, wie er später ward, und deshalb auch noch nicht solche Wurzel geschlagen hatte, wäre es möglich gewesen, Dännemark einen Theil desselben, besonders des ostseeischen zuzuwenden. Ueber die kraftlosen Anstalten zum Handel auf Ostindien, und damals auf Westindien, ohne Kolonien, ward der Augenblick versäumt. Jetzt ist der Gang und die Ordnung des Handels bestimmt. Andere Nationen, vor-

züglich

züglich England, Holland, Frankreich, theils durch eine bessere geographische Lage, theils durch eine große Masse eigener Produkte, theils durch die erworbene Kenntniß vom Handel, größeren Reichthum und endlich durch große Nationalkraft unterstützt, setzten sich bald in den Besitz vom wichtigsten Welthandel; und nun war wenig oder gar nichts übrig für diejenigen Nationen, welche erst spät wach wurden, das Handlungswesen nicht aus Erfahrung gelernt hatten, die Handelspolitik nicht verstanden, und überhaupt nicht Kraft genug besaßen, um ihre Unternehmungen zu beschützen. In dieser Lage hatte Dännemark also beinahe unüberwindliche Schwierigkeiten zu bekämpfen, um einen großen Handel zu erlangen; denn es darf nicht aus den Augen gelassen werden, daß es, um einen solchen Handel zu bekommen, nicht genug war, zu wollen, man mußte zugleich können. Es galt hier nichts geringeres, als England, Holland, Frankreich einen Theil ihres Handels zu entreißen, und dazu gehörte eine politische Kraft, die Dännemark nicht besaß, eben so wenig, wie Schweden, Portugal, Italien und andere Staaten. Wenn ein gewisser Nahrungszweig einer Nation zu ihrer Existenz einmal nothwendig geworden ist, so wie der Handel es diesen Augenblick für England ist, so muß eine solche Nation sich der Theilnahme anderer Nationen an diesen Nahrungszweig mit aller Macht widersetzen, und deshalb ist es eben, warum die Völker in der Handelspolitik so eifersüchtig sind.

So lange die politische Lage Europa's einigermaaßen von Beständigkeit war, mußte das Verhältniß zwischen dem Handel der verschiedenen Länder auch das nämliche bleiben, mit anderen Worten, die kleinen Staaten, die zuletzt auf den, schon mit Verkäufern und Käufern überflüssig besetzten Markt hervortraten, bekamen keinen größeren Spielraum, als die bedeutenden Handels-Nationen erlaub-

erlaubten. Frankreich allein konnte durchdringen, denn Frankreich war mächtig; es war von Holland gefürchtet, und von England wenigstens geachtet; ungefähr so wie Nordamerika in unseren Tagen. Dännemarks Handel mußte sich aber mit den abfallenden Spänen begnügen, und behielt die Handels-Gelegenheiten, die es sich einmal verschafft hatte, nur, weil das Völkerrecht von dem Despotismus des Monopols damals noch nicht ganz vernichtet war. So ging unser kleine ostindische Handel seinen Gang, und es ließ sich thun, daß wir 1733 die Insel St. Croix kauften, da keine andere Nation sich darum bekümmerte. Jedesmal aber, wenn die Frage über bedeutende Handelspläne war, thaten England und Holland gleich Einspruch. So, da der Holländer von Aspern (ungefähr ums Jahr 1728) in Vorschlag brachte, die ostindische Compagnie nach Altona zu verlegen, welches ein in mehreren Rücksichten sehr nützlicher Vorschlag war, zeigte sich gleich ein Widerstand, der den Plan vernichtete. Die Unterhandlungen mit dem spanischen Hofe über die Abtretung von Portorico zerschlugen sich aus dem nämlichen Grunde.

Unter diesem unmittelbaren Druck von außen, mußte unser Handel in dem blühenden Handel der übrigen Nationen, mit welchen er concurriren sollte, manche Hemmungs-Ursachen antreffen. Die Völker, die zuerst kamen, hatten sich schon in den Besitz von den Bedingungen für einen blühenden Handel gesetzt; sie hatten Kolonien, und zwar die besten; sie hatten Schiffe, taugliche Seeleute, Häfen, Magazine, Kapital, Kenntnisse, richtigen Handelsgeist, Handels-Verbindungen, Handels-Tractate, günstige Lage. Lauter wichtige Sachen, die Dännemark größtentheils vermißte.

Und unleugbar war es äußerst schwierig, den Verlust derselben zu überwinden, und deshalb scheint es mir deutlich genug

genug zu seyn, warum Dännemarks Handel kraftlos darnieder lag, so lange Europas politische Verfassung ungefähr so verblieb, wie sie sich im Utrechter Frieden gestaltete. Er konnte, wie wir oben bemerkten, von selbst keine rechte Höhe erreichen. Der äußere Druck war groß, und es fehlte an einer inneren Kraft, die gegen den äußeren Druck würken und denselben zum Theil überwiegen konnte.

Gute Handelslage hat Dännemark bloß für seinen Produkthandel mit Norwegen und Schweden, wenn es von seinem natürlichen Monopol auf den ostseeischen Handel keinen Gebrauch machen will.

Kolonien von Bedeutung fehlten Dännemark.

Der National: Wohlstand in Dännemark stand auf einer niedrigen Stufe. Die einzigsten Reichen im Lande waren Edelleute.

Der inländische Handel sowohl, als auch der nächste ausländische Produkthandel war einem höchst wackelnden Handelscodex untergeben, der die Unternehmungen desselben zurück hielt, und dem Lande die heilsamen Würkungen desselben auf die Produktion raubte, so wie auch es unmöglich machte, daß bedeutende Kapitale durch diesen Handel entstehen konnten.

Wegen des unterdrückten Zustandes des Ackerbaues brachte dieser Nahrungszweig keinen National: Wohlstand. Woher sollten denn die Kapitale kommen, die den ausländischen Handel beleben sollten?

Ob die Menschen der Nation im Ganzen zum Handel aufgelegt sind, ist eine Frage.

Erwägt man weiter:

Die Schwierigkeit davon, sich in einen Handel einzudrängen, von dem andere Nationen im vollen Besitz waren;

Man:

Mangel an guter Handelslage;
Mangel an Kolonien von Bedeutung;
Mangel an Kapital;
Mangel eines guten Handels-Codexes;
Mangel an wahrem Handelsgeiste;

Und legt man hierzu die Vernachlässigung des sicherſten und natürlichſten Handelszweigs, des auf die Ostsee, und Holland, England, Frankreich, so scheinen hierin Gründe genug vorhanden zu seyn, weshalb der Handel Dännemarks sich nicht selbst heben konnte.

Während der Periode dieser natürlichen Ohnmacht ereignete sich eine Veränderung in der Verfassung der großen Handelsnationen. Der amerikanische Krieg brach los. Frankreich, England, Holland, Spanien nahmen Theil daran, und bedurften fremder Hülfe in ihrem Handel, wozu sie eine neutrale Flagge brauchten. Hier entstand nun zum zweitenmal (das erstemal war im siebenjährigen Kriege) unsere wichtige Frachtfahrt; und unser Handel auf China, Ost- und Westindien nahm eine plötzliche Wendung, z. B.

Von 1732 bis 1745 (14 Jahr) war der Betrag der ostindischen Retourladungen etwas über eine halbe Million jährlich, 7,470,000 Rthlr.

Von 1775 bis 1777 (3 Jahr), ohngefähr 8 Millionen.

Von 1778 bis 1782 (5 Jahr), 23 Millionen.

Von 1783 bis 1786 (4 Jahr), 33 Millionen.

Von 1775 bis 1786, im Ganzen also 64 Millionen in zwölf Jahren, oder ohngefähr $5\frac{1}{2}$ Millionen jährlich.

Vom Jahr 1786 an fiel dieser Handel ungemein. Anstatt daß früher 6 bis 8 Schiffe jährlich nach China giengen, fuhren im Jahre 1789 und später nur 1 höchstens 2 dahin.

Von

Von 1764 bis 1769 kamen 159 Ladungen aus Westindien nach Kopenhagen, das sind im Durchschnitt jährlich 26 ohngefähr. 1775, 45 Schiffe. 1782, 24 Schiffe. 1787 von St. Croix allein 38 Schiffe. Die Actien der 1778 errichteten westindischen Compagnie, ursprünglich zu 500, stiegen während des Krieges bis 900 Rthlr., und im Jahr 1785 nahm der König sie für 260 Rthlr., und die Compagnie gieng ein, unbeachtet ihres glücklichen Handels.

Da dieser Stoß von außen zu würken nachließ, fiel dieser Handel, und würde gänzlich gesunken seyn, wenn nicht noch von dieser Periode eine gewisse Regung übrig geblieben wäre, die beim Ausbruch des Revolutions-Kriegs eine neue glänzende Handelsperiode hervorbrachte, die gewissermaaßen 1799 aufhörte, nachher aber noch einmal angefacht, und 1807 gänzlich ausgelöscht wurde.

Wir sind gar nicht der Meinung etwas neues zu sagen, wenn wir darauf aufmerksam machen, daß politische Conjuncturen eine Zeit lang einzelne Handelszweige in andere Hände leiten können, und daß diese Wendung sich verändere, sobald die Umstände, welche dieselbe bewürkten, wieder zurück gehen. Aber wir behaupten, daß es, jedesmal wenn unser Handel einen großen Schwung erhielt, eine Folge äußerer politischer Zufälle, keineswegs der inneren Kraft, war; und daß wir stets mit beträchtlichem Verlust, oder doch mit Aufopferung eines großen Theils vom Gewinn zurück gehen mußten. Und wenn man nun die Wahrheit nicht unbeachtet lassen will, daß in jener blühenden Handelsperiode ein sehr großer Theil der Kapitale, die den plötzlich erweiterten Handel in Bewegung setzten, nicht inländisch, sondern fremd war, und zwar nicht bloß als geliehene Kapitale zu mäßiger Rente, sondern als Kapitale von Partieipantschaften, die den Handelsgewinn theilten,

so

so wird der von diesem blühenden Handel erwartete große Gewinn dadurch nicht wenig geschmälert.

Könnte man denn auch an Zoll, Provision, Fracht, Assecuranz, kurz an gesammelten Ueberschuß für den Staat und den Kaufmann, Dännemark von allen eingeführten ost: und westindischen Waaren 18 Procent berechnen, und zieht man hiervon:

1. die verlornen Summen der Regierung;
2. die ausländische Assecuranz;
3. einen Theil von dem Gewinn des Kaufmanns, der an Fremde geht;
4. Verlust, unmittelbar durch Unterschleif, wie einmal bei der asiatischen Compagnie;
5. Verlust bei verunglückten Schiffen, indem selbst im Fall der Assecuranz doch immer Schaden Statt findet, und
6. Verlust bei feindlicher Ueberlast und Aufbringungen,

so bleibt nicht viel zurück. Das Kapital, was Dännemark selbst im Handel besitzt, ist nicht groß. Es beträgt jetzt nicht über 10 Millionen Species in Kapital und Schiffen (Packhäuser, Forts, Etablissements abgerechnet). Diese sind eigentlich vom Staat beköstigt, oder fallen doch der Staatskasse auf vielfache Weise zur Ausgabe und 2 Millionen davon bilden die Fonds der asiatischen Compagnie, die seit mehreren Jahren gar keine Ausbeute gegeben hat. Was wäre es denn, wenn man auch die 8 Millionen zu reinem Handels-Vortheil von 10 Procent außer dem Zoll berechnen dürfte; es wären 800,000 Species als Ertrag des Handels, von welchem doch nur höchstens ¾ als wahre National-Einnahme vom Auslande, und das übrige ¼ als Gewinn im Lande, oder Circulations-Einnahme angesehen werden könnte. Wollte man das Handels-Kapital um so

viel

viel vergrößern, als der Werth der Schiffe beträgt, die zum ausländischen Handel gebraucht werden, z. B. 2 bis 300 Schiffe a 10,000 Species, so wäre das ganze Handels-Kapital (das der asiatischen Compagnie mitgerechnet) 12 bis 13 Millionen, wovon der Gewinn jährlich 10 bis 1,300,000 Species, die reine National-Einnahme aber vielleicht 1 Million Species betragen könnte.

Gesetzt auch, man könnte diese Rechnung anders machen, so zeigt sie doch, daß man sich nicht ohne genauere Untersuchung verleiten lassen muß, sich sehr große Vorstellungen von dem Gewinn, den unser Handel uns gebracht, und von der Vergrößerung des National-Wohlstands und der Staatskraft, den derselbe begründet haben soll, zu machen. Selbst die Erleichterung, die derselbe vermöge der Zoll-Intraden den Staatsbürgern verschafft haben soll, indem sie den Bedarf der Staatskasse zur directen Besteurung verringerten, ist noch etwas zweifelhaft; denn es ist keinesweges bewiesen, daß die Nation den ganzen Ertrag des Zolls an Steuern erspart. Es ist nämlich äußerst schwierig zu bestimmen, auf wen der Zoll eigentlich fällt, ob aufs Land oder aufs Ausland. Für denjenigen Theil des Zolls, der von Waaren gehoben wird, die im Lande verbleiben, scheint es freilich, als wenn das Land selbst den Zoll bezahle; ausgemacht ist es aber doch nicht, denn es wäre möglich, daß die Umstände genöthigt hätten, die Waaren um so viel wohlfeiler zu verkaufen, als der Zoll eben austrägt. Doch fällt im Allgemeinen wohl immer etwas des Zolls auf das Land selbst, welches folglich nur durch die Erlegung einer indirecten Steuer von der Bezahlung einer directen Abgabe befreiet wird.

Der Schluß wird also, daß, obgleich der Handel zur Completirung der National-Industrie nothwendig ist, und obschon wir gern einräumen, daß derselbe im Ganzen einen

etwas

etwas günstigen Einfluß auf die Vergrößerung des National-Wohlstandes geäußert habe, die Totalwürkung doch weit geringer sey, als man zu glauben geneigt scheint, und er hat die Nation weder direct noch indirect auf eine recht in die Augen fallende Art bereichert.

Die Ursachen hiervon haben wir oben oft genug genannt.

Es läßt sich kaum denken, daß diese Ursachen nicht von Bestand seyn sollten, und dadurch wird die Aussicht, in ordentlicher politischer Verfassung einen irgend großen Handel zu erreichen, benommen. Das entgegengesetzte wird eher am wahrscheinlichsten seyn.

1. Einige Nationen, die während der langen Kriegszeit keinen Handel hatten, fangen jetzt an, wieder hervor zu treten, als Holland, Spanien, Frankreich. Was diese nehmen, bekommen wir nicht; und diese, so wie sämmtliche andere Völker, suchen nicht allein ihren vorigen Handel wieder zu erlangen, sondern ihn wo möglich auszudehnen. — Hiedurch entsteht eine Concurrenz, die zu überwinden Dännemark weder innere noch politische Kräfte hat.

2. Weil Nordamerika's Handel und Schifffahrt so außerordentlich stark vorwärts schreitet, und nachgerade Europa's verringert. Es ist als eine neue, äußerst kraftvolle, betriebsame Nation anzusehen, die wie auf einmal hervor tritt.

3. Weil Dännemarks Kaufleute sich in den drei letzten Handels-Perioden übertrieben, und sich isolirt haben. Sie haben ihren Handel, nicht Dännemarks Handel getrieben, dadurch nicht allein häufig directen Verlust erlitten, sondern sind zugleich in die Nothwendigkeit und Gewohnheit gerathen, vielen ausländischen Credit, sowohl Blanco-Credit, als Buchschulden, zu bedürfen und zu gebrau-

brauchen. Unser Handelsstand hat beinahe immer über seine eigenen Fonds gearbeitet. Dieses vermindert den Handelsgewinn aber bedeutend, denn solcher Handels-Credit geht nicht für mäßigen Zins. Ueberhaupt, wie kann der Disconto der Kaufleute 12 Procent seyn, wie kürzlich hier der Fall war, wenn der Handel im Ganzen keine 10 avancirt? Wenn eine der letzten chinesischen Ladungen im Jahre 1816 nur 7 Procent gab, eine von den Expeditionen, die durch alle mögliche Umstände begünstigt wurde, so kann man hieraus leicht abnehmen, welche Veranlassung zur Unordnung in den Abrechnungen, zum Wackeln im Handelswesen, zur Unbeständigkeit im Wechsel-Course, ja sogar welchen wichtigen Einfluß auf den Credit der Reichsbankzettel, und die Versuchung zur Wechselreuterei, deren Dännemarks Kaufleute sich nur zu sehr bedient haben, ein solcher Handel giebt.

4. Weil die dänisch-westindischen Kolonien in einer mäßigen ökonomischen Verfassung sind, und deshalb Unterstützung vom Mutterlande nöthig haben, auf welches der Verlust am Ende fällt. Die Pflanzer auf unseren westindischen Inseln sind beinahe insgesammt mit Schulden belastet, nicht bloß an den Staat, für den Augenblick ohngefähr 2½ Millionen Species, sondern zugleich an Private, vorzüglich Kopenhagener Handelshäuser, wie auch zum Theil in England. Es ist kaum möglich, auf St. Croix eine Zuckerplantage zu höherer reiner Einnahme zu betreiben, als 6 Procent, und dies ist der Zinsenfuß in Westindien. Daß diese Kultur folglich nicht bereichern kann, liegt zu Tage, so wie auch, daß der Pflanzer nach und nach in Debet an Dännemark gerathen muß; welches letzte denn auch wirklich geschieht. Dadurch muß der Vortheil von diesem Handel für Private eingeschränkt werden.

5. So-

5. Sowohl der westindische, als der asiatische und chinesische Handel hat Dännemark gewiß Vortheil gebracht. Es ist aber eine Frage, ob derselbe nicht vortheilhafter wäre, wenn er frei gegeben würde, und nicht länger unter dem Monopole einer Kompagnie stände. In Struensee's Zeit, 1771, war dies ohne Zweifel im Werk, da ein Agent Schneider darüber Unterhandlungen pflog.

6. Endlich ist keine Aussicht darauf vorhanden, daß die so vortheilhafte Frachtfahrt, die auf Krieg beruhete, jetzt noch so weit, wie vormals, getrieben werden könne.

7. Die Assecuranz-Prämien gehen größtentheils aus dem Lande.

8. Kopenhagen liegt nicht bequem für den europäischen und großen Handel.

Alle diese Ursachen scheinen mir die Ueberzeugung aufzudringen, daß Dännemark in Folge des allgemeinen Ganges und der Ordnung, die der Handel jetzt angenommen, sich mit Grund keine Hoffnung machen könne, daß sein Handel je in Zukunft auf die Dauer eine solche Höhe erreichen werde, als wozu die Zeitumstände denselben in der Periode brachten, die mit dem Jahre 1807 aufhörte.

Für den Augenblick (NB. dies wurde 1813 geschrieben) hat er außerdem in unserm so sehr schwankenden Geldcours eine große Schwierigkeit zu bekämpfen. Wohl werden alle ausländischen Geschäfte und manche inländische ebenfalls in Banco abgeschlossen; dadurch ist aber ein Kopenhagener Handelshaus, das an Detailhändler in Rennwerth [25]) und mit Credit verkauft, nicht gesichert.

Wird

---

25) Bekanntlich ward bei der Geld-Veränderung im Jahre 1813 ein doppelter Geldwerth, nämlich Silber- und Renn-Werth eingeführt. Der Silber-Werth bestimmte

zwei-

Wird der dänische Handel nun in Zukunft gewisse Gränzen nicht überschreiten können, ohne sich der Uebertreibung auszusetzen, die sich mit einer Catastrophe zum Verlust des ganzen Landes endet, so kann ein größerer Handel, als wir jetzt haben, kaum wünschenswerth, oder das Ziel für einen richtig berechneten staatsökonomischen Plan seyn. Dem Lande ist keinesweges damit gedient, daß seine Wohlfahrt in einem Nahrungszweige aufs Spiel gesetzt wird, der plötzlich unterbrochen werden, und beinahe unersetzlichen Verlust zufügen kann, welcher eine lange Reihe von den Würkungen der Thätigkeit und glücklicher Zeitumstände vernichtet. Und wenn das Land nun seine Kapitale zum Emporhelfen der ersten wichtigsten Nahrungszweige, zum Ackerbau, zur Meerfischerei, und manchen einfachen Fabriken bedarf, wenn es einen unterstützenden Produktenhandel nöthig hat, wenn es den ebenen, beständigen, nächsten und natürlichen Handel auf die Ostsee versäumt, einen Handel, der freilich wohl keine großen Coups verspricht, aber reichlich lohnt, und eine dauerhafte Quelle des Wohlstands für uns abgeben könnte, wenn alles dies nicht zu läugnen ist, frage ich, ob es in irgend einer natürlichen Ordnung der Dinge liegt, daß wir der häufig trügenden Hoffnung eines großen Gewinns die wenigen disponiblen Kapitale des Landes von den ebenen, einfachen, dauerhaften Zweigen der Industrie, die für immer den Wohlstand der Nation begründen, weg locken lassen. Angenommen, daß auch nur 20 Millionen Species den Verlust bildeten, womit die Staatsschuld von Seiten des

---

zweimal jährlich, wie groß die Zettel-Summe seyn sollte, die einer bestimmten Summe Silber gleich käme, und Nenn-Werth bedeutete die Summe, auf die der Zettel lautete. Jetzt hat man dies vereinfacht, und nur Silber-Münze und Zettel, sammt Quartal-Course.

des Handels vermehrt ist; laß den Verlust nach dem Versailler Frieden und im Jahre 1807 nur 10 Millionen betragen, so sind der Natural- und Kunst-Produktion hiedurch 30 Millionen Species entzogen, oder doch wenigstens die 20, wenn man allenfalls sagen wollte, daß die anderen 10 Millionen durch den Handel kamen, und durch den Handel giengen, so wie ein Vogel, den man fing, aber wieder fliegen ließ. Aber nur 20 Millionen Species aufs Emporkommen des Ackerbaues verwendet! Welche Würkung! Für sie könnten 200,000 Tonnen Land urbar gemacht und bebauet werden, und sie hätten die Masse der Natural-Produkte wenigstens mit einem jährlichen Werth von 1,600,000 bis 2,000,000 Species vermehrt. Für sie könnten 1 bis 2 Millionen Tonnen Land so viel verbessert werden, daß sie jede jährlich 2 bis 3 Species mehr abwürfen. Für 20 Millionen Species könnten wir die uns noch fehlenden 300 Meilen Landwege, einen Canal durch Seeland, viele Hafenanlagen und Fabriken bekommen. Anstatt dessen haben wir jetzt eine jährliche Rentenausgabe von 800,000 bis 1,000,000 Species, welche doch wohl abgerechnet werden muß, bevor wir von dem Gewinn reden, den unser asiatische, chinesische, westindische und der europäische Commissions-Handel uns bringt. Dies scheint mir so sonnenklar, daß es beinahe blendet; und doch denkt niemand daran. Ist ein Theil, und zwar ein sehr großer Theil der Staatsschulden eine Folge mißlungener Handelsspeculationen, indem der Staat den ganzen Plunder einer Compagnie, oder deren Effecten, wie es in der Realisations-Sprache heißt, nach der anderen, u. s. w. kaufte, so ist die jährliche Rente wohl eine Steuer, die das Land zur Strafe für gemachte Fehler bezahlt, und hört zum Debet-Conto des Landes. Der Handelsstand kann es doch nie übel nehmen wollen, daß man rechnet.

Außer dem Bestreben, dem Lande einen bedeutenden Handel zu verschaffen, hat man sich auch sehr befleißigt, zu demjenigen zu ermuntern, was man einen activen Handel nennt, seine Waare in eignen Schiffen zu holen, und anderen Nationen Waare in eigenen Schiffen zuzuführen. Das Gegentheil, den Passivhandel, hat man mit Schrecken betrachtet, und hierin dachte man, wie alle andere Nationen. Inzwischen ist der passive Handel nicht so gefährlich. Ich werde mit wenigen Worten anführen, was sich dafür und dawider sagen läßt.

1. Der Activhandel macht nicht immer, daß die Waaren wohlfeiler werden. Vermöge der Navigations-Acte Cromwells muß England nun mit eigenen Schiffen Waaren holen, die es durch Pappenburger, dänische und preußische Schiffe häufig für leichtere Fracht haben könnte. Kopenhagen z. B. könnte die finnländischen Holzwaaren nicht so wohlfeil haben, als jetzt, wenn es dieselben mit eigenen Schiffen holen wollte.

2. Wenn die Schiffe einer Nation der anderen Nation keine Waaren bringen dürfen, so ist die Ausfuhr von Waaren dieser Nation erschwert; denn die Schiffe müssen mit Ballast segeln. Dürften englische Schiffe keine Steinkohlen nach Dännemark führen, sondern müßten dieselben in dänischen Schiffen geholt werden, so müßten englische Schiffe mit Ballast hieher kommen, wenn sie Hafer oder Gerste holen. Das Korn würde folglich theurer werden, und England andere Märkte suchen. Der Passivhandel ermuntert sowohl Einfuhr als Ausfuhr.

3. Der Activhandel zieht ein großes Capital an sich in den Schiffen. Dännemark hatte im Jahre 1802 an großen Schiffen 1050, die wenigstens 2 bis 3 Millionen Species werth waren. Diese Summe geht den produktiven

Mit-

Mitteln des Landes ab, also ist eine solche Anwendung ungereimt, wenn man derselben bedarf.

4. Kein Capital ist so unsicher, wie dieses. Gut und Menschen gehen verloren, welches bei dem Passivhandel nicht Statt findet. Und nun vorzüglich, wenn ein Krieg ausbricht. Verlor Dännemark 1807 nicht gleich 600 Schiffe, und nachher gewiß 2 bis 300 mit Ladung und Mannschaft.

Vor dem Kriege hatten Dännemark und die Herzogthümer 64311 Commerzlasten, im Jahre 1814 nur 36352, also jetzt 27959 Commerzlasten weniger.

Dagegen kann es nicht in Zweifel gezogen werden, daß der Activhandel die Waaren häufig am wohlfeilsten liefert, und der Nation doppelten Gewinn, nämlich als Kaufmann und Frachtführer, giebt. Eben so wie ein solcher auch derjenigen Nation nothwendig ist, die zum Behuf ihrer Flotte eines Stamms für taugliche Seeleute bedarf.

Bisher betrachteten wir den Handel Dännemarks mit Rücksicht auf die größere oder geringere Vortheilhaftigkeit desselben, oder auf dessen bereichernde Kräfte, indem derselbe mittelbar oder unmittelbar produktiv würkt. Mit anderen Worten, das mehr oder weniger. Wir haben angenommen, daß unser Handel national-ökonomisch vortheilhaft sey; nur glaubten wir uns befugt, die übertriebenen Vorstellungen davon herabzustimmen. Wir übergiengen gänzlich die ganz entgegengesetzte Meinung, welche behauptet, daß unser Handel, weit davon entfernt, nützlich zu seyn, sogar zum Schaden und Verlust sey, — indem wir, wie man sagt, Unterbilanz im Handel haben.

Dieses Schreckwort führen alle im Munde; wir haben zu allen Zeiten, — in dem schwachsten, so wie im blühendsten Zustande unseres Handels, Unterbilanz gehabt. Wir wissen nicht, ob sie durch Einschränkung oder Ausdehnung des Handels unterdrückt werden kann.

Das Wort Handelsbilanz spielt eine entscheidende Rolle. Wenn es ausgesprochen wird', schweigt alles. Ueber diese Allmacht dürfte man sich nicht wundern, sobald man mit dem Worte einen festen Begriff verbände. Die gangbaren Begriffe von dieser Bilanz sind leider dessen gänzlich wackelnd, schief, verkehrt, und gehen häufig so auf einander ein, daß das Falsche das Richtige aufhebt; und die Anspruch machende Weisheit zerfließt in einen leeren Schall.

In der staatsökonomischen Wissenschaft war es nicht zu vermeiden, daß verschiedene wichtige Grundsätze, die vollkommen consequente Schlüsse klarer Vernunftgesetze sind, durch einseitige Anwendung auf Einzelnheiten, Vielen wohl zweifelhaft, ja wohl gar falsch scheinen mußten. Vergißt man, oder vermag man nicht einzusehen, daß die Industrie nach ewig unveränderlichen Regeln ihren Gang fortgeht, glaubt man, daß Anomalien Gründe für positives, willkührliches Eingreifen in diesen von der Natur bestimmten Gang abgeben können, so muß die Industrie-Politik zuletzt alle äußere Freiheit verdrängen. Gelingt es auch dem unüberlegenden Rathgeber nicht, die Regierung zu verleiten, den von einem niedrigeren Standpunkte geholten Administrations-Regeln praktisch zu huldigen, so bleiben die Begriffe doch im Umlauf, und verursachen eine schädliche Opposition. So geht es mit folgenden, an sich selbst sehr einfachen Materien: Ueppigkeit, Zinsfuß, Kornhandels-Freiheit, Wechsel-Cours, Handelsbilanz; lauter Materien, die vom höheren Gesichtspunkte aus klar und bestimmt

genug,

genug, so wie die praktischen Principe dafür mit Rücksicht auf den Staat deutlich sind, die aber wackelnd, trübe und verwirrend werden, wenn man isolirte Erfahrungen von Einzelnheiten für sein Raisonnement zum Grund legt.

So geht es mit der Handelsbilanz. Tausende behaupten, daß Dännemark im Handel Unterbilanz hat, und die meisten verstehen nicht, diese Behauptung mit anderen Worten zu geben; höchstens sagen sie, wir verlieren jährlich an den Ausländer, und das Land wird ruinirt. Die Behauptung kann wahr seyn, sie kann falsch seyn, je nachdem man über den Begriff, den man mit dem Worte verbindet, einig ist.

Der Handel einer Nation mit einer anderen, oder mit allen Nationen, ist seinem Wesen zufolge gänzlich dasselbe, als der Handel zwischen einem Individuum und einem anderen. Zu Neujahr bringt jeder seine Rechnung. Sind sie von gleicher Größe, so wird liquidirt, und es findet Handelsbilanz Statt. Ist die des einen geringer, so bezahlt er pr. Saldo das fehlende, und hier ist wieder Handelsbilanz.

Bezahlt er nicht, so giebt der andere ihm Credit. Da Credit nun einen Werth, eine Realität repräsentirt, so ist hier auch noch Bilanz.

Hegt der Creditor Verdacht, daß der Credit, den er gegeben, den Werth nicht repräsentirt, den er sollte, so verlangt er und der Debitor giebt ihm Hypothek, wodurch der Credit vollen Werth bekömmt, und das Saldo vorstellt, welches also als getilgt angesehen werden muß, und hier ist noch Bilanz.

Nachgerade will der Creditor den gegebenen Credit realisiren. Der Debitor kann die Sache auf mehrere Arten zu Ende bringen; er kann mehr producirt haben, um seine

Schul-

Schulden zu decken; er kann durch Oekonomie den Betrag derselben erspart haben. Er kann von der Masse seines Eigenthums einzelne Sachen fahren lassen, um zu bezahlen. Er kann endlich auch den Creditor die Hypothek nehmen lassen. In den beiden ersten Fällen wird sein Vermögen nicht vermindert, und auch nicht in den beiden letzten, wenn er vollen Werth für dasjenige hat, was er dem Creditor überließ. Folglich findet selbst in dieser Ausgleichung des Handels noch Bilanz Statt. (In der Regel.) Denn daß der Debitor bei dieser Gelegenheit größere Ausgaben hat, als seine Netto-Schulden betragen, muß er als ungewöhnlich hohe Zinsen ansehen, mit denen nicht immer Verlust verknüpft ist.

Solches ist die natürliche Art, auf welche im Handel die Bilanz hervorgeht. Sie wird als eine nothwendige Bedingung bei allem Handel herauskommen. Auf keiner Seite wird verloren. Findet Verlust Statt auf der einen Seite, so entsteht er dadurch, daß der andere entweder nichts, oder doch nicht alles bezahlt, und dann ist hier Unterbilanz; die Entstehung derselben ist aber entweder Unfall oder Betrug. Im Handel kann, streng genommen, keine Unterbilanz eintreten. Ein Werth steht dem andern von derselben Größe gegenüber. Im Handel ist nämlich der Werth der Waaren des Verkäufers stets von der nämlichen Größe, wie die Waaren oder das Geld des Käufers, und beide gewinnen beim Handel. Flor für 100 Species z. B. ist dem Verkäufer, der ihn nicht wohlfeiler verkaufen kann, wirklich 100 Species werth. Der Käufer schätzt ihn etwas höher, indem er einen Ausweg weiß, wo er denselben mit einigen Procent Vortheil absetzen kann, und jener Verkäufer muß überzeugt seyn, daß die 100 Species für ihn mehr werth sind, als der Flor, denn sonst verkaufte er ihn nicht. Im ordentlichen, freien Handel

mit

mit Concurrenz, ohne Monopol und ohne besondere Conjuncturen, gewinnt also sowohl der Käufer als der Verkäufer, folglich kann keiner verlieren, das will sagen, nicht in Unterbilanz seyn.

Da die Rede hier nur von Gütern der nämlichen Größe, und nicht von der Materie oder Form dieser Güter ist, so wird die Sache keinesweges verändert, wenn der eine alles oder etwas mit Gold, Silber, Geld bezahlt.

Im Handel wird also nicht verloren, ausgenommen durch Unfall oder Betrügerei, und deshalb findet immer Handelsbilanz Statt. Daraus folgt aber keinesweges, daß beim Handel nicht verloren werden kann. Ich habe schon früher auf einen nicht gehörig beachteten Umstand aufmerksam gemacht, nämlich den, daß Güter gleich groß seyn können, ohne deshalb gleich wichtig zu seyn. Manche Natur- und Kunstsachen befriedigen kein Bedürfniß, manche haben einen schnell verschwindenden Werth. Der Käufer solcher Waaren bekömmt, wenn er sie gebrauchen oder behalten will, freilich volle Valuta, z. B. Champagner, Pasteten, Kupferstiche, Seidenzeug für Geld und Korn. Man wird aber doch gleich einsehen, daß sein Geld ihm, wenn er Leinwand, Deckzeug, Silberzeug bekommen, eine bessere Valuta verschafft hätte, als in jenem Fall. — Denn solche Sachen werden oft als ein todtes unfruchtbares Capital hingelegt, welches aber nicht verloren ist, indem es, wenn man will, zum Nutzen, Gebrauch oder Tausch angewandt werden kann; durch sie wird der Reichthum des Eigenthümers auf eine sehr lange Zeit erhalten. Champagner und andere solche Sachen erhalten denselben dagegen nur für eine sehr kurze Zeit; Seidenzeug, Federn u. s. w. gleichfalls. Wer sich diese Sachen anschafft, vermindert wohl nicht immer sein Vermögen, denn er kann fortwährend noch eben so reich seyn, wenn er jährlich verzehrt,

zehrt, was er hat. Er wird aber auch nicht reicher, — ja er verliert sogar dadurch, indem es bei ihm gestanden, sein Vermögen zu vergrößern. Hat er dagegen repräsentirende Güter, selbst liegende unfruchtbare Waaren, die verkauft werden können, als Silber, Leinwand, gute Mobilien, so verliert er nur die Frucht davon; er kann sie aber realisiren, wenn er will, und ein fruchtbringendes Capital erhalten.

Ohne Zweifel hat Handelsbilanz hier Statt gefunden; dessen ungeachtet verliert der Käufer doch. Und dies leitet uns auf den nothwendigen Unterschied zwischen Unterbilanz und einem unvortheilhaften schädlichen Handel.

So wie wir den Handel hier in seiner höchst möglichen Einfachheit als einen Tausch und eine Abrechnung zwischen zwei Individuen dargestellt haben, muß man sich ihn auch zwischen einer Nation und anderen Nationen vorstellen. Der Handelsstand im Ganzen genommen ist als ein einziger Kaufmann anzusehen, der im Namen seiner Nation die Produkte umtauscht, und mit einer andern moralischen Person, den sämmtlichen Kaufleuten des Auslandes, Abrechnung hält. In der Regel wird hier stets Handelsbilanz seyn, das will sagen, der eine Theil bezahlt das, was er bekömmt, mit Güter, einerlei von welcher Nation oder Form. Der alleinige Handels-Repräsentant der Nation kann nichts verlieren, er wird im Gegentheil, theils durch den Verkauf der inländischen Waaren ins Ausland, theils durch den Verkauf der ausländischen Waaren im Lande, immer gewinnen. Für die ersten bekömmt er den Preis der Producenten und Avance, für die letzten die Preise der auswärtigen Märkte mit Avance und Erstattung aller Unkosten. Verliert er bei seinem Handel, geschieht's durch Unfall oder Betrug. Es ist also Handelsbilanz da, und kann keine Unterbilanz gedacht werden; denn wenn Unfall oder Betrug

Statt

Statt finden, so ist es nur Ausnahme von einer allgemeinen Regel, und macht der Kaufmann Bankerot, so ist dies noch keine Unterbilanz für's Land, indem es das Ausland seyn kann, was den Verlust leidet, und gesetzt auch, der Bankerot träfe allein inländische Creditoren, so wäre es wohl persönlicher Verlust für diese, aber nicht für's Land, da alles, was hier geschieht, nur eine andere Vertheilung des Vermögens ist.

Auf andere Weise kann der Kaufmann keine Unterbilanz, keinen Verlust haben. Läge es in seinem Handel, daß solches häufig eintreffen könnte, oder wohl gar beständig, so müßte der Handel aufhören, würde unmöglich, so wie ein jeder andere Handelszweig, in dem dieses der Fall seyn könnte.

Folglich kann ein Land in seinem Handel nicht verlieren, wenn er mit Verstand und Aufmerksamkeit geführt wird.

Wir wollen fortfahren, uns den Handel des Landes bei einem Kaufmanne concentrirt zu denken. Wie ordnet er seinen Handel? Alles, was das Ausland an Waaren des Landes annehmen will, bestellt und verschickt er. Alles, was das Land zufolge seines Ueberschlags bedarf, läßt er kommen, und verkauft in Detail. Einige der Käufer liquidiren seine Rechnungen; die dieses nicht ganz können, bezahlen das Mangelnde mit Geld, oder sie erhalten Credit, erst persönlichen, nachher hypothekarischen Credit; sie produciren mehr, um die Schulden zu tilgen, oder sie sparen, oder verkaufen, oder der Kaufmann nimmt das Pfand. Einige werden vielleicht verarmt oder ruinirt. Der Kaufmann wird aber bezahlt, und bezahlt ans Ausland. Inzwischen merkt der Kaufmann bald, ob dieses öfters Statt findet; und andere werden auch darauf aufmerk-

merksam, daß der Verbrauch zu weit gehen könne; der Kaufmann wird vorsichtig bei dem Creditgeben, die anderen werden sparsam in ihrem Verbrauch. Trifft sich's dessen ungeachtet, daß der Kaufmann verliert, so geht es ihm wie einem anderen Debitor, er ist dann, und das Land mit ihm, in Schulden ans Ausland — bekömmt Credit — und das Ausland nimmt, wenn er nicht Bankerot macht, seine Güter in Besitz, so daß ein Ausländer nun Eigenthümer von einem Theile des Landes wird. Hierbei leidet das Land noch keinen eigentlichen Verlust, denn der Ausländer bekömmt im Pfande, z. B. einem Landgut, nicht mehr, als was er zu gut hatte, und was durch die von ihm früher eingesandten Waaren schon bezahlt war. Nur, wenn er sich nicht niederläßt, sondern die reine Einnahme des Guts aus dem Lande zieht, zeigt sich erst der Verlust, und findet solches häufig Statt, dürfte man es wohl Unterbilanz im Handel nennen.

Glaubt man, daß Dännemark in einer solchen Unterbilanz sey, und schon lange gewesen, so müßte man aufrechnen können, welche Güter des Landes auf diese Art in den Besitz der Ausländer gerathen wären. So viel mir bekannt, sind nicht mehr als zwei Häuser der Hauptstadt im Besitz von Ausländern; es ist aber gar nicht gesagt, daß sie solche, Handels-Schulden halber, besitzen; es kann geschehen seyn, um Capitale anzubringen. Von den Ländereien des Landes besitzen Ausländer gewiß wenig oder gar keine in Dännemark, und mit Prioritäten an Fremde sind nicht viele behaftet. (Einige vielleicht in Seeland, Möen, Falster, keine auf Laaland.) Im Herzogthum Holstein besitzen Hamburger einige Parcelen, die sie aber gekauft haben. In beiden Herzogthümern haben Ausländer, vorzüglich Hamburger und Mecklenburger bedeutende Prioritäten in Güter, so wie auch in einigen Gütern Jütlands.

Zufol-

Zufolge der Verordnung vom 5ten Januar 1813 §. 50 und 51. übernahm die Staatskasse es, den Betrag, den ausländische Pfandhaber sonst bezahlen sollten, selbst zu entrichten. Hieraus wird es sich ohngefähr berechnen lassen, wie groß die Summe sey, die das Ausland in Schleswig und Holstein an Prioritäten besitzt. Man meint, daß diese Summe jetzt anderthalb Millionen Species betrage. Diese Schulden sind aber, wie leicht zu begreifen, keine durch Unterbilanz aufgedrungene hypothekarische Schulden. Sie beruhen auf der: Geldverbindungen der Herzogthümer mit Hamburg und Mecklenburg; die Herzogthümer leihen dort, eben so wie Seeland in Copenhagen. Mit Dännemark haben sie nur geringe Geldgeschäfte. Etwas anderes bedeutet es nicht. Die Herzogthümer waren außerdem stets für Ueberbilanz bekannt. Schädlich ist es inzwischen doch, indem dadurch jährlich wenigstens 600,000 Species, als Zinsen, aus dem Lande gehen. Solche private Schulden hat Dännemark häufig mit dem Auslande gehabt, ohne daß solches für Schaden angesehen worden. Nach dem Mordbrande Altona's und nach der Copenhagener Feuersbrunst 1728 liehen die Hannoveraner viele Tonnen Gold an Copenhagen und Altona.

Solche private ausländische Schulden bedeuten gar nichts, denn der Private weiß wohl, warum er leiht; die private ausländische Schuld ist deshalb von einer ganz anderen Natur, als die ausländische Schuld des Staats.

Die behauptete Unterbilanz Dännemarks hat das Land also noch nicht aufs alleräußerste, die endliche Folge eines lange fortgesetzten beträchtlichen Verlusts im Handel, gebracht. Ueberhaupt wird man nirgends diese Folgen gewahr. Die ganze Welt ist darüber einig, daß England Ueberbilanz in seinem Handel hat, und wo sieht man, daß Engländer auf diese Art Eigenthümer der europäischen festen Besitzun-

sitzungen geworden sind? Ihre Kapitale können wohl aus dem Lande gehen, nämlich durch Anleihe, so wie auch die der Holländer; es sind aber bloß überflüssige Kapitale, die freiwillig ausgeliehen, und freiwillig geliehen werden.

Man könnte aber sagen: Obgleich unsere Unterbilanz uns noch nicht auf diesen äußersten Punkt gebracht hat, so sind wir doch auf dem Wege dahin. Das Vermögen einer Nation besteht aus ganz verschiedenen Sachen. Feste Besitzungen, Landgüter, Gebäude, lose Kapitale, beweg-liche Güter, Prätiosa, Gold, Silber, Leinwand und andere Habe. Diese gesammte Masse kann nicht vermindert, das will sagen, der Nation geraubt werden, und ans Ausland kommen, wenn das Verfahren der einzelnen Eigenthümer es nicht selbst veranlaßt. Ein Privatmann hilft seiner Unterbilanz ab, indem er seine Sachen verkauft, und fängt, seines Credits wegen, erst mit dem an, was am wenigsten in die Augen fällt. Er verzehrt also erst sein loses Kapital, er verkauft seine Kostbarkeiten, Silber, Gold, einzelne Möbeln, Leinwand u. s. w., und in der Regel seine festen Güter zuletzt. In dieser natürlichen Ordnung für die Ver-armung geräth das Vermögen des Landes in die Hände des Handelsstandes, der sie aus dem Lande schickt, und alsdann Handelsbilanz zuwege bringt, obgleich das Land täglich einen Theil des National-Vermögens verliert, und ärmer wird. Dieser Zustand tritt ein, wenn der Verbrauch eines Privatmanns seinen Erwerb übersteigt; und wenn es möglich ist, daß der Erwerb einer Nation geringer seyn kann, als der Verbrauch derselben, so kann eine solche Unterbilanz Statt finden, und die Nation dadurch am Ende arm werden.

Es ist aber leicht einzusehen, daß dieß Mißverhältniß unmöglich sey. Der Verbrauch muß nothwendig nicht größer seyn, als der Erwerb. Die Möglichkeit des Ver-

brauchs

brauchs hängt ja davon ab, daß die verbrauchten Sachen producirt, das will sagen, erworben sind. Alle Menschen in der Welt können zusammen nicht mehr consumiren; der Einzelne aber auch nicht, weil er alsdann dasjenige, was andere erworben, und zwar gegen ihren Willen, gebrauchen müßte; dieses verbitten sie sich aber, und die Gesetze geben ihnen Beifall. Ueberschreitet nun der Verbrauch eines Privatmanns den Erwerb desselben, so ist solches eine einzelne Unordnung, die nur auf eine der folgenden Arten gehoben werden kann; nämlich 1. entweder durch Vertheilung des Ueberschusses auf mehrere Jahre; oder 2. durch Ersparung; oder 3. durch den Gebrauch des schon ersparten; oder 4. durch größeren Erwerb; oder 5. durch Betrug, oder Beraubung anderer, die den Fehler alsdann wieder auf eine von diesen Arten gut machen müßten. Ein Privatmann kann also wohl etwas mehr verbrauchen, als er jährlich verdient; der Trotz gegen ein allgemeines moralisches Gefühl aber, den ein solches Benehmen voraussetzt, die allgemeine Opposition, die ihm überall begegenet, die Gefahren, der Untergang, zu dem es führt, verursachen, daß solche Beispiele selten sind. Ueberschauet man das tägliche Leben mit einem umfassenden Blick, so wird man nicht daran zweifeln, daß die Pluralität, ja eigentlich Alle, zu den Zeiten, wo alle äußere ökonomische Verhältnisse gewissermaaßen geregelt sind, von dem leben, was sie jährlich haben, und nur wenige Einzelne, deren Anzahl im Ganzen unbedeutend, deshalb aber eben um so mehr auffallend, von mehr. Eine Nation macht es folglich eben so. Der gesunde Verstand der einzelnen Mitglieder dringt ihnen selbst Bilanz zwischen Erwerb und Verbrauch, und dem Staat Handelsbilanz auf. So lange der gesunde Verstand für die Beurtheilung des Anschaffens rathen darf, sorgt er auch stets für die Mittel dazu, und es gebührt der Regierung, durch eine gute Credit-Gesetzgebung, durch

strenge Aufsicht mit der Verwaltung der Aemter, durch Vertilgung aller unrechtmäßigen Erwerbsquellen, diese zu erleichtern.

Geschieht es denn auch, daß die Ausgaben des Verbrauchs dadurch gedeckt werden, daß man von gesammelten Kapitalien zehrt, oder indem man todte Kapitale (bewegliche Güter, Kostbarkeiten, Tischzeug u. s. w.) realisirt, so ist doch private und öffentliche Handelsbilanz da, ja, man könnte sogar behaupten, daß es eigentlich nicht gleich ein Verlust genannt werden dürfte, wenn ein Privatmann oder eine Nation ihren Verbrauch über den jährlichen Erwerb durch Angreifen oder Zehren am disponiblen oder realisablen Vermögen deckt. Das Vermögen eines Privatmanns ist eben so wenig eine absolute Größe, wie das einer Nation. Es ist nicht geschaffen, um zu bleiben, wie es ist, oder um vergrößert zu werden; die Bestimmung desselben ist, daß der arbeitende, produktive Theil desselben die Nahrungszweige beleben soll, und der produktive Theil muß realisirt werden, sobald der Eigenthümer dessen bedarf. Thut es nöthig, so wird dadurch einem Bedürfniß abgeholfen, und darin liegt nicht immer Verlust, am häufigsten gereicht es wohl zum Vortheil.

Wenn nun die disponibeln, losen Kapitale einer Nation für Waaren ans Ausland gehen, oder die Sachen, welche das todte Kapital bilden, angegriffen werden, um den nämlichen Weg zu wandern, so kömmt es erst darauf an, was man dafür erhalten hat, bevor man entscheiden kann, ob es dem Vermögen der Nation zum Nachtheil gereiche. Daß man einen eben so großen Werth dafür erhalten habe, darüber ist kein Zweifel. Dies ist aber nur hinreichend für die Handelnden, welche kaufen um zu verkaufen. Ein Privatmann muß Rücksicht darauf nehmen, ob die Güter, welche er bekömmt, eben so wichtige dauerhafte

Repräs

Repräsentative des Vermögens sind, als die, mit denen er bezahlt, denn sonst wird sein Vermögen verringert; und wenn er nur zum Theil schlechte, übrigens aber gute Repräsentative von so großem Betrag, wie seine würklichen Bedürfnisse erfordern, bekömmt, so bleibt er noch eben so reich, wie er war. Wenn der jährliche Netto-Ertrag eines Landmanns, in Geld angeschlagen, 5000 Species beträgt, und er für die 3000 davon Zimmer, Theer, Salz, Hopfen, Leder, Eisen, Flachs, Hanf und andere nothwendige städtische Artikel kauft, und dies Quantum hinreichend ist, um das Gut im gewohnten Betriebe zu erhalten, so wird er nicht verarmt, so bleibt er eben so reich, wenn er für die übrigen 2000 Species Seide, Flor, Champagner, Paradiesvogel-Federn und dergleichen mehr kauft, tractirt, verschenkt u. s. w. Er wird dadurch nicht ärmer, daß die 2000 Species ins Ausland wandern, und die Nation wird es durch ihn auch nicht, aber weder er, noch die Nation durch ihn, werden reicher. Kauft er dagegen von solchen Waaren für 3000 Species, und deshalb zu wenig Zimmer, Eisen u. s. w., so wird dies bei dem Betrieb seines Guts vermißt, seine Gebäude verfallen, er bekömmt weniger und schlechtere Geräthschaften. Dadurch verringert er seine Produktion, und dadurch verliert er, die Nation auch. Hätte er für das zuviel ausgegebene eine Tausend Species, anstatt Wein u. s. w. nur ausländisches Silberzeug, Juwelen gekauft, so hätte er doch einen Werth besessen, der diese 1000 Species dauerhaft repräsentirt, und obgleich nicht zum Nutzen ausgegeben, wären sie doch nicht verloren. Es ist die Dauer des Werths, worauf es hier ankömmt. Und obgleich man wohl nicht ärmer wird, wenn man dauerhafte Repräsentative des Reichthums gegen bald vernichtete ausgiebt, so ist es doch immer ein Unterschied, ob der Private, der auf diese Weise handelt, auf einer hohen oder niedrigen Stufe des Wohlstands

stands steht. Im ersten Fall kann es gleichgültig seyn, ob er versäumt, reicher zu werden, im andern aber nicht, und noch weniger kann es der Nation gleichgültig seyn, ob die Mitglieder derselben sich freiwillig auf einer niedrigen Stufe des Wohlstandes halten; denn dadurch werden unleugbar manche Erwerbsquellen unbenutzt, und der Staat verbleibt in Kraftlosigkeit.

Hier ist nun Handelsbilanz, ja, hier ist sogar unleugbar Bilanz zwischen Erwerb und Verbrauch; es fehlt hier aber das Gleichgewicht zwischen der Wichtigkeit der erworbenen und verbrauchten Güter, wodurch die Nation theils auf einem niedrigen Punkte des Wohlstands gehalten wird, theils auch verliert; und auf diese Art kann eine Nation einen schädlichen Handel treiben, der zur nächsten Folge hat, daß die Sachen der Nation, welche dauerhaften Werth haben, nachgerade verschwinden, und die Nation dadurch ärmer und ärmer wird.

Wir überzeugten uns davon, daß die sogenannte Unterbilanz im Handel, deren Würkung darin besteht, daß das Ausland am Ende Eigenthümer von den festen Gütern des Landes wird, in Dännemark bis jetzt noch keine solche Würkung geäußert habe. Wir fragen nun, verspürt man die Würkung, die dieser letzten vorangehen muß, daß nämlich das mobile Vermögen des Landes für Sachen von keinem Werthe nach und nach an Ausländer geht?

Wie kann man dieses beurtheilen? Vom Wechsel-Course gar nicht, indem derselbe oft nichts anders als Geld-Cours ist. Vom Preise der Waaren und des Eigenthums ließe es sich beurtheilen, wenn man sich um den Verkauf drängt, woraus niedrige Preise entstehen. Arbeitslohn aber, und die meisten inländischen Waaren, sind im Preise auf Silber reducirt, jetzt nicht viel wohlfeiler,

als 1807, einige sogar theurer. Die Auctionspreise für bewegliche Güter sind dagegen niedrig.

Feste Besitzungen stehn jetzt niedrig; daran ist aber zum Theil das hohe Disconto Schuld, welches kürzlich im Gange war. Und das Disconto war hoch, weil Geldmangel war, und der Geldmangel hatte seine Entstehung größtentheils der Lage des Handels und der Beschaffenheit der allgemeinen Geldsorte, den Reichsbankzetteln nämlich, zu verdanken.

Sicherer würde das Kennzeichen von allgemeiner Armuth seyn, was man von der verminderten Masse unproduktiver Güter der Privaten nähme, als da sind: aufbewahrte Münzen, Silberzeug, Leinwand, Kleidungsstücke, Tischzeug, Küchengeräth u. s. w. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß das in solchen Sachen bestehende Kapital sich seit 1807 ganz bedeutend verringert habe. An sich selbst ist es schädlich, wenn es zu groß ist, und das Land produktiver Kapitale bedarf. Wenn es aber bei uns nicht dazu verwandelt ist, sondern angewendet würde, um würklichen Bedürfnissen abzuhelfen; (und für diese geht nicht viel unnöthiges Geld aus dem Lande; denn mit Theer, Salz, Zimmer, Eisen, Wolle, Kalk, Steinkohlen wird kein Luxus getrieben;) wenn es, sagen wir, nicht zu diesen angewendet wird, oder auch zu anderen für die Industrie im allgemeinen nothwendige Sachen, sondern zu den gewöhnlichen Artikeln, zum Bedarf des einfachen und täglichen Lebens, — so ist diese Verwandlung oder Realisation unleugbar eine bedenkliche Sache, und geht der Geldwerth, oder Silber und Münzen, aus dem Lande, so ist es ein Beweis davon, daß die Produktion nicht länger hinreichend sey, und daß des Landes Sachen von Werth in die Fremde wandern. Dies ist mit Dännemark in den letzten Jahren ganz gewiß der Fall gewesen. Ich behaupte aber, daß

dies ganz und gar kein Beweis für sogenannte Unterbilanz im Handel, ja nicht einmal eine Folge von unserm Handel und Tausch mit Fremden sey, sondern daß es damit einen ganz anderen Zusammenhang habe.

Vorläufig bemerke ich, daß der blühende Handel eines Landes andere Länder nicht ruinirt oder verarmt, wenn der Handel nur nicht monopolistisch ist. Hat Hollands, Englands, Frankreichs blühender überbilanzirender Handel Schweden, Dännemark, Rußland, Preußen, Deutschland ruinirt oder verarmt? Keinesweges. Diese Länder sind mit aller vermutheten Unterbilanz weit reicher, als sie vor 100 Jahren waren. Der Handel, seinem freien Gang überlassen, kann keine Nation verarmen; in der Speculation ist es möglich, eine Art anzugeben. Dies thaten wir, indem wir annahmen, daß eine Nation Güter von geringem oder gar keinem repräsentativen Werth empfinge. Wir bemerkten aber zugleich, und auf diese Bemerkung muß vorzüglich Gewicht gelegt werden, daß, da eine Nation auf diese Art lediglich nur durch die einzelnen Mitglieder derselben betrogen und verarmt werden kann, das gesunde Urtheil eines jeden einzelnen Menschen über seinen Erwerb und Verbrauch als eine Richtschnur für seinen Antheil am ausländischen Handel hervorgehe, eine Richtschnur, die kaum Einer unter Zehntausend Gelegenheit hat, auf die Seite zu legen, wenn er auch unverständig und leichtsinnig genug wäre, um es zu wollen. Deshalb schafft beinahe die Totalität der Nation sich nichts anders an, als was sie zu bezahlen Auswege hat, und an überflüssigen Sachen nichts, als was sie mit demjenigen bezahlen kann, was sie vom nothwendigen und nützlichen erübrigt. (Den nothwendigen Convenienz-Verbrauch mitgerechnet.) In der Speculation kann ein fortgesetzt verarmender Handel also nur möglich gedacht werden, in der wirklichen Welt findet er

höch-

stens als ein Versuch Statt, dessen Folgen für die private Oekonomie stets von der Beschaffenheit sind, daß solche Experimente bald aufhören müssen. Und sie würden noch weit seltner seyn, wenn die Regierung eine helfende Hand reichte, indem sie den Creditgesetzen einen hohen Grad der Strenge ertheilte, um die Leichtsinnigkeit im Schuldenmachen (vorzüglich in Waare, denn Geldschulden haben mehr Schwierigkeit,) zu unterdrücken, indem sie das Nefas der Beamten zügelte, indem sie allen ungerechten Bereicherungs-Mitteln, durch Contrebande, Betrügerei bei Lieferungen, Magazinen u. s. w. vorbeugte und streng bestrafte. Laß die Gesetze die Nation zwingen, sich von unrechtmäßigem Erwerb abzuhalten, und die belohnende Frucht des ehrlichen redlichen Fleißes wird dann am besten ihre Sparsamkeit bestimmen. Wer im Schweiß seines Angesichts das Brod ißt, faselt nicht damit; wer nur andere schwitzen läßt, der kann faseln.

Die andere vorläufige Bemerkung ist, daß die Verringerung des Reichthums eines Landes, den wir hier beachten, wohl nicht berechnet werden könne; denn wer kann in den Kisten nachsehen, die Silberschränke, Leinenschränke, Vorrathskammern durchsuchen, und ihren jetzigen Zustand mit einem früheren vergleichen? Diese Verminderung des privaten Reichthums, der Wohlhabenheit, verräth sich aber durch der Staatsbürger erzwungenes Herabsetzen auf einen niedrigeren Punkt, was das tägliche Wohlleben betrifft. Wir wissen alle, daß diese Herabstimmung für Beamte, Pensionisten und von ihren Zinsen Lebenden, außer noch vielen andern, sehr weit gegangen ist, und man kaum überzeugt davon seyn, daß sie nicht eingetreten ist, bevor mancher Versuch gemacht worden, um ihr entweder ganz, oder wenigstens zum Theil zu entgehen. Disponible Kapitale sind dadurch verschwunden,

solide bewegliche Güter, Münzen, Silber, eben so. Die letzteren Sachen sind ohne Zweifel aus dem Lande gewandert; die Kapitale, in so fern sie in Courantzettel bestanden, und nicht in Realitäten umgesetzt werden komten, sind wohl im Lande verblieben, aber vertheilt oder zerstreut ohne einen festen Stützpunkt für den Wohlstand eines einzelnen Mannes abzugeben. Außerdem sind wohl viele Kapitale in Courant im Lande verblieben, die Kaufleute und andere stehen aber in Banco-Schulden ans Ausland; diese Kapitale sind deshalb eigentlich auch ausgewandert. Der karge Zustand, der diese Verringerung im National-Vermögen verursachte, war keine Folge des Handels; denn er herrschte von 1807 bis 1813, da wir keinen sonderlichen Handel hatten, und ein überaus eingeschränkter Verbrauch ausländischer Artikel Statt fand. Was in diesem Zeitraum also an Realitäten des Landes auswanderte, gieng folglich nicht aus, um ausländische Waaren damit zu bezahlen, es wäre denn, daß sie ausgiengen, um Schulden der Kaufleute zu tilgen, im Gegentheil bekam das Ausland ungeheure Waarenvorräthe von uns, die mit baarem Gelde bezahlt wurden; und unseres schlechten Courses ungeachtet hatte Dännemark in dieser sonst so kümmerlichen Periode im Waaren-Handel ohne Zweifel das, was man Ueberbilanz nennt.

Hieraus wäre es denn schon klar, daß es nicht durch oder mittelst des Handels war, daß das National-Vermögen abnahm. Und dies wird eine ausgemachte Sache werden, wenn wir die wahren Ursachen davon angeben.

Wenn ein Privatmann zum Neuenjahr seine Bilanz macht, ist es für seine Kassenbilanz genug, wenn Einnahme und Ausgabe gleich stehen. Für den Status seines Vermögens ist dies dagegen nicht hinreichend; seine

Einnahme und Ausgabe können bilanziren, und er kann gleichwohl sein Vermögen verringert haben. In der Regel geschieht dieses nicht, wenigstens nicht mit dem Willen des Mannes. Aeußere Umstände können ihn aber dazu zwingen, und er muß es geschehen lassen. Er kann auf mehrere Arten in diesen Fall gebracht werden, als durch ein würkliches Steigen der Preise der nothwendigen Sachen, wodurch sein jährlicher Erwerb in Verhältniß zu seinem Verbrauch vermindert wird, durch eine Verringerung im Werthe seines Erwerbs, während der Werth des Verbrauchs derselbe bleibt, durch eine directe Verringerung im Ertrag seines Erwerbs, während die Größe oder der Werth des Verbrauchs unverändert bleibt. Einer jeden dieser Arten wird der Privatmann abzuhelfen streben, indem er die Unbequemlichkeit als vorübergehend behandelt, und sich durch's Angreifen seines Vermögens, durch Sparsamkeit, oder Entsagung, interimistische Einnahme-Quellen verschafft.

In der Periode vor 1807 ward man nichts dergleichen gewahr. Der jährliche Erwerb und Verbrauch war einigermaaßen geordnet, und im Ganzen fand keine Verminderung des privaten Vermögens Statt; mit anderen Worten, sie fand unter einem blühenden Handel, und unter freiem Gebrauch aller ausländischen Waaren nicht Statt. Es zeigte sich aber erst vom Jahre 1807 an, bei gesperrtem Handel, und einer großen allgemeinen Sparsamkeit, die bei vielen Klassen zur Einschränkung und zum würklichen Vermissen überging. Es streitet gegen alle recht beurtheilte Facta, behaupten zu wollen, daß unser erspartes baares Geld, unser Silber und Goldzeug, aus dem Lande gieng, und daß viele Familien arm wurden, um dafür hoch leben zu können. Eine große Menge gieng aus, manche Familie ward arm; es war aber weder mit ihrem

eignen,

eignen guten Willen, noch weil sie Wohlleben führten. Ist hier wohl weitläuftiges Grübeln vonnöthen, um die so nahe liegende Ursache zu erkennen? um einzusehen, daß es einzig und allein der Staat selbst war, dessen äußerst schwierige Lage von 1807 bis 1814 Schuld daran war? Man braucht nur einen losen Blick auf die Finanz-Verwaltung Dännemarks im Jahre 1807 und auf die unvermeidlichen Würkungen des Kriegsstandes in den folgenden Jahren zu werfen, um einzusehen, daß die Verlegenheit des Staats sich auf alle Private werfen mußte. Die Finanzen waren auf den Frieden berechnet, und es war keine gefüllte Kriegskasse da. Der Krieg raubte den Finanzen alle Einnahme von Norwegen, vom Sundzoll, und größtentheils vom ganzen Zoll. Die Einnahme ward auf manche Art um einige Millionen geringer, während die Ausgabe viele Millionen größer wurde. Die Bedürfnisse des Staats mußten von den Mitgliedern desselben bestritten werden. Von ihrem gewöhnlichen Gleichgewicht zwischen ihrem Erwerb und Verbrauch hatten diese nichts übrig mit Ausnahme der außerordentlichen Mittel, und selbst diese waren durch den vielfältigen National-Verlust, den der Krieg mit sich führte, sehr herabgesetzt. Wenn auf der einen Seite nun Steuern und Abgaben, und Lasten und die zunehmende Schlechtheit des Geldes einem jeden einen bedeutenden Theil seines jährlichen Erwerbs, bei den meisten nur zum Verbrauch berechnet, raubten, und auf der anderen Seite der ungeheure directe Abgang an dem Werthe des Erwerbs, vorzüglich durch den tiefen Fall der Geldsorte unter ihren nominellen Werth, und auf der dritten Seite beinahe alle Erweiterung der Produktion unmöglich gemacht war, so ist es begreiflich genug, daß das Vermögen privater Leute abnehmen mußte. Der stete Drang der Börse nach Banco von 1808 bis 1813 gieng keinesweges allein vom Bank-Comtoir oder der Regierung aus,

aus, sondern auch vom Handelsstande, die mit einander vermischt wurden. Und da der Staat, theils wegen seiner eigenen Bedürfnisse, theils wegen der Verlegenheit, in die der Handel sich befand, seine Zuflucht ans Ausland nehmen mußte, und keine anderen Resourcen hatte, als das disponible und realisable Vermögen der Staasbürger, so ist es einleuchtend genug, wie dieses zum Theil verschwand, und wie das Land ärmer geworden ist, oder sein National-Vermögen verringert hat. Und dieses nicht bloß dadurch, daß so viele Realitäten verloren giengen, sondern zugleich dadurch, daß noch weit mehr Realitäten, indem sie die ausländischen Staatsschulden repräsentiren, gleichsam verpfändet sind; und außer diesen noch das Debet des Handelsstandes ans Ausland. Jene betrugen (1813) ohngefähr 38,991,621 Reichsbankthaler Silber, oder gegen 20 Millionen Species; jetzt (1819) einige Millionen mehr, oder 22 bis 23 Millionen Species. Dieses machte gewiß 10 Millionen Silber oder 5 Millionen Species aus. Jene ausländische Schuld ist wohl nicht viel anders, als 1807; dagegen ist die inländische aber ganz außerordentlich vergrößert, und die Nation leidet, indem sie so viel mehr an Zinsen, als vorher, entrichten muß, einen großen Abgang an ihrem Vermögen, oder eine Herabsetzung in ihrem Wohlstande, indem Kapital und Zinsen ans Ausland ununterbrochen fortgehen.

Auch die auswärtige Schuld des Handelsstandes gehört als eine auf der Nation ruhende Last hierher. Ein Theil davon kann freilich als eine eigentliche ausländische Staatsschuld betrachtet werden, indem er dadurch entstanden seyn könnte, daß die Banco-Anleihen von 1810, 1811 und 1812, im ganzen 4,626,862 Reichsbankthaler Silbermünze, von den Kaufleuten durch ihren auswärtigen Credit zuwege gebracht wurde, und bis jetzt nur erst zum

Theil

Theil vom Staate wieder bezahlt sind. Für's übrige haben sie hier im Lande aber nichts zu gute. Diese Schuld, obgleich isolirt vom eigentlichen Handel und National-Vermögen des Landes, dringt den Mitgliedern des Staats große Unbequemlichkeiten auf; sie giebt Anleitung zu Abbezahlungen, Umsätzen aller Arten, und erhält einen steten Drang nach Banco, welcher größtentheils Ursache zu dem höheren Disconto war, was der Verlegenheit des Handelsstandes ganz gewiß seine Entstehung zu verdanken hat, gleichviel, ob selbige auf den Ankauf großer Waarenpartien, auf die Nothwendigkeit Engagements zu decken u. s. w. beruhet. Und durch dieses Disconto ist diese Art von ausländischer Schuld weit schädlicher für's Land geworden, als die eigentliche Staatsschuld, und die hypothekarische Schuld privater Debitoren an Fremde; denn sie entzieht allen Nahrungszweigen Kapitale, — kein Nahrungszweig kann 15 bis 20 Procent geben, nicht einmal die Kaufleute selbst können zu einem ordentlichen Handelsgeschäfte solches Disconto bezahlen. Daß sie es nichts desto weniger bezahlt haben, kann nur durch den Drang nach Umsatz und Abrechnung erklärt werden. Weil sie aber dies Disconto bezahlt haben, muß das ganze Land es bezahlen, und dadurch wird alle Industrie nicht bloß gedrückt, sondern unterdrückt.

Sind nun das verminderte National-Vermögen des Landes, die eingeschränkte Lebensart der Staatsbürger, und die Ohnmacht in vielen Zweigen der Industrie, deutliche Folgen von dem Unglück des Staats, so ist hier gar nicht der Ort, von der Unterbilanz im Handel zu reden.

Etwas muß inzwischen auf Rechnung des Handelsstandes geschrieben werden. Dännemark, wie jedes andere Land, wo die Industrie nicht im tiefen Schlaf ruht, bedarf des Handels; aber welches Handels? eines Han-

dels,

dels, der auf eine ermunternde Weise die Produkte des Landes absetzt, und alles, was die Nation verlangt, vom Auslande anschafft. Ohne einen solchen Handel könnte die Nation sich nicht über einen sehr niedrigen Zustand erheben, und durch diesen kann sie hoch im Wohlstande steigen. Einen andern Handel gebraucht eine Nation aber nicht, es wäre denn, daß er ein Bereicherungsmittel für die Kaufleute selbst abgeben sollte, dessen Gewinn doch nur als ein unmittelbarer Ueberschuß unter der Form von Geld ins Land kömmt, wo er doch nicht immer der Nation verbleibt. Der Gewinn dieses Handels kömmt nicht immer der Nation zu gute; der Verlust dabei fällt der Nation aber stets mehr oder weniger zur Last.

Bei der ersten Art des Handels, den man den Handel des Landes nennen könnte, ist der Handel national; es ist die Nation, welche verkauft, kauft und tauscht. Zufälliger Verlust in demselben fällt der Nation anheim, indem sie ihn tragen muß, weil sie bei diesem Handel gewöhnlich Vortheil hat.

Bei der anderen Art des Handels, der einzig und allein des Kaufmanns ist, ist der Handel nicht national. Hier sind es die Kaufleute, welche kaufen, verkaufen, gewinnen und verlieren. Das Handels-Kapital, welches hierzu benutzt wird, ist vom übrigen Kapital der Nation isolirt. Der Gewinn kann zur Nation übergehen; er kann es aber auch bleiben lassen. Der Verlust dagegen, und die dadurch entstandenen Ungelegenheiten, vermengen sich mit dem eigentlichen National-Handels-Kapital, und würken unvortheilhaft auf dasselbe, vermindern es, verschlimmern den Wechselcours desselben, bewürken hohes Disconto, ohne daß das Land es nöthig hat, bloß weil der Kaufmann in Verlegenheit ist, und richtet durch Ruptur viele Private, zum Theil auch das Land mit, zu Grunde.

Der

Der nothwendige Handel der Nation und der freiwillige Handel der Kaufleute, sind ganz verschiedener Art. Den einen muß eine Nation haben, den andern kann sie haben, wenn jener erst im Stande ist. Bei dem ersten gewinnt eine Nation immer, bei dem anderen kann sie häufig verlieren, und er der Nation häufig schädlich werden, weil diese Mißlichkeit sich stets dem ganzen Handel mittheilt. Deshalb hat eine Nation das Recht, zu fordern, daß die Handelnden in ihrem isolirten Handel alle mögliche Vorsicht wahrnehmen, und sich innerhalb gewisser Gränzen halten. Daß Dännemarks Handelsstand dies nicht gethan habe, daß er, obschon er sich der Folgen von Uebertreibung, welche sich 1799 zeigten, erinnern müßte, es diesen Augenblick noch nicht thut, ist wohl deutlich. Daß man jetzt, eben wie vor 20 Jahren, Waaren-Vorrath anhäuft, welcher vielleicht mit 8 bis 10 Procent Disconto abzusetzen wäre, daß sogar bedeutende Handelshäuser in Kopenhagen, bisweilen auch bei kleinen Auszahlungen in Verlegenheit sind, daß 70 bis 80 westindische Ladungen im Jahre 1814 durch die Hände unserer Kaufleute gehen konnten, ohne bemerkbare Kräfte zu hinterlassen, — alles dies und mehr ist wohl ein entscheidender Beweis davon, daß der eigene isolirte Handel der Kaufleute jetzt in Unordnung sey, und es ist natürlich, daß die Folgen davon auch den eigentlichen Nationalhandel angreifen, und dem National-Wohlstande hinführo zum Nachtheil gereichen müssen.

Dies ist nicht die Schuld der Nation. Was sie vom Handelsstande empfängt, bezahlt sie. Der Credit, den die Grossirer den Detailhändlern, und diese wiederum den Consumenten gegeben haben, die in so schwierigen Zeiten gewiß nicht ordentlich bezahlen, ist freilich wohl eine Unbequemlichkeit. Aber nicht zu gedenken, daß solcher Credit doch immer Statt gefunden habe, so ist die Summe, wel-

welche die Grossirer bei den Detailhändlern zu gute haben, weit geringer, als die, welche diese letzten von den Consumenten zu fordern haben; denn obgleich die Waaren-Quantität, welche die Detailhändler absetzen, derjenigen, welche die Grossirer den Detailhändlern überlassen, ganz und gar ähnlich oder eigentlich dieselbe ist, so ist diese Waaren-Quantität in diesen beiden Handels-Circulationen doch von höchst ungleichem Werth; der erste ist gewiß 20 bis 25 Procent größer, als dieser. Der Credit, der darauf ruhet, ist deshalb auch wohl in demselben Verhältniß größer.

Wir sammeln jetzt auf einmal unsere Bestimmungen von der Handels-Bilanz.

1. Man versteht darunter einen Handel, bei dem die Nation keinen vollen Werth für seine Produkte oder Sachen erhält, so daß sie ärmer wird, indem das National-Vermögen abnimmt.

2. Es ist nicht ganz die Schuld des Handels, sondern der Unfall des Staats, der in den späteren Jahren durch Staatsschulden, Zinsen ans Ausland, Dännemark Verlust am National-Vermögen aufdrang.

3. Der nicht unbeträchtliche Antheil, den der Handel an die Verringerung des National-Vermögens gehabt hat, und noch hat, muß nicht dem Handel, den die Kaufleute für's Land führen, sondern dem übertriebenen, isolirten, den sie für sich selbst und zum Theil für Fremde führen, zugeschrieben werden.

Eine Art der Handelsbilanz, von dem die Unwissenheit so viel Wesens macht, nämlich, daß man seine ausländischen Bedürfnisse mit Geld bezahlt, haben wir bis jetzt wohl noch nicht genannt. Obgleich der Gedanke, der dieser Behauptung zum Grunde liegt, daß nämlich eine

solche

solche Bezahlung zum Ruin eines Landes ist, kaum einer ernsthaften Untersuchung werth ist, werde ich doch meinen Theil dazu beitragen, daß man doch einmal alles des eckelhaften Gewäsches los wird, wozu sie veranlaßt.

a. Da niemand Geld weg giebt, so bekömmt eine Nation Valuta für Geld, Gold oder Silber, eben so wohl, als für Roggen, Zimmer, Flachs.

b. Es ist einer Nation gleichgültig, ob sie mit Geld, oder mit Waaren, die sie nöthig hat, bezahlt wird. Eine Nation mag sogar lieber Waaren als Geld in Bezahlung nehmen, denn sie geben gleich einen Handelsartikel ab.

c. Eine Nation kann dadurch, daß sie Geld in Bezahlung vom Auslande erhält, nicht mehr Gold und Silber erhalten, als nöthig ist, erst zur Circulation, und demnächst zu anderem Gebrauch in den Haushaltungen, oder zum Putz. Das erste ist nothwendig, das letzte beschränkt; denn es geht in ein todtes Kapital über, von dem der Eigenthümer den Zins verliert. Hat die Nation von ihrem jährlichen Verbrauch etwas übrig, was sie nicht als produktives Kapital anwenden kann, so kann es zum todten Kapital gelegt werden; das Gold, Silber, oder sonstiges aber, woraus es besteht, kam nicht als Ursache zu diesem todten überflüssigen Kapital ins Land; der Werth desselben war schon da in der überflüssigen Produktion, und es ist gleichviel, in welche dauerhafte Form der Ueberschuß gesetzt wird, als in Obligationen, Silber, Gold, Juweelen, Nageln, Kupfer, Eisen, Messing. Zufolge der Handelsbilanz-Tabellen sollte England von 1700 bis 1801 an Gold und Silber 347 Millionen Pfund Sterling mehr, als ausgeführt, erhalten haben. Pitt schlägt inzwischen alles gemünzte und ungemünzte Gold und Silber in ganz Großbrittanien und Irland nur zu 50 Millionen Pf. Sterl. in ungemünzten und ohngefähr eben so viel in gemünzten edlen Metallen an.

d. Ein

d. Eine Nation kann dadurch, daß sie Geld ans Ausland schickt, ihr Numerair nicht verlieren. Gold und Silber sind oft so im Preise, daß es vortheilhafter ist, damit als mit anderen Waaren zu bezahlen. Wird Geld versandt, so wird es seltner im Lande, und die Seltenheit erhöhet den Preis. Wird er hoch, so kann der Ausländer es nicht annehmen, das Ausland kann aber Rechnung dabei finden, mit Gold, oder Silber, oder Geld zu bezahlen, und dadurch kommt es wieder herein.

e. Die ganze Sache läuft auf die falsche Voraussetzung hinaus, daß Gold und Silber Reichthum sind.

Ich habe wohl erklärt, daß es nichts zu bedeuten habe, wenn Geld, Gold, Silber aus dem Lande gehen. Früher gab ich es als einen National-Verlust an, daß unsere Silber-Münze, und viel Silber fort ist. Man muß aber das circulirende und das todte Kapital wohl unterscheiden. Das erste wird sich in der Ordnung complet halten, durch Unordnung von dem letzteren vervollständigen. Das circulirende ist kein Theil des National-Reichthums, ausgenommen als ein Produktions-Mittel. Das andere ist ohne Zweifel Reichthum, indem es realisabel ist, wenn es nöthig thut. Wandert das Circulations-Kapital aus, so wird es wieder hereingezogen; geht das todte Kapital fort, so ist es unzweifelhaft am häufigsten verloren. Ein Tagelöhner beginnt das Jahr ohne einen Schilling in der Tasche zu haben, hat das ganze Jahr Geld genug, und giebt ohne Bedenken täglich seinen Tagelohn aus. Nöthigt ein Unfall ihn aber, seine Uhr, einen silbernen Löffel, einige hingelegte Silberstücke zu verkaufen, so ist er ganz gewiß um so viel ärmer.

Daß wir auch unser grobes Courant und unsere Species verloren, muß deshalb gleichfalls als Verlust ange-

angesehen werden; denn vermöge der Bancozettel, die das Kapital der Circulation repräsentirten, war die würkliche Münze als ein todtes Kapital anzusehen.

Folglich kann man das ganze Raisonnement über diese Art der Unterbilanz gänzlich übergehen, und es der heiligen Einfalt überlassen.

Wir haben gesehen:

1. Daß unser Nationalhandel nicht in dem Zustande ist, den man fordern könnte, indem er nur wenig zum Fortgang der Natural- und Kunst-Produktion beyträgt.

2. Daß die Hauptursache davon ist, daß der Kaufleute eigener unnationaler Handel sowohl dem nationalen Handel, als der Industrie, Kapitalien entzogen hat.

3. Daß der Handel in den späteren Zeiten, von 1780 an, im Ganzen wohl Reichthümer einbrachte, das diese aber durch obwaltende Umstände zum Theil wieder verloren giengen, und daß dieser Verlust das Land jetzt drückt.

4. Daß dieser ganze Verlust doch nicht auf *Rechnung* des Handels geschrieben werden darf, sondern auf *Unfälle*, die den Staat betroffen hatten.

Zum Schluß wollen wir versuchen, die Ursachen anzugeben, welche verschuldeten, daß der Handel eine für den National-Wohlstand Dännemarks schädliche Richtung nahm.

Die erste war die Meinung der Regierung von der Wichtigkeit eines ausgebreiteten Handels. Daraus entstanden die vielen verunglückten Handels-Compagnien, zum Schaden für Private, und zu einer fortwährenden Last als Staatsschuld.

Die zweite. Das Eingreifen der Regierung in den Handelszustand, um demselben in bedrängten Umständen zu Hül-

Hülfe zu kommen, z. B. dadurch, daß sie im Jahre 1799 sechs Millionen Bancozettel und noch mehr anderes machte, welche große Summe jetzt Staatsschuld ist.

Die dritte. Die Meinung von der bequemen Lage Kopenhagens zum Transithandel, die nun ganz falsch ist. Darüber sind Tönningen oder Altona, unsere natürlichen Handels-Stapelstädte nicht in Aufnahme gekommen.

Die vierte. Den Uebertreibungen des Handelsstandes ist kein Hemmungsmittel entgegengesetzt. Im amerikanischen Kriege, im Revolutionskriege, in Napoleons Kriegen sprachen wir viel vom Neutralhandel. Von Seiten der Regierung fand gewiß niemals weder irgend ein Bruch, noch ein Beifall oder eine Aufmunterung Statt; aber — ging es nicht doch bisweilen mit diesem neutralen Handel, wie es konnte, weil Private sich hinterlistig betrugen?

Die fünfte. Daß dem Handel durch die Credit-Auflagen Erleichterung gegeben wurde, ist gut; daß die Transit-Auflagen dem Handel allen Spielraum geben, ist auch heilsam. Erhalten aber nicht diese Transit-Auflagen die Tendenz des Handels zur Uebertreibung? Ist es z. B. nach den Fonds unserer Kaufleute berechnet, Kopenhagen zu einem allgemeinen Waarenlager zu machen? Haben sie Kräfte, so läßt sich nichts dawider anführen, wenn die Speculationen übrigens auf den jetzigen Handelszustand der Welt passen; dieser ist aber jetzt würklich in einer Revolution. Sind diese Transit-Speculationen also verkehrt, wie sie es den Symptonen nach zum Theil zu seyn scheinen, so wird nach langer Wechsel-Circulation und Discontirung das Ende hiervon eine Crisis, die sich in eine allgemeine Catastrophe auflöset; denn ungewöhnlich glückliche Conjuncturen mit großen Coups liegen für eine Zeit lang keinesweges in der jetzigen europäischen Staatsordnung. Von dieser Seite steht keine Rettung zu erwarten.

Uebrigens ist unsere Handels-Politik untadelhaft, die Zollrolle verständig; wir haben Transit-Auflagen, freien Kornhandel; der inländische Handel ist durch einige Beschränkungen in den vorigen Gesetzen über Aufkauf und Verkauf erleichtert, Leuchtthürme und Lootsenwesen sind gut; wir haben westindischen freien, und particulair ostindischen Handel; das Handelsmonopol auf Island ist erweitert.

Hiermit schließen wir unsere allgemeine Uebersicht von der Industrie Dännemarks. In der Natural-Produktion, im Ackerbau und der Fischerei, vorzüglich im ersten, fanden wir die wahre Wohlstands-Quelle des Landes, bemerkten aber, daß diese Quelle der Reinigung sehr bedarf. Unsere Kunst-Produktion erblickten wir auf einer ziemlich niedrigen Stufe, aber doch in einer weit natürlicheren und fortschreitenderen Ordnung, als vordem. Der Handel endlich, bemerkten wir, von zufälligen Umständen hervorgetrieben, augenblicklich sinkend, sobald der Stoß nachließ, und im Fallen dem Lande großen Schaden verursachend, scheine sich jetzt wieder in einem gespannten Zustande zu befinden, der weder zu den Kräften des Landes, noch zu dem bald geordneten neuen Handelszustand der Welt paßt, und den man von der gefährlichen Höhe auf eine sichere Mittelmäßigkeit herabgestimmt wünschen müßte.

Sechste Abtheilung.

Von der Volksmenge Dännemarks.

Nachdem wir im Vorhergehenden gesucht haben, uns eine allgemeine Einsicht über die Natur und den Zustand von den drei National-Wohlstands-Quellen Dännemarks, und deren besondern Würkung auf das Fortschreiten des Wohlstands, zu verschaffen, gehen wir, fest gefußt auf dieser, weiter, um ein allgemeines Resultat aufzusuchen, das zu einem bestimmten Begriff von der wahren Staatskraft Dännemarks führen könnte.

Bisher betrachteten wir die einzelnen Elemente, die materielle Basis für den National-Wohlstand. Um die Beschaffenheit des Gebäudes, was Zufall und bestimmte organische Würkung auf diese Grundfesten aufführten, einzusehen, müssen wir uns mit der Art, auf welche, und den Mitteln, durch welche jene ersten Materialien angewandt wurden, um das Staatsgebäude aufzuführen, bekannt machen. Diese Mittel sind:

Das Geldwesen, dessen Beschaffenheit einen sehr großen Einfluß auf den Gang aller Industriezweige, und durch diese auf den privaten und öffentlichen Wohlstand hat.

Das Finanzwesen, in Verbindung mit dem Steuerwesen, als eine fortwährende, aber unvermeidliche Hemmungs-Ursache für den National-Wohlstand.

Die Administration und Amts-Verwaltung.

Die Kultur *).

Bei dem Uebergang von den materiellen zu den immateriellen Mitteln zur Entwickelung der Staatskraft, begegnen wir einem Object, das gewissermaaßen zwischen beiden steht. Die Volksmenge. Von allen Bestandtheilen des National-Wohlstands ist dieser der relativeste; er kann Ursache, er kann Würkung seyn. Er kann in hohem Grade den National-Wohlstand fördern, und denselben im hohen Grade verringern. Selbst die Alten, Solon, Aristoteles, Plato sahen dies ein, und billigten, um die Menschenzahl in einem gewissen Verhältnisse zu halten, das Aussetzen neugeborner Kinder, ja die Gesetze Solons erlaubten dem Vater sogar, sie zu tödten.

Unter Volksmenge versteht man die Anzahl der Menschen, welche ein Land hat; unter Bevölkerung die Anzahl Menschen, welche eine gewisse Strecke oder Gegend der Erdoberfläche hat.

Sonnenfels und andere haben die Vermehrung der Volksmenge, oder besser, die höchst mögliche Volksmenge, als ein Staats-Grundprincip aufgestellt. Und im Gehirn manches Staatsökonomen hat diese Meinung noch tiefe Wurzel gefaßt. Es ist wohl wahr, daß das glückliche Daseyn der Volksmenge einer Nation wenigstens ein Merkmahl von der Richtigkeit des staatsökonomischen Plans sey, aber daraus folgt keinesweges, daß die Beförderung der Volksmenge ein politisches Grundprincip ist. Daß folglich alles in der Administration des Staats direct darauf ausgehen soll, das Land mit Menschen anzufüllen, in der Meinung, daß der Staat, ohne

---

*) Aus Gründen, die wir in der Vorrede angegeben haben, übergehen wir diese Materien hier.

Anm. des Verf.

ohne Rücksicht, ob die Mitglieder desselben selbst es sind, dadurch glücklich seyn könne, oder in der Meinung, daß sie von der Noth getrieben, wohl selbst Auswege finden werden, ist falsch.

Ein Staat kann bei einer großen Volksmenge glücklich seyn; eine große Volksmenge kann aber auch die nächste Ursache zur Ohnmacht des Staats seyn, ja denselben wohl gar an den Rand des Verderbens bringen.

Uns gebührt, diese Behauptung zu beweisen. Wir werden also erst den Gesichtspunkt angeben, aus dem so viele Regierungen und Staats-Oekonomen eine große Volksmenge wichtig finden, demnächst die gefährlichen Folgen einer zu großen Volksmenge, und zuletzt die natürliche Ordnung angeben, in welcher die Volksmenge zunimmt, so wie auch die daraus abgeleiteten Sätze auf die Volksmenge und Bevölkerung Dännemarks anwenden.

Es wird angenommen, daß die heilsamen Würkungen der Volksmenge sich darauf gründen:

1. Daß, da der Mensch die materielle Ursache zur Arbeit ist, viele mehr ausrichten können, als wenige.
2. Je mehr Arbeit, desto mehr Waare.
3. Je mehr Waare, desto größeres National-Vermögen.
4. Je mehr Menschen, desto größere Bevölkerung, dadurch größeres Leben im Lande, viele Ersparung beim Transport, größere Leichtigkeit des Absatzes.
5. Je mehr Menschen sich in einem Staate befinden, desto kräftiger kann die Vertheidigung nach außen seyn.

Wenn wir diese Gründe untersuchen, befinden wir sie theils nur halb wahr, theils falsch, und indem wir dieses beweisen, bekommen wir zugleich Gelegenheit, die Auf-

merksamkeit auf die bald schädlichen, bald gefährlichen Folgen einer großen Volksmenge hinzuleiten.

1. Daß viele Menschen mehr ausrichten können, als wenige, ist wahr genug; es ist aber nicht immer gesagt, daß es auch geschieht. Ob viel oder wenig Arbeit verrichtet wird, hängt nicht allein von der Menge der Arbeiter ab, es müssen zugleich passende Sachen zur Arbeit vorhanden seyn, das will sagen, solche Sachen, welche die Arbeit hinreichend belohnen, und außer der Gewißheit wegen voller Erstattung für die Arbeit müssen auch Mittel da seyn, welche die Arbeit möglich machen.

Viele Menschen allein würden nicht im Stande seyn, eine unfruchtbare Sandstrecke urbar zu machen, weil es der Mühe nicht lohnte; könnte sie durch Mergeln u. s. w. fruchtbar gemacht werden, so ist Vorschuß oder Kapital, und Absatz der erlangten Produkte erforderlich. Weil es scheint, als wenn in einem Lande Arbeit sey, ist doch leicht möglich, daß keine da ist, weil die angeführten Bedingungen fehlen, und eben deshalb wird sie unterlassen, nicht der Trägheit halber, sondern aus triftigen Rechnungsgründen.

2. Je mehr Arbeit gethan wird, desto mehr Waaren werden auch producirt. Vorausgesetzt, daß die Arbeit nicht auf eine zwecklose Art verloren geht, kann man einräumen, daß eine größere Masse Arbeit mehr Waaren hervorbringt. Das größere Produkt ist aber keinesweges eine nothwendige Folge vermehrter Arbeit; es kann von einer besseren Art des Arbeitens, größerer individueller Anstrengung herrühren. Einem Staate ist mehr damit gedient, daß seine Arbeiter sich anstrengen, um z. B. $\frac{1}{4}$ mehr als vorhin, zu produciren, als damit, daß die Volksmenge um $\frac{1}{4}$ zunimmt. Wenn es einer Nation vortheilhaft ist, ihre Volksmenge zu vergrößern, um mehr Waaren zu

produciren, so findet dies doch nur unter der Voraussetzung Anwendung, wenn die Arbeitskraft, welche schon vorhanden ist, vollkommen gebraucht wird. Sind Trägheit, Faulheit, Unbehändigkeit das Nationalgepräge, so ist es wunderlich, dem Fehler durch Zuwegebringung mehrerer träger Klötze abhelfen zu wollen.

3. Je mehr Waare, desto grösseres National-Vermögen. Die Waaren, welche ein Arbeiter producirt, und durch eigene Consumtion selbst vernichtet, vermehren das National-Vermögen nur auf eine mittelbare Art. Unmittelbar wird das National-Vermögen durch eine größere Menge Waaren über den Verbrauch vermehrt, wenn diese Waaren einen Tauschwerth haben, um als Bezahlung für andere Waaren dienen zu können. Hat die ganze Produktenmasse der vergrößerten Volksmenge nur keine andere Würkung, als daß die ganze Masse verzehrt wird, eben weil die Volksmenge zugenommen hat, so ist nichts gewonnen; verbleibt ein Ueberschuß, so kömmt es darauf an, ob derselbe Absatz findet.

4. Eine größere Volksmenge verursacht eine größere Bevölkerung; es ist in vielen Rücksichten vortheilhaft für die National-Industrie, daß die Menschen nahe bei einander wohnen. In einem schlechtbevölkerten Lande schreitet die Industrie nur äußerst langsam vorwärts. Eben deshalb muß ein Land, was sich in Aufnahme setzen will, fürs erste mehr dahin sehen, daß das Land extensiv oder protensiv, als intensiv, urbar gemacht werde; denn die intensive Cultur folgt in der natürlichen Ordnung zuletzt, und die protensive muß vorangehen; eine Behauptung, die gewisse Agromanen leugnen, ohne doch recht zu wissen, wovon die Rede eigentlich ist.

5. Eine

5. Eine große Volksmenge erleichtert freilich die äußere Vertheidigung, in so fern sie mehrere Soldaten liefert, und es steht zu befürchten, daß es größtentheils diese Betrachtung sey, welche den meisten Regierungen die Volksmenge zu einem so wichtigen Gegenstande machte. Da aber eine Menge Menschen noch keine Armee bildet, ohne Bildung, Waffen, Munition, Festungen, Proviant und Geld, mit anderen Worten, ohne eine schon vorhandene bedeutende Staatskraft; so hängt es lediglich von dieser ab, ob eine Armee und Krieg möglich sind; ist die Armee nur zur Friedens-Parade hinreichend, so ist die Beförderung der Volksmenge bloß zu diesem Zweck unnütz, ja höchst schädlich, denn sie verführt zu einer nominellen Armee, die plötzlich paralytisirt ist, wenn es einmal Ernst wird.

Ist eine größere Volksmenge nun aus keinen anderen Rücksichten wünschenswerth für ein Land, so ist sie höchst schädlich, wenn sie befördert wird, allein um Soldaten auszubrüten. Ein Mensch, bloß als Soldat betrachtet, ist eine theure Waare. Ist jeder vierte, fünfte oder sechste Mensch waffentüchtig, muß der Staat, um einen Soldaten zu erziehen, vier, fünf, sechs Menschen obendrein erziehen und nähren.

Keiner von den Gründen, auf welche man die allgemeine Meinung von der Heilsamkeit einer großen Volksmenge stützt, kann also unbedingt gelten. Alle sind so relativ, den Ausnahmen so sehr bloß gestellt, und bedürfen so vieler Einschränkungen, daß man sie keinesweges als allgemeine Principe annehmen kann.

Wir wollen jetzt die positiven Unbequemlichkeiten einer zu großen Volksmenge anführen.

1. Jeder Mensch, der weder auf eine mittelbare noch unmittelbare Weise den Werth producirt, den er vernichtet, ver-

vermindert das Vermögen der Nation. Eine Volksmenge ist zu groß, sobald sie solche Menschen zählt. Durch solche wird die Nation absolut ärmer. Hat ein Land 100,000 solcher, für die Nahrungszweige desselben unnütze Menschen, so entziehen diese dem Lande 400,000 Tonnen Korn, Brennholz, Wolle, Flachs, Butter, Fleisch u. s. w., welches verkauft seyn könnte.

In einem Lande, wo kein großer Reichthum Statt findet, ist eine große Volksmenge noch drückender, als bei einer reichen Nation. Die Erziehung bis zu den Arbeitsjahren, die mit dem Alter verknüpften Unkosten, in Krankheitsfällen u. s. w. gehen über das National-Vermögen her; je größer dieses ist, desto leichter kann es den Verlust ertragen, je geringer, desto schwerer drückt dieser Verlust, der den ganzen Staat am Ende verarmt. Selbst die reiche Nation wird aber zuletzt diese Last nicht tragen können. Sie ist wirklich sehr groß, und der Verlust steigend, wenn auch die überflüssige Menge nicht zunimmt. Angenommen, daß 100,000 Menschen dem Lande bloß 400,000 Tonnen Korn = 1 Million Species jährlich entziehen, so ist der Verlust im nächsten Jahre durch die Zinsen 40,000 Species größer; in 18 Jahren 2 Millionen u. s. w.

2. Das Mißverhältniß der Volksmenge zu den Nahrungszweigen ist die wichtigste Quelle der Dürftigkeit und Armuth. Alter, Gebrechlichkeit, Unfälle, auch wohl moralisches Verderben sind Quellen der Armuth, die sich auch in den Staaten, in welchen Volksmenge und Industrie im richtigen Verhältniß zu einander stehen, aufthun können; sie sind mit der Menschheit natürlich verknüpft, und der Staat muß sich darin finden. Den Folgen dieses Uebels kann zum Theil vorgebeugt, ganz gehoben werden kann es aber nicht. Einem unnützen Ueberschuß an Menschen kann und muß eine Nation aber vorbeugen; denn es ist ein zu

über-

übertriebener National-Luxus, sich eine unglückliche Menschenklasse anschaffen zu wollen, um sie als einen Stamm der Armen zu unterhalten, die, nachdem sie einen großen Theil ihres Lebens als National-Almosengenossen hingebracht, zuletzt dem Elend übergeben werden müssen.

3. Wenn die Volksmenge größer ist, als der Zustand der Industrie erfordert, so ist zu wenig Arbeit vorhanden, und die Arbeit wird deswegen unter mehrere vertheilt, als seyn sollte. Die Nation wird dadurch ans Faullenzen gewöhnt. Ist sie einmal faul und träge geworden, so hat sie einen ungeheuren Verlust erlitten. Ihre Arbeit wird theurer, alle Verbesserung hört auf, der National-Wohlstand geräth ins Stocken, oder sinkt, und der gemeine Mann wird demoralisirt.

4. Mit dem Verlust des moralischen Gefühls wird alles Streben nach einem anständigeren und bequemeren Leben, der stärkste Sporn zur Anstrengung vernichtet; Faullenzen macht träger und träger, die Arbeiter geben der Abstumpfung, der moralischen und physischen Stumpfheit nach, und steigen gutwillig zum elendesten Daseyn hinab, in jämmerliche ungesunde Wohnungen, Unreinlichkeit und Armseligkeit in ihrer ganzen Habe und Kleidung, und schlechte Nahrungsmittel. In solchem Zustande können sie wohl am Ende noch gar sich einen höheren Arbeitslohn für ihr pfuschermäßiges, saumseliges und träges Tagewerk zuwege bringen, als die Arbeit werth ist, so daß sogar Mangel an Arbeiter entstehen kann. Das Fortschreiten der Industrie wird dadurch gehemmt werden, indem niemand seine Arbeit verrichtet bekommen kann, worin er nicht einen unnatürlichen Lohn geben will.

Eine unverhältnißmäßige Volksmenge hat also die Verarmung einer Nation zur unausbleiblichen Folge, indem sie dadurch, daß sie alles verzehrt, was sie erwirbt, ja wohl

häu-

häufig auf Kosten des National-Vermögens noch mehr verbraucht, einen directen Verlust verursacht. Indirect bewürkt sie dadurch, daß die Industrie auf einer niedrigen Stufe verbleibt.

Diese Gründe sind doch wohl von der Wichtigkeit, daß keine Nation durch ihre Veranstaltungen dazu beitragen darf, daß die Volksmenge über die Gebühr wächst.

Um zu beurtheilen, wann dies der Fall sey, muß man den natürlichen Gang der Volksvermehrung in einem Lande, wo alles der Natur gemäß, nicht durch politische Künste verdreht, vorwärts schreitet, aufmerksam beachten.

Die Zahl der Menschen, welche die Erde haben kann, wird von der Zahl bestimmt, die sie ernähren kann. Speise ist das Grundbedürfniß; Wohnung, Kleidung u. s. w. gehören wohl auch dazu, sind aber doch nur in so fern nothwendig, als es Menschen sind, die so hinreichend gespeiset werden, daß sie von diesen Dingen Gebrauch machen können.

Nahrungs-Quantität ist also die Basis.

Von einer einzelnen Nation gilt das nämliche, doch mit dem Unterschied, daß sie sich Nahrungsmittel durch Tausch verschaffen kann. Inzwischen kann darin leicht eine große Schwierigkeit entstehen. Norwegen kann für Zimmer und Fische, Spanien eben so für Wein und Wolle, Korn erhalten; trifft sich's aber einmal, daß niemand Zimmer, Fische, Wein oder Wolle haben will, oder die Anschaffung dieser Artikel bis zum nächsten Jahre verschiebt, so sind diese Länder in der größten Verlegenheit. Länder, die sich durch Waarentausch Lebensmittel verschaffen sollen, sind in einer weit schwierigeren Lage, als Ackerbau-Länder, und ihre Versorgung mit Lebensmitteln ist stets etwas ungewiß, weshalb immer ein gewisser Grad von eingeschränkter Lebensart daselbst herrschen muß,

muß, oder doch leicht zu befürchten ist. Es ist deshalb nicht so sehr die Produktion verkäuflicher Waaren, als die Produktion von Subsistenz-Mitteln, durch welche eine Volksmenge gesichert wird.

Diese Schmälerung hängt zum Theil auch davon ab, was die Menschen einer gewissen Gegend genießen wollen. Colquhoun bemerkt, daß in den nördlichen Gegenden Englands größerer Ueberfluß herrscht, als in den südlichen, weil die Leute dort eine verschiedene Menge Milch, Hafer, Gerste, Kartoffeln speisen, wogegen sie in diesen nur Fleisch, Weizen u. s. w. genießen; daher in Wiltshire 23 Procent Arme, in Cumberland nur 5 Procent gefunden werden.

Je weiter der Ackerbau vorwärts schreitet, je größer wird auch das Produkt desselben, und eine um so größere Volksmenge kann ernährt werden. Nimmt man ein gewisses Verhältniß zwischen dem Produkt des Ackerbaues und der Volksmenge an, z. B. daß das ganze jährliche Produkt für die doppelte Menschenzahl, als der Ackerbau gebraucht, hinreichend wäre, so daß z. B. das Produkt einer Million Ackerbauer 2 Millionen Menschen Nahrung gäbe, so kann diese zweite Million sich auch einfinden; wenn aber diese Vermehrung weiter geht, bis 3 Millionen, so muß die eine Million ein größeres Produkt hervorbringen, und zwar dreimal größer, damit die ganze Volksmenge befriedigt werden kann. Ob sie dieses kann, kömmt darauf an, ob sie größere Arbeitskraft in Bewegung zu setzen vermag, und dies hängt wieder davon ab, ob sie sich anstrengen kann, ob das Kapital der Nation etwas übrig hat, womit es das Kapital des Ackerbaues vergrößern kann. Vermag sie dieses nicht, so stockt die Volksvermehrung aus Mangel an Nahrung, und geht auf 2 oder 1 Million herab; ja dieses geschieht auch wohl früher; denn die Volksmenge beruhet im Allgemeinen auf Produktion, im Einzelnen aber zugleich dar-

darauf, ob die Individuen ihren Antheil von der Produktion erhalten können.

Im praktischen Leben geht es folgendermaaßen zu. Angenommen, das Land brächte Nahrung für 2 Millionen zuwege. Wegen der ungleichen Vertheilung des Vermögens werden einige Einzelne viel von der Produktion verbrauchen; z. B. ein reicher Mann wird eine Menge Dienstbothen halten, die von weit besseren Sachen leben, so daß die schlechtesten der eigentlichen Arbeitsklasse verbleiben; er wird Prachtpferde halten, etwas vom Produkte aus dem Lande schicken, wodurch zu Hause viele hätten ernährt werden können, und Sachen wieder dafür erhalten, die wenig oder gar keine Nahrung geben. Betrüge diese Verminderung die Nahrung für 5000 Menschen, so müssen diese verschwinden; und dieses Verschwinden beginnt in der niedern Volksklasse. Die nächste Folge ist, daß weniger Menschen geboren werden, und mehr sterben. Die Schwierigkeit des Lebens hemmt die Ehen, deshalb werden weniger geboren. Die Schwierigkeit des Unterhalts macht aber, daß mehr sterben, nicht eben durch Hunger, sondern aus Unreinlichkeit, durch schlechte Lebensmittel, Mangel an Fleischspeise, ungesunde Wohnungen, schlechte Kleidung, Nahrungssorgen, Mangel an Bequemlichkeit, Pflege in Krankheiten und in der Kindheit. Unerachtet die Volksmenge also von Natur geneigt ist, sich zu vergrößern, wird sie doch dadurch, daß so viele zur Unzeit, und eigentlich aus Mangel sterben, zurückgehalten. Das empörende dabei ist, wie Malthus anführt, nicht der Tod selbst, sondern der Jammer und das Elend, welche vorangehen.

Dieser relative Mangel an Lebensmittel in einem Lande, der übrigens im Ganzen nicht Statt findet, wird mehr oder weniger in allen Staaten angetroffen. In denjenigen Staaten, wo der Wohlstand stillstehend oder in Abnahme

ist,

ist, wird die Volksmenge stets größer seyn, wie die Subsistenz. Der Arbeitslohn ist immer ein Minimum.

Niedrige Preise scheinen nicht immer zur Vermehrung der Volksmenge beizutragen. In England waren sie von 1701 bis 1764 ohne solche Würkung; von 1796 bis 1811 waren die Kornpreise sehr hoch, und die Volksmenge nahm stark zu, wie Colquhoun bemerkt.

Wo der Wohlstand steigt, sind auch mehr und mehr Kapitalien, die in Nahrungszweige gesetzt werden, und die Arbeit wird bezahlt. Doch selbst da, wie in England, ist dieser relative Mangel vorhanden, wegen der höchst ungleichen Vertheilung des Vermögens.

Die inneren Ursachen, welche die Volksmenge hemmten oder verringern, sind die nämlichen, wie die, welche die Produktivkraft und die Produktion schmälern.

1. Ausgebreiteter Müßiggang, worunter ein großes stehendes Heer.
2. Ungleiche Vertheilung des Vermögens.
3. Uebertriebene Anwendung der Kapitalien in dem ausländischen Handel.
4. Armuth und Nahrungslosigkeit sind die Folgen davon, und wieder Ursachen zur weiteren Entvölkerung.

Das Grundprincip für die Bestrebungen der Regierung in Rücksicht der Volksmenge muß also seyn, eine active Industrie im Verein mit oder neben einer bequemen Lage für den gemeinen Mann zuwege zu bringen.

Löset man dies Princip in seine Bestandtheile auf, so bekömmt man folgende praktische Regeln:

1. Der Ackerbau ist die wahre Quelle der Nahrung, und muß deshalb durchs Abhalten der Kapitalien des Landes von anderen Nahrungszweigen, bis jener in Ordnung ist, so viel immer möglich, ermuntert werden.

2. Es

2. Es muß darauf gesehen werden, daß weder dieser noch irgend ein anderer Nahrungszweig überfüllt werde, wodurch der Arbeitslohn zu niedrig und die Subsistenz beschwerlich wird.

Diese Regel müßte wohl für alle Nahrungszweige gelten. Sie muß für den Handel, vorzüglich mit Rücksicht auf Krämer und Detailhändler gelten; denn je mehrere derselben da sind, desto theurer werden die Waaren für den Consumenten, und um so viel näher stehen sie der Gränzen der Armuth; doch ist hieraus noch keine recht große directe Würkung zum Nachtheil für die Volksmenge zu befürchten.

Für Fabrikanten und Handwerker gilt sie schon mehr, weil die Anzahl derselben groß ist, und manche von ihnen zur eigentlichen Arbeitsklasse gehören. Deshalb müßte bei der Erlaubniß, sich als Professionist niederlassen zu dürfen, die äußerste Behutsamkeit herrschen; über das Zunftwesen müßte streng gehalten, und dasselbe von einer Zeit zur anderen verbessert werden.

Am wichtigsten ist die Regel aber mit Rücksicht auf den ackerbauenden Theil des Volks. Dieser Nahrungszweig ist geneigt, sich zu überfüllen, und thut es noch eher bei der geringsten Aufmunterung. Die Art, wodurch dieses geschieht, ist die zwecklose Zerstückelung der Ländereien, deren Schädlichkeit für das Produkt des Ackerbaues und den National-Wohlstand wir schon früher bemerkt haben, und welche sich auch schon hier im Lande, vorzüglich in Jütland, zeigt.

3. So wie ein jedes Gewerbe nicht von mehreren getrieben werden darf, als es ernähren kann, so muß es einigen derselben auch nicht erlaubt seyn, außer einer sehr wachsamen Polizey-Aufsicht getrieben zu werden, als Tagelohn und andere gelegentlich in großen Städten vorfallende Arbeit; solche unsichere Nahrungszweige geben leicht Veranlas-

anlassung, der Ungewißheit durch gesetzwidrige Mittel abzuhelfen. Ueberall in großen Städten zeigen sich die traurigen Folgen einer zu großen Volksmenge, eine große Menge Armer, die keine andere Ursache hat, als die scheinbare Leichtigkeit, sich bei den häufig vorfallenden Gelegenheiten zum Verdienst ein sicheres Auskommen zu erwerben, welches aber meistens fehl schlägt.

4. In großen Städten müßte es gar nicht erlaubt seyn, daß gewisse Nahrungszweige von so vielen getrieben werden, als zur Noth davon leben können. Ausschenker, Kleinhändler, Höker, Tanzsäle u. s. w. alles solches müßte nur von wenigen, aber im Großen getrieben werden. Sie könnten alsdann in einem größeren Style behandelt werden, und leben, ohne daß die Moralität des gemeinen Mannes ganz untergraben würde; dieser könnte bessere Waaren, oder doch wenigstens Geschmack an etwas weniger Gemeinheit in seinen Belustigungen und Erfrischungen bekommen. Die Polizey könnte die Aufsicht darüber führen.

5. Die Hauptsache ist und bleibt die, daß der Staat über Vorsicht bei Schließung der Ehen wacht. Man kann nicht läugnen, daß diese Regel sehr schwierig, ja hart ist, indem man sie aber einräumt, kann doch nicht geläugnet werden, daß die Armuth im Allgemeinen, oder doch größtentheils vom leichtsinnigen Eheschließen ihren Ursprung nimmt. Und ohne Zweifel ist der Staat befugt, den Leichtsinn, mit dem Ehen, besonders in der niedern Volksklasse, geschlossen werden, im Zaum zu halten. Mit vieler Kraft läßt sich Boye darüber aus. Man verbietet, sagt er, Beamten in den Ehestand zu treten, wenn sie nicht durch Einschuß in die Kasse diese für Frau und Kinder Sorge tragen lassen. Dem gemeinen Mann wird aber kein solcher Einschuß auferlegt. Wegen der Versorgung ihrer Kinder sind sie sicher, denn andere übernehmen die Sorge. Armensteuer ist die Kasse,

auf

auf deren Rechnung der niedrigere Theil des Volks sich verheirathet, vermehrt und die Erde anfüllt. Zu dieser Kasse, in die ein jeder im Verhältniß zu seiner Einnahme zahlen muß, tragen augenscheinlich diejenigen am meisten bei, deren Einkünfte am besten zu treffen sind, folglich die Beamte, deren Einkünfte am wenigsten verborgen werden können; so daß diejenigen, denen verboten ist, durch eine unbesonnene Ehe zu sündigen, eben am meisten Brüche für diejenigen bezahlen müssen, welche durch unbesonnene Ehe sündigen. Denn Armensteuer ist ja doch größtentheils nichts anders als Brüche, welche für diejenigen bezahlt wird, die unbesonnen, ehe es Zeit war, Kinder in die Welt setzten. Die Armensteuer ist unbestimmt. Ein jeder Bengel, der das mannbare Alter erreicht hat, kann sie auflegen. Er kann sie jährlich erhöhen, er kann gleichfalls andere überreden, es eben so zu machen. Es ist ganz abhängig von solchen Bengeln, wie sehr ich mich in meinem Gewerbe quälen, und wie klein der Theil des Lohns, den ich selbst für meine Anstrengung behalten darf, seyn soll. Es ist keinem erlaubt, sich in einem öffentlichen Wirthshause an den Tisch zu setzen, wenn er nicht bezahlen kann, was die Portion an diesem Tische kostet. Aber an der Tafel des Staats kann ein jeder Verheirathete mit Familie sich nach Belieben niederlassen, und nach vorgezeigtem Trauschein fordern, daß ich die Portion bezahlen soll. —

Dies Raisonnement ist wohl unwiderlegbar, und führt gerade auf die Behauptung, daß es Pflicht der Staatsverwaltung sey, solche leichtsinnige Ehen zu verhindern, die nicht allein unendliches häusliches Unglück für die Personen selbst, sondern auch den in die Welt gesandten Opfern ein schreckliches Daseyn bereiten, der Nation zur Schande, und den redlich strebsamen Bürgern zum großen Verlust und zur äußersten Beleidigung gereichen. Keine Ehe müßte ohne vor-

vorher geführten Beweis eines wenigstens einigermaaßen gewissen hinreichenden Auskommens für sich selbst und ihre Kinder bis zu einem gewissen Alter erlaubt werden. Diese Wahrnehmung ist um so billiger, da die Armensteuer im Grunde eine so überaus ungleich drückende Steuer ist. Man bemerkt gar nicht, daß die Anzahl der Armen in einem jeden Lande sehr groß ist, und weit größer, als es scheint, indem man die Dürftigen unter verschiedene Klassen der Armuth aufzählt; hier kommen keine andere zum Vorschein, als diejenigen, die mehr oder weniger öffentliche Unterstützung verlangen. Von einer sehr großen Anzahl mehr oder weniger Dürftigen, ja gänzlich Armen und Nothleidenden ist die Rede aber gar nicht, nämlich von allen denjenigen, die Freundschaft, Familienliebe, oder auch bloße Menschlichkeit durch private Unterstützung in der Familie von der öffentlichen Vorsorge abhält. Wie wenige Familien sind wohl hier im Lande, die nicht einen oder mehrere solcher gänzlich Nothleidenden zur unbemerkten Versorgung bei sich haben, und ohne daß jemand hierbei an Armuth oder Armensteuer denkt, als z. B. Mutter, Tante, Geschwisterkinder u. s. w. Was diese kosten, ist sicher nicht unbedeutend. Diese wohl nicht so ganz freiwillige Armensteuer, die so viele entrichten, und die so manchen drückt, befreiet sie gleichwohl keinesweges von der gezwungenen Armensteuer, welche diesen also weit beschwerlicher fallen muß, als anderen, welche so glücklich sind, von der ersten befreiet zu seyn.

Wenn denn auch die Gerechtigkeit, welche der Staat den redlichen und würksamen Mitgliedern des Staats schuldig ist, unbesonnene Ehen und die daraus entstehende Armuth zu verhindern, dazu beiträgt, die Volksmenge innerhalb gewisser Gränzen zu halten, so ist dies etwas Gutes. Der Staat verliert keinesweges dadurch, daß er nur wenige Arme hat; und die Ehre, daß das Land in statistischen

Tabel-

Tabellen mit einer großen Volksmenge paradiren kann, wiegt nicht auf gegen die Sicherheit für rechtmäßigen Erwerb, welcher einer von den Zwecken des Staats ist.

6. Mit dieser Beschränkung der Nahrungszweige auf die Anzahl derjenigen, die solche treiben, und dadurch anständig ihr Auskommen haben können, muß aber zugleich alle Freiheit in der Ausübung eines jeden moralisch passenden Nahrungszweigs verbunden seyn.

7. Der Staat ist nicht deshalb da, damit die größtmögliche Anzahl Menschen ihre unglückliche Existenz darin hinschleppen können, sondern deshalb, daß die Bürger des Staats wenigstens ein nicht beschwerliches Leben führen können. Die Volksmenge ist deshalb keine absolute Größe. Die Stufe der Industrie und Kultur aber, welche eine Nation einmal erreicht hat, erfordert doch eine gewisse Anzahl Menschen, und wenn diese sich vermindert, oder die Vorläufer der Verminderung, Armuth und elendes tägliches Leben, sich einstellen, muß der Staat die Ursachen davon heben. Armuth findet sich in allen Staaten, sporadisch in allen Ständen. Wenn aber einzelne Städte, wenn einzelne Stände, einzelne Bürgerklassen verarmen, so ist die Ursache gewöhnlich local, temporair, und dadurch verursacht, daß ein Nahrungszweig überfüllt, oder in seiner Ausübung beschränkt sey, oder weil eine unverhältnißmäßig niedrige Taxe auf gewisse Arbeiten, z. B. die der Beamte, oder auch ein übertriebenes Steuerwesen Statt findet. Dies letztere kann sogar die Sonderbarkeit bewürken, daß ein Land, welches im vorigen Jahre im Verhältniß zur Nahrungs-Quantität des Landes eine passende Volksmenge besaß, in diesem Jahre zu viele Menschen hat, weil die Steuern, theils durch ihren Betrag, theils durch ihr Object, die Arbeit vertheuern, und diese, so wie dadurch die Produktion, vermindern. Folglich muß das Finanzwesen

des Staats darauf aufmerksam seyn, wie gewisse Steuern vorzüglich oder vor anderen schädlich auf die Arbeit würken.

8. Als Mittel, durch welche der Armuth theils vorgebeugt, theils auch die Wohlfahrt der Staatsbürger befördert wird, können noch angeführt werden: Sorgfalt fürs Schulwesen, für die Gesundheits-Polizey, und endlich für die eigentliche Armen-Verpflegung.

Wir haben nun

Die Würkungen untersucht, welche man einer großen Volksmenge beimessen will;

Die aus derselben hervorgehenden bedenklichen Folgen,

Die natürliche Ordnung, in der die Volksvermehrung sich selbst bestimmt, und

Das Grundprincip für die Bestrebungen der Regierung in Rücksicht der Volksmenge angegeben, und dies Princip in praktische Regeln aufgelöst. Wir sehen uns dadurch zu dem Vorhaben, diese Sätze auf unser Vaterland anzuwenden, als vorbereitet an.

Ein englischer politischer Arithmetiker, Sir W. Petty, berechnete, daß die Volksmenge eines im temperirten europäischen Klima belegenen Landes sich in 10 Jahren verdoppeln könne, wenn kein natürliches oder staatsökonomisches Stokkungsmittel sich einstellte. Auf eine ähnliche Rechnungsart, und unter Voraussetzung einer Mortalität von 1 : 36, und 3 Gebornе gegen 1 Gestorbenen, bekam der große Calculator, L. Euler, $12\frac{1}{2}$ zum Facit. In Nordamerika verdoppelt sich die Volksmenge in 25 Jahren; (wobei die vielen und großen Einwanderungen doch nicht vergessen werden dürfen). In Rußland geschieht die Verdoppelung in 28 Jahren. In Großbritannien in 54, in Irland in 46 und in Frankreich in 50 Jahren. Nach einer gewiß auf unzuverläßige Zählung gegründeten und vielleicht unrichtigen Berechnung sollte die Volksmenge Dännemarks 140 und die der Herzogthümer 173 Jahre gebrauchen, um sich zu verdoppeln. Diese Berechnung ist ganz gewiß unzuverlässig. Sie fällt aber doch viel zu weit unter 50 und 28 Jahre, um nicht sehr verdächtig vorzukommen, und nicht auf die Vermuthung zu führen, daß hier ganz andere sehr bedeu-

tende

tende Stockungsmittel Statt gefunden haben müssen; denn nach einem ungefähren Ueberschlag kann die Verdoppelung im dänischen Staat in 80 Jahren geschehen.

Die Ursachen dieser Langsamkeit müssen seyn: Die schlechte Verfassung des Ackerbaues und des Landwesens.

Die dänische Volksmenge war:

	1769.	1787.	1801—3.	1816.
Dännemark } Herzogthümer }	1,315,000.	840,000. 1,530,000.		1,630,000. [26]

Hierzu Lauenburg und die Colonien mit Island, Grönland, Färöe, zusammen 60,000 Einwohner [27]. Von 1769 bis 1815 beträgt die Zunahme 315,000 (in 47 Jahren), also jährlich 6,700; nach der Rechnung von 1787 bis 1801 und später muß der Ueberschuß wegen Einführung der Kuhblattern, verbesserten Hebammen-Anstalten und Anstellung von Districts-Chirurgen aber 16 bis 17000 betragen.

In den Jahren 1801 und 1803 war Dännemarks Volksmenge:

1. Beamte im Dienst und auf Pension	51,901.
2. Militair	32,242.
3. Ackerbautreibende	611,627.
4. Bürgerliche Gewerbe, Handlung, Fabrik-Treibende	217,136.
5. Schiffer, Fischer	40,517.
6. Dienstbothen	218,553.
7. Tagelöhner, Hausleute	271,675.
8. Arme	46,651.
9. Von ihren Zinsen Lebende	4,903.
10. Ohne Angabe	34,990.
Beim Ackerbau können 1,100,000 gerechnet werden.	
In den Städten lebten	295,212.
Auf dem Lande	1,234,983.

Die

---

26) Vid. pag. 33, wo der Verfasser kaum 1,600,000 annimmt, wir aber eine andere Zahl angaben, der diese noch nicht gleich kömmt.

27) Ist natürlich viel zu wenig. Lauenburg hat 32,000, Island 47,000, Grönland 6000, Färöerne 5000 Einwohner, im Ganzen 90,000 Menschen. Will man die übrigen Colonien mitrechnen, da haben die westindischen Inseln 43,000, Ostindien wohl 40,000, und Guinea 1000 Bewohner. Im Ganzen 174,000 Menschen.

Die Ackerbauklasse ist viel zu wenig beschäftigt; in derselben wird ein Mensch erfordert, um Nahrung für $1\frac{7}{11}$ bis $1\frac{1}{2}$ zum Verbrauch und zur Ausfuhr zuwege zu bringen; in England ist dies Verhältniß, wie 1 : 3.

Das Verhältniß der Gebornen zu den Lebenden 1 : 33. In andern Ländern 1:29. Auf jede Ehe können $2\frac{1}{2}$ Kinder gerechnet werden. Das Verhältniß der Gestorbenen zu den Lebenden ist wie 1:39.

Hierauf beruhet die Zunahme. Die Anzahl der Verehelichten zur Volksmenge ist wie 1:124; in andern Ländern gewöhnlich 1:108.

Es werden mehr Mädchen als Knaben geboren. Es werden ohngefähr 13500 bis 13600 mehr geboren, als sterben, und jedes 11te oder 12te Kind ist unehelich.

Von der ganzen Volksmenge rechnen einige, z. B. Lawätz, 56000 Arme, und von diesen 23800 als Alte, Blinde, Taubstumme, Krüppel.

Hohes Alter, wie 90 bis 100 ist selten, und 60 bis 75 Jahr bilden wohl ein gewöhnliches Maximum. In staatsökonomischer Rücksicht ist es gar kein Verlust, daß Leute nicht lange leben; denn im hohen Alter ist die Arbeits-Tüchtigkeit verschwunden, und der staatsökonomische Nutzen nicht mehr vorhanden.

Die Bevölkerung = 964 □Meilen[28]) mit 1,630,000 Menschen = 1700 auf die □Meile; es könnten leben 2500 = 2,410,000, oder gar 3000 = 2,892,000 Menschen.

Soviel könnte die Volksmenge mit Wahrscheinlichkeit zunehmen. Bevor man aber dies wünscht, muß man erst wissen, ob sie nicht vielleicht schon so groß sey, als nöthig thut, und man müßte vorhersehen, ob eine größere Volksmenge den National-Wohlstand würklich weiter bringen würde.

Der wahre Maaßstab für das Verhältniß der Volksmenge zu den Nahrungszweigen des Landes muß unleugbar der Grad von Wohlstand seyn, in dem die Nation, und vorzüglich die niederen Volksklassen, leben.

Das

---

[28]) Ueber die Größe haben wir pag. 55 ein mehreres gesagt.

Das wahre Symptom des Mißverhältnisses ist die Zunahme der Armuth in Zahl und Art. Armseligkeit im täglichen Leben geht voran, und verkündet das Symptom.

Leben nun von 1,630,000 Menschen 56000 als eigentlich Arme und Nothleidende, das will sagen, jeder 24ste Mensch ist mehr oder weniger Almosengenosse, so ist dies wohl nicht viel. Es ist keine 3 pCt., indem sehr alte, schwache und gebrechliche Personen mit darunter begriffen sind. Wenn aber die 12000 davon allein auf Kopenhagen und Altona, mit anderen Worten, auf eine Volksmenge von circa 115,000 Seelen kommen, wenn ein sehr großer Theil der Arbeiter auf dem Lande, Hausleute, Insten, eine Anzahl von 271,000 Menschen, auf den Gränzen der Armuth lebt, schlecht genährt wird, schlecht bekleidet ist, und schlecht wohnt — so ist dies ein Beweis dafür, daß wenigstens einige Stände zu zahlreich bevölkert, und einige Klassen zu überfüllt sind. Und wenn nun selbst unter den würklichen Bauern das tägliche Leben beschwerlich und mäßig ist, so muß man gestehen, daß der Wohlstand der zahlreichsten Klasse, der Arbeitsklasse, wahrlich nur niedrig, und keinesweges zu einer zufriedenen Stimmung ermunternd sey.

In den Städten, vorzüglich in Kopenhagen, ist diese überflüssige verarmende Volksmenge ohne Zweifel aus Mangel an Aufsicht mit den von allen Seiten her zugeströmten Menschen entstanden, die hier, wie überall in großen Städten und Hauptstädten, ihre Zuflucht nehmen; theils auch aus der Leichtigkeit, mit der man hier die Ehen auf unsichere Nahrungszweige und Bürgerbriefe in allen Gewerben erlaubte. Die Bauart Kopenhagens ist zum Theil Schuld daran, indem so viele Keller sind, die leichte Wohnungen für viele zum Theil unbedeutende, und zum Theil schädliche Gewerbe abgeben; die Eigenschaft derselben als Handelsstadt, durch zufällige Arbeit; wozu kömmt, daß Kopenhagen im Ganzen genommen, ein ziemlich theurer Ort ist.

Auf dem Lande liegt die Schuld vorzüglich an der Zerstückelung der Ländereien; das Produkt im Ganzen ist aber doch groß genug, der Zustand des Vermögens ist nur nicht so, daß ein jeder bekommen kann, was er bedarf,

weil

weil er theils aus Faulheit nicht genug arbeitet, theils weil die Arbeit, die er bekommen kann, nicht hinreichend ist, indem der Landwirthschaft das Kapital fehlt. Daß dies letztere fehlt, ist wohl zum Theil beständig, doch auch zum Theil nur vorübergehend, den niedrigen Kornpreisen, den Steuern und vielfachen anderen Lasten zuzuschreiben.

Das Steuerwesen ist überhaupt jetzt eine wichtige Ursache des Mangels an Kapital, an Arbeit, der Noth, Kraftlosigkeit, und einer schon relativ zu großen Volksmenge. In England kann der Landmann der Steuern halber jetzt den Weizen nicht unter 8 Species die Tonne bauen. Das kann er nicht dafür erhalten, also verarmt er.

Ein solcher Druck kann aber gehoben werden, und dadurch wird die Volksmenge in der Ackerbauklasse augenblicklich verhältnißmäßig, ja wohl gar etwas zu klein werden, und also von selbst steigen. Moser sagt, die Menschen können mit Waaren verglichen werden, die kommen, wo sie gebraucht werden, aber ausbleiben, wo dies nicht der Fall ist.

Wohlstand befördert die Volksmenge. Armuth verhindert nicht immer, daß viele Kinder geboren werden; sie sterben aber bald, wie dieses in den scotischen Hochlanden zu sehen ist.

Die Volksmenge Dännemarks ist also für den Augenblick und unter den obwaltenden Umständen ohne Zweifel zu groß, oder eigentlich größer, als daß das National-Kapital sie gehörig beschäftigen kann. Der Fehler kann aber leicht gehoben werden, wenn die Umstände dem Staat erlauben, seine Forderungen herabzusetzen, oder wenigstens die Last etwas auf die Seite zu schieben.

Die zweite Frage, ob eine größere Volksmenge allein das National-Vermögen vergrößern werde, hängt lediglich von den Umständen ab. Im Allgemeinen kann man sich einen Begriff von dem Werth eines Menschen, als Produktiv-Mittel betrachtet, machen.

Das Minimum der Bedürfnisse eines Menschen in Dännemark ist $33\frac{1}{3}$ Rthlr. gr. Cour., oder genau $27\frac{32}{120}$ Species, das will sagen, er vernichtet einen würklichen Werth von $27\frac{1}{4}$ Species, wenn die Nation auch nicht immer den Werth verkaufen könnte.

Das

Das Minimum des Tagelohns ist = 1 Reichsort oder $\frac{1}{5}$ Species. Eine Familie von 5 Personen ist so viel als $2\frac{1}{2}$ arbeitende Menschen.

Jährlich 300 Arbeitstage, also für jede Familie 750 Arbeitstage a $\frac{1}{5}$ Species, machen 150 Species für 5 Personen, und für eine 30 Species, oder $2\frac{3}{4}$ Sp. pr. Person jährlich, welche der Staat gewinnt. Je bessere Arbeit, desto mehr Gewinn, je grösseres Minimum an Bedürfnissen, desto grösserer Vortheil bei dem nämlichen Arbeitswerth.

Verdient ein Mensch in Dännemark nun gerade $27\frac{1}{4}$ Species, so gewinnt die Nation nichts, und verliert nichts. Vermehrt die Volksmenge sich während dieser Bilanz, so ist die Vermehrung weder heilsam noch schädlich, mit Ausnahme dessen, daß im letzten Fall durch Unfälle mehr Arme entstehen u. s. w.

Verdient er mehr, so gewinnt die Nation, und die Zunahme der Volksmenge ist heilsam; verdient er weniger, so findet das entgegengesetzte Statt.

Da zufolge unserer Rechnung etwas mehr, nämlich $2\frac{3}{4}$ Sp. pr. Person verdient wird, so sollte die Volksmenge in Dännemark jetzt in einem richtigen Verhältnisse seyn. Von allem willkührlichen in solchen Rechnungen abgesehen, müssen wir aber bemerken, daß der Ueberschuß von $2\frac{3}{4}$ Sp. doch überaus gering ist, und in einzelnen Jahren durch ungewöhnliche Preise leicht verschwinden kann.

Wenn das Alter eines Menschen nun = 29 Jahren ist, so bringt er a $2\frac{3}{4}$ Sp. nur $79\frac{3}{4}$ Spec. im Ganzen ein. (Man rechnet nämlich gewöhnlich, daß die Lebenszeit von 1000 Menschen zusammen 29,000 Jahr ausmacht, das will sagen, 29 Jahr für jeden einzelnen Menschen.) Und diese $79\frac{3}{4}$ Species werden ohngefähr den staatsökonomischen Kapitalwerth eines Menschen in Dännemark abgeben. Die Volksmenge Dännemarks ist deshalb unter den jetzigen Verhältnissen eher zu groß, als zu klein. Das Verhältniß kann aber unserer früher gemachten Bemerkung zufolge sehr bald verändert werden, und wenn dies geschieht, wird sie zu gering seyn.

Druckfehler und Verbesserungen.

Seite 8. Zeile 9. st. es l. er.
" 10. " 24. st. den Münzfuß l. Herabsetzung des Münzfußes.
" 11. " 18. nach „Dänischen Staats“ füge hinzu: „welche die National-Industrie begründet.“
" 15. " 7. st. der Mittel l. den Mitteln.
" 16. " 13. st. Fernere l. Innere.
" 24. " 1. st. der Vierte l. der Dritte.
" 29. " 24. st. unglaubliche l. unerträgliche.
" 37. " 3. v. u. nach „schon“ füge hinzu: „viel“.
" 50. " 7. nach „wiederum“ l. „vielleicht weniger gesucht macht.“
" 52. " 21. st. Wandsyssel l. Wendsyssel.
" 53. " 17. st. növrischen l. hannöverschen.
" 54. " 5. st. Femarn l. Fehmern.
" 57. " 2. v. u. st. Föhr l. Amrum.
" 91. " 16. und
" 92. " 1. st. etwas über l. ohngefähr.
" 93. " 4. v. u. st. dem l. den.
" 95. " 14. streiche „ganz.“
" 97. " 5. lies: gefährdete, wurden diese u. s. w.
" 109. " 6. v. u. st. weniger l. so viel.
" 111. " 1. v. u. streiche „ein.“
" 127. " 7. nach „Weizen“ füge hinzu: „und Gerste.“
" 139. " 17. st. So l. Sie.
" 142. " 7. st. Aarts l. Arts.
" 143. " 11. streiche „oder nützlich.“
" 171. " 1. st. ist l. in.
" 192. " 4. v. u. st. besondern l. eigentlichen.
" 201. " 14. st. von l. vor.
" 211. " 15. st. erräth l. verräth.

Staats[illegible]nek
München

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Olufsen, Oluf C.

National-Industrie

Altona 1820

Bibl.Mont. 4960
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10726244-5